Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde, Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V. Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz, Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Adolf Schmid, Freiburg

Schriftleitung und Redaktion: Heinrich Hauß Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

> Geschäftsstelle: Haus Badische Heimat, Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00-12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Land Baden-Württemberg, Regierungspräsidium



Zeitschrift wird vom vertreten durch das Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 7,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe, Kto.-Nr. 16468-751, BLZ 66010075

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau Kto.-Nr. 2003201, BLZ 680 501 01 Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@@braun-buchverlag.de

E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig



Inhalt

Von der Residenz zur Landstadt Das Schönbor	rn-Gymnasium
Rastatt in den Jahrzehnten in Bruchsal	
	ınd ihre Geschichte
Marco Müller	
Thomas Moos	5582
Zur Geschichte des	
3.5 (1 317.1)	rn-Gymnasium
	igste Geschichte
Zur Verwaltungsgeschichte des (1955–2005)	
Landkreises Rastatt Rudolf-Manfr	ed Hagelstein 590
Moutin Walton	
Zwischen im	
Die Bundesfestung Rastatt und Widersta	
	n zum Geschichts-
	r 30er-Jahre in Baden.
	Rudolf Imgraben
8	erle594
Martin Walter	rt oder einfach
Im Donner der Motoren nur "Spaß"?	it oder eimach
	end des einst stolzen
erfolgreichsten deutschen Karlsruher Ti	
<u> </u>	ser
Martin Walter 548	
30 Jahre Euro	pa-Park Rust
Eisenbahn- und Automobil- Stationen ein	er Erfolgsgeschichte
Pioniere in und aus Baden-Baden im Südwester	n Deutschlands
	Becker 605
Dieter Baeuerle553	
Der Kunst-Knast von "Kunst muss	dienen"
Radan Radan Das Werk des	
Deiner Hachling y Langenguer 564 Albert Finck	
Klaus Finck.	609
Reinhard Fieser	
Ein tatkräftiger Oberbürger-	
	urtstag des Malers
Reiner Haehling v. Lanzenauer . 567 und Grafikers	
	el615
Schüsse auf den König	ne Wappen der
Eletteittatei Tittee	dt619
Reiner Haehling v. Lanzenauer . 571 Stefan Schmi	ut
Joachim Ringelnatz als Vergangenhei	tsverschönerung:
Baden-Badener Kasperlefigur Zur Neubener	
von Eugen Schillet "Neithalle in	Offenburg

Aktuette informationen
In eigener Sache Voranzeige Publikation der Badischen Heimat im Monat Mai 2006 Heinrich Hauß
SchillerZeit in Mannheim Schiller lebte rund ein Jahr und neun Monate in Mannheim Ausstellung vom 17. September 2005 bis 29. Januar 2006 Heinrich Hauß
Johannes Werner Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf Heinrich Hauß
Mannheim hat nach langer Zeit wieder eine kleine Stadtgeschichte Heinrich Hauß 636
Kürnbach/Baden – und die "badische Kelter" Eine beispielhafte denkmal- pflegerische Leistung Adolf Schmid

"Alemannentag" in Wittnau Adolf Schmid
Biographie von Prof. Albert Finck 9. Juli 1895 – 15. Januar 1958 Klaus Finck
Prof. Dr. Wolfgang E. Stopfel wurde 70 Joachim Müller-Bremberger 639
Das Adelsprädikat für Bad Krozingen: Stadterhebung Adolf Schmid
Straßburg 1605 Geburtsort des Journalismus Adolf Schmid 640
Denkmalschutzpreis 2005 641
Kunst der 20er Jahre in Karlsruhe 641
In Memoriam Otto Bernhard Roegele Adolf Schmid
Ausstellungen in Baden643
Buchbesprechungen 650







Wir wünschen unseren Mitgliedern in Baden und Treunden in aller Welt ein gutes Jahr

2006

Landesvorstand, Beirat und Regionalvertreter der "Badischen Heimat"

Marco Müller



Von der Residenz zur Landstadt

Rastatt in den Jahrzehnten nach 1771

"Seit kein Hof mehr in Rastatt ist, macht die Stadt eine traurige Figur, öde und tot, und muß nur von der Landschaft leben. Unter dem letzten Markgrafen schwelgte alles im Überfluß, die Einwohner lebten lustig mit, sie können sich noch immer nicht in die Metamorphose finden (...)."¹

Ein Hauch von Endzeitstimmung lag über dem letzten Jahrzehnt Rastatts als Residenzstadt der Markgrafen von Baden-Baden unter Markgraf August Georg und seiner Gemahlin Maria Viktoria von Aremberg, deren Ehe kinderlos geblieben war. Glanzvolle Feste wurden gefeiert in dem Bewusstsein, keine Leibeserben zu haben, für die es sich zu sparen lohnte, die Vereinigung mit der evangelischen Markgrafschaft Baden-Durlach nach dem Erbvertrag vom 28. Januar 1765 nur noch eine Frage der Zeit. Gleichzeitig waren diese Jahre geprägt von zahlreichen Maßnahmen des Fürstenpaares, die katholische Glaubensfreiheit ihrer Untertanen zu festigen. Der Tod August Georgs am 21. Oktober 1771 löste den Erbfall aus. Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach übernahm ein verschuldetes Erbe. Für Rastatt bedeutete das Aussterben der katholischen Linie des Hauses Baden den Verlust des Status einer Residenzstadt, da die baden-durlachische Residenzstadt Karlsruhe auch Residenz der vereinigten Markgrafschaft wurde. Die in Rastatt ansässigen Regierungsbehörden wurden aufgehoben oder nach Karlsruhe verlegt. Einwohnerzahl, Gewerbe und Handel stagnierten.

Um diese Auswirkungen nicht allzu gravierend erscheinen zu lassen, wurden verschiedene Pläne entwickelt, die wirtschaftlichen und finanziellen Folgen für die Stadt zu mindern. In diesem Zusammenhang ist vor allem die Errichtung einer Stahlfabrik zu nennen, aber auch die Vergabe weiterer Privilegien für

kleinere Manufakturen in Rastatt. Zu den ungewöhnlicheren Plänen gehörte dagegen sicherlich das Vorhaben, in Rastatt eine Universität zu errichten.²

EINE UNIVERSITÄT IN RASTATT?

Die Markgrafschaft Baden verfügte zum damaligen Zeitpunkt noch nicht über eine Universität. Die Universitäten Freiburg und Heidelberg gehörten erst seit Napoleonischer Zeit zu Baden. Sicherlich wünschte sich auch Markgraf Karl Friedrich eine Universität, zuerst aber musste die Kostenfrage erörtert werden. So waren die ersten Überlegungen zur Errichtung einer Universität vor allem kameralistischer Natur. Zwar versprach man sich von den Professoren relativ geringen wirtschaftlichen Nutzen, da diese vom Staat bezahlt werden mussten, doch die von auswärts kommenden Studenten würden genügend Geld ins Land bringen. Zudem würden Einheimische nicht mehr in anderen Ländern studieren, sondern im Land bleiben. Solche Pläne wurden erstmals von den Geheimen Räten Reinhard und Preuschen erörtert, noch zu Lebzeiten des Markgrafen August Georg von Baden-Baden. Georg Ernst Ludwig Preuschen kam 1773 auf seine früheren Pläne zurück, da bereits die Aufhebung des Jesuitenordens, der in Baden-Baden und Ettlingen Kollegien und in Ottersweier ein Superiorat besaß, absehbar war. Das Vermögen des Jesuitenordens sollte für die Errichtung einer Universität eingesetzt werden. Die Rastatter Universität würde sich, so Preuschen, schon mit 100-200 Studenten bezahlt machen, die jährlich 60 000-80 000 Gulden verzehren sollten.

Preuschens ursprünglicher Plan von 1766 sah eine theologische Fakultät mit zwei katholischen und zwei der Augsburger Konfession



Markgraf August Georg von Baden-Baden

Stadtmuseum Rastatt

angehörigen Professoren, eine juristische mit sechs, je zur Hälfte katholische und evangelische Professoren, eine medizinische mit einem katholischen und einem evangelischen Professor und schließlich eine philosophische Fakultät mit acht Professoren vor. Diese Planung wurde 1773 nur wenig geändert; lediglich der bisherige markgräfliche Leibmedikus Wolff sollte die medizinische Fakultät als Professor honorarius, d. h. ohne Gehalt, verstärken. Preuschen machte sogar Personalvorschläge für die einzelnen Professoren-



Stadtansicht mit Schloss. Gemälde von J. W. Hauwiller, 1785.

Stadtmuseum Rastatt

stellen. Obwohl über die räumliche Unterbringung der Universität kein Wort verloren wird, ist davon auszugehen, dass sie nur im ehemaligen Residenzschloss erfolgen konnte.

Dass der Plan zur Errichtung einer Universität in Rastatt nicht in die Tat umgesetzt wurde, ist wohl vor allem auf finanzielle Aspekte zurückzuführen. Die jährlichen Einnahmen des Jesuitenordens waren nicht hoch genug um das Vorhaben zu verwirklichen. Preuschens Plan versank in der Schublade, stattdessen gründete Markgraf Karl Friedrich an Stelle des Jesuitenkollegs in Baden-Baden ein Lehrinstitut mit vier neuen Schulklassen, der Vorläufer des Rastatter Lyzeums.

SCHLOSS UND SCHLOSSGARTEN

Der neue Landesvater und seine Nachkommen bewohnten das Rastatter Schloss nur gelegentlich. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass die Räume des Schlosses nicht dem veränderten Wohn- und Repräsentationsbedürfnis der jeweiligen Zeit angepasst wurden, sondern weitgehend in ihrem barocken Zustand erhalten blieben. Dagegen wurde ein Teil der Kunstsammlung, den Markgraf August Georg im Falle seines Todes dem Wiener Kaiserhof vermacht hatte, 1775 in Offenburg versteigert. Ein bedauernswertes Schicksal erlitt auch der Schlossgarten. Zwar wurde der Garten nach Plänen von Baumeister Franz Ignaz Krohmer nach dem Tode August Georgs noch einmal umgestaltet, doch Markgraf Karl Friedrich wollte bald die Kosten für die teure Unterhaltung des Barockgartens sparen. 1779 verkaufte er Orangenbäume im Wert von 3000 Gulden. 1783 wurde der Gartendienst ganz aufgehoben, Gärtner Carl Hild nach Ettlingen versetzt. Der letzte Hofgärtner Jakob Ensle blieb in Rastatt und durfte Teile des Gartens bis zu seinem Tod kostenlos nutzen. Einzelne Teile des Gartens wurde an Privatpersonen verpachtet, ein Stück 1829 zur Anlegung eines Friedhofs verwendet. Ein wesentliches Stück fiel danach dem Festungsbau zum Opfer.3 Froh waren dagegen die Einwohner von Iffezheim und Sandweier, dass 1772 der 1756 von Markgraf Ludwig Georg angelegte markgräfliche Tiergarten in der Geggenau aufgegeben wurde und die Gemeinden den Wald zur Eigenbewirtschaftung wieder zurückerhielten. Schon Markgraf August Georg hatte dem Tiergarten kein Interesse mehr entgegengebracht, ihn aber dennoch bestehen lassen.4

Hofpersonal und Einwohnerzahlen

Für Residenzstädte galt allgemein, dass in ihnen ein überproportional großer Anteil an Dienstboten vorhanden war. Diese Gruppe war in sich sehr heterogen. Das Dienstpersonal des Landesfürsten und der höheren Beamten besaß naturgemäß eine ganz andere Reputation als die Bediensteten der Bürgerschaft. Zudem waren in Residenzstädten viele ungelernte oder angelernte Arbeitskräfte vorhanden, die sich bessere Chancen als in anderen Städten ausrechneten, ihren Unterhalt als Tagelöhner etwa bei fürstlichen Bauvorhaben

bestreiten zu können. Hinzu kamen die Militärpersonen mit ihren Familienangehörigen in der Stadt, seien es die Truppen der Garnison oder die zeremoniellen Belangen dienende Leibgarde des Fürsten.⁵

Auch wenn der Rastatter Hof sich nicht mit den großen Residenzen Südwestdeutschlands wie etwa Mannheim oder Ludwigsburg messen konnte, so war dennoch ein recht umfangreiches Hofpersonal beim Tode des letzten Markgrafen 1771 vorhanden. Allein der Personalstand der Hofkapelle lag bei etwa 33 Personen, von denen zwölf im Frühjahr 1772 in die Karlsruher Hofmusik des Markgrafen Karl Friedrich übernommen wurden. Andere fanden Anstellung an anderen Höfen. Ein ganze Reihe von Musikern verblieb jedoch in Rastatt, wo die älteren unter ihnen als Pensionäre unter teils prekären finanziellen Bedingungen lebten, die jüngeren teilweise an der Rastatter Kirchenmusik mitwirkten.⁶ Auch die anderen Künstler am Hofe wurden zwar offiziell übernommen, doch gab es Unterschiede bei der finanziellen Behandlung. Während der aus dem Elsaß stammende und seit 1768 in Rastatt arbeitende Hofmaler Josef Wolfgang Hauwiller durchaus in der Gunst des neuen Landesherrn stand, musste sich der Hofmaler Philipp Jakob Nikodemo mit einer Pension von jährlich 100 Gulden zufrieden geben, dazu bisweilen Gnadengeschenke oder einzelne Auftragsarbeiten.⁷

Die Hofbeamten wurden entweder in Rastatt weiter beschäftigt oder nach Karlsruhe übernommen. So wurde beispielsweise der letzte baden-badische Oberhofmarschall, Franz Anton Fidel von Schönau-Wehr, Obervogt von Rastatt und Kuppenheim.

Wesentlich umfangreicher war das einfache Hofpersonal, die Zofen und Lakaien, die Gärtner und Köche, die Trüffel- und Fasanenjäger, die Fuhr- und Reitknechte. Markgraf August Georg hatte einen Marstall von 300 Pferden unterhalten. Die Zahl seiner Pagen, Stallmeister und sonstigen Hofdiener überstieg 500 Personen.⁸ Obwohl der Witwe von August Georg, der Markgräfin Maria Viktoria, das Rastatter Schloss anfänglich neben Baden-Baden als Witwensitz diente, war nur noch ein kleiner Teil des vormaligen Hofpersonals in ihren Diensten. 1774 verlegte die fromme Markgräfin nach Unstimmigkeiten mit dem



Markgräfin Maria Viktoria geborene von Aremberg, Gemälde von J. W. Hauwiller Stadtmuseum Rastatt

evangelischen Nachfolger ihres Mannes ihren Wohnsitz nach Ottersweier, das damals zu der vorderösterreichischen Landvogtei Ortenau gehörte. Sie starb 1793 in Straßburg. Im Jahr 1798 waren unter den 181 Menschen in Rastatt, die finanziell unterstützt werden mussten, 28 Diener- und 54 Soldatenwitwen mit ihren Kindern.⁹ Dies macht deutlich, wie wenig das einfache Hofpersonal finanziell abgesichert war.

Am besten lässt sich anhand der Einwohnerzahlen von Rastatt die Bedeutung des Hofes erkennen. Im Jahr 1701 waren 150 Familien in Rastatt ansässig. Sprunghaft stieg die Zahl der Einwohner. 1740 waren es angeblich über 5000 Menschen, die in Rastatt wohnten, darunter allein 81 Böhmen mit ihren Familien. Hinzu kamen Schwaben, Bayern, Pfälzer, Elsässer, Franzosen, Lothringer, Tiroler, Salzburger, Ober- und Niederösterreicher, Italiener und viele andere mehr. 10 Spätestens nach 1771, vielleicht aber schon vorher, sank die Einwohnerzahl herab. Anfang Januar 1782 waren bei einer Aufnahme der Seelenzahl 3619 Menschen in Rastatt wohnhaft, darunter 999 Knechte und Mägde und 160 Evangelische. 11 Ende Dezember 1797 lebten 3861 Einwohner in der Stadt, die damaligen Kongressteil-

nehmer nicht mit eingerechnet. ¹² Zum Vergleich: Karlsruhe war 1775 von nur 3333 Menschen bewohnt. ¹³

Bis 1771 waren fast alle Einwohner Rastatts katholisch. Nach der Vereinigung der Markgrafschaften waren einige evangelische Hofbeamte mit ihren Familien nach Rastatt übergesiedelt. Zunächst fand alle 14 Tage ein Gottesdienst in einem Zimmer des Schlosses statt. Der Karlsruher Hof- und Stadtvikar Johann Friedrich Nüßlin reiste eigens für diese Gottesdienste aus Karlsruhe an. Durch Zuzug von Arbeitern und Handwerkern wuchs die kleine evangelische Gemeinde rasch an. 1777 verlegte man den Gottesdienst in den großen Bibliothekssaal des Schlosses und richtete eine evangelische Knabenschule ein. Am 9. November 1804 wurde schließlich eine eigene evangelische Pfarrei gegründet.14 Die evangelische Volksschule fand im Jahr darauf Unterkunft im ehemaligen Franziskanerkloster. Der erste evangelische Gottesdienst in der früheren Klosterkirche fand erst am 4. Oktober 1807 statt, da die Kirche zwischenzeitlich als Magazin der napoleonischen Truppen mit Heu und Stroh angefüllt war. Bis 1822 war der Anteil der Evangelischen an der Gesamtbevölkerung auf 5,7 Prozent angestiegen. 15

Zahlenmäßig kaum ins Gewicht fiel die kleine jüdische Gemeinde. 1767 waren gerade einmal vier Familien in Rastatt wohnhaft gewesen, was vor allem am streng katholischen markgräflichen Hof lag. 1797 waren hier sieben jüdische Ehepaare, eine Witwe, zwei ledige Männer sowie 15 Kinder wohnhaft. Hinzu kamen noch ein männlicher und vier weibliche Dienstboten. Insgesamt zählte die jüdische Gemeinde 37 Personen. 16

GARNISON

Rastatt war seit seiner Zeit als markgräfliche Residenz auch Garnisonsstandort.
Markgraf Karl Friedrich hatte von August Georg nur eine kleine Truppe von etwa 300 Soldaten übernommen, die zum größten Teil in Rastatt stationiert war. Zusammen mit den Kreistruppen stellte die vereinigte Markgrafschaft zu Beginn der 1770er Jahre gerade einmal 740 Soldaten. 1780 erreichte das badische Militär erstmals Formationsstrukturen, die die

Bezeichnung "stehendes Heer" verdienten. Es wurde ein Leibinfanterieregiment gebildet, das aus zwei Bataillonen zu je vier Kompanien bestand. Die ehemaligen Baden-Badener Grenadiere bildeten das II. Bataillon mit Garnison in Rastatt, während das I. Bataillon in Durlach stationiert war. Jede Kompanie bestand aus drei Offizieren, sechs Unteroffizieren und 70 einfachen Soldaten. Aus vorwiegend konfessionellen Rücksichten waren die Rekrutierungsgebiete der beiden Bataillone streng voneinander getrennt. Das Rastatter Bataillon durfte nur aus den Ämtern der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Baden Truppen anwerben. 18

Vom Ausbruch des Ersten Koalitionskrieges bis 1814 hatte Baden fast ununterbrochen Truppen stellen müssen, zuerst für das Heer des Schwäbischen Kreises, später (ab 1796) für Napoleon als Mitglied des Rheinbundes (ab 1806), dann, ab November 1813, wieder für das Lager der gegen Napoleon verbündeten Mächte. Anfang 1803 zählte das in Rastatt stationierte Füsilierbataillon 13 Offiziere, 35 Unteroffiziere, 320 Füsiliere und zwölf Spielleute. 19 Die Organisation des badischen Heeres änderte sich in diesen Jahrzehnten mehrmals, ohne dass darauf an dieser Stelle näher eingegangen werden kann.

Bei der geringen Zahl der badischen Truppen waren Kasernen, zumindest für die Infanterie, die zum Teil als Kontingentstruppe für nur kurze Zeit einberufen war, lange Zeit nicht von dringender Notwendigkeit. Die Soldaten waren zum größten Teil verheiratet und bei Bürgern untergebracht, die dafür pro einquartiertem Mann einen Schlafkreuzer bekamen. Die Bürger in Garnisonsstädten, die keine Soldaten aufnahmen, hatten eine Ausgleichszahlung zu leisten.²⁰

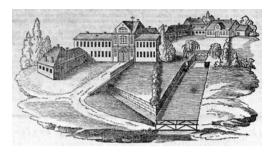
Bis 1803 war eine Hinterbliebenen- und Invalidenversorgung in Baden aufgrund der geringen Truppenstärke nicht geregelt. Mit der Vergrößerung der Armee musste hierfür Sorge getroffen werden. 1804 wurde deshalb eine Militärwitwenkasse gegründet. Gespeist wurde der Fonds durch unterschiedliche kleinere Abgaben, Stiftungen und durch staatliche Zuschüsse. Eine zweite Versorgungsanstalt bestand für die Invaliden und ausgemusterten Soldaten in der Einrichtung einer Garnisons-

kompanie und in dem 1805 geschaffenen "Real-Invaliden-Korps", dessen Stab in Rastatt stationiert war, während die Mannschaften nur in Listen geführt wurden und zerstreut in ganz Baden lebten. Zu diesem Korps gehörten bei seiner Gründung sieben Offiziere und 276 Unteroffiziere und Soldaten.²¹

WIRTSCHAFTLICHE FÖRDERMASSNAHMEN

Stagnation auf fast allen Bereichen des Erwerbslebens war mit dem Verlust der Residenz verbunden. So bat beispielsweise der Pächter der städtischen Ziegelhütte, Hans Georg Ibach, der die Hütte am 2. 10. 1771 nur wenige Wochen vor dem Tod von August Georg für sechs Jahre für eine jährliche Pacht von 255 Gulden ersteigert hatte, am 6. Januar 1773 um eine Reduzierung der Pacht auf jährlich 150 Gulden. Als Begründung führte er an: "Gleich wir aber unter dießem ersten Jahr in dahiesiger Residentz-Stadt sich Eine solche höchst Betrübte Veränderung geyseret [geäußert, M.M.], welche nicht nur allein mir[,] sondern samentlicher Buergerschaft Bekannt, und zum größten Nachtheill gereichet (...)."22

Erwähnenswert ist die von Markgraf Karl Friedrich geförderte Ansiedlung einer "englischen" Stahlfabrik, die die erste Fabrikansiedlung im ehemals baden-badischen Landesteil war. Hinzu kamen Privilegien zu weiteren Manufakturen in Rastatt, beispielsweise zu einer Puder- und Stärkefabrik, einer Porzellan-, einer Billard- und einer Tabakfabrik, deren Gründung aber wohl nicht durch die markgräfliche Regierung angeregt worden war, sondern Initiativen einzelner Bürger waren. Mit Ausnahme der Stahlfabrik blieb die Zahl der Beschäftigten allerdings gering. Die Stahlfabrik wurde 1774 unter dem Namen "Clais und Companie" gegründet, doch erst mit der Übernahme der Firma durch die aus Sachsen stammenden Gebrüder Schlaff 1777 begann sich der Betrieb allmählich auszudehnen. Gleichwohl hatte der Betrieb mit wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen, da die finanzielle Ausstattung des Unternehmens recht bescheiden war. Schon bald verlegte man den Produktionsschwerpunkt von der Stahl-

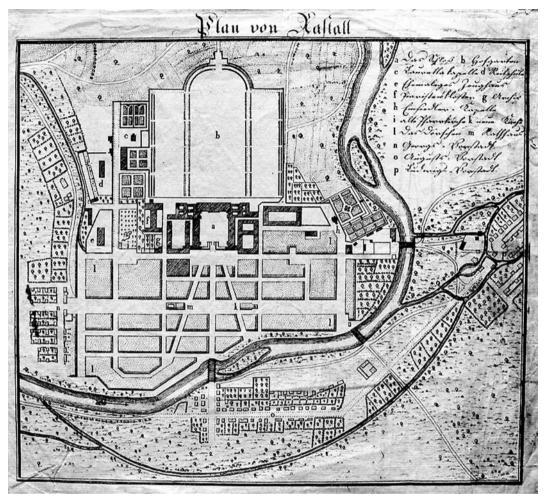


Stahlfabrik der Gebrüder Schlaff zu Beginn des 19. Jahrhunderts Stadtarchiv Rastatt

fabrikation auf die Herstellung von Kutschen, später war die Produktion von Schuhen, Stiefeln, Strümpfen, Hüten, Sätteln, Geschirr etc. hinzugekommen. Zeitweise hatte der Betrieb bis zu 80 Arbeiter beschäftigt.²³ Doch auch die Stahlfabrik konnte den Niedergang in Rastatt zunächst nicht aufhalten. Joachim Heinrich Campe, ein Schulmann aus Braunschweig, berichtete 1786: "Rastatt ist nunmehr auch in dem Falle, worin Durlach und andere ehemalige Residenzstädte sich befinden, es leidet Mangel an Nahrung. Zwar hat man eine Stahlfabrik angelegt, aber diese kann ebenso wenig wie die Fayencefabrik zu Durlach die ehemalige Anwesenheit des Hofes und der Collegien ersetzen. Der Ort verarmt und wird immer mehr entvölkert. Hausmiete und Lebensmittel sind daher unglaublich wohlfeil, und eine Familie, welche 500 Gulden zu verzehren hat, wird hier für wohlhabend gehalten."24

Französische Emigranten und Rastatter Kongress

In den Jahren nach dem Ausbruch der Französischen Revolution 1789 wurde die Markgrafschaft Baden Sammlungsort französischer Exilanten. Waren die Emigranten zunächst zahlenmäßig noch überschaubar und hauptsächlich Angehörige des Adels und des katholischen Klerus, so kam es ab Ende 1793 im Gefolge des sich aus dem Elsaß zurückziehenden österreichisch-preußischen Koalitionsheeres zu einer Massenflucht, während derer sich in nur wenigen Tagen Zehntausende über den Rhein nach Baden flüchteten. Nun waren es vor allem Bauern und Handwerker,



Stadtplan, um 1800 Stadtarchiv Rastati

die sich aus Angst vor den Republikanern auf das rechte Rheinufer in Sicherheit zu bringen suchten, aber auch die Emigrantenarmee des Fürsten Condé ließ sich am 23. und 24. Mai 1794 im Oberamt Rastatt nieder. In Rastatt, wo Condé einen Flügel des Schlosses bewohnte, war die Situation besonders prekär. Noch bevor Teile des Corps de Condé in Rastatt eintrafen. waren bereits etwa 600 französische Flüchtlinge in der Stadt, nun sollten noch 300 Männer aufgenommen werden. Doch innerhalb von zwei Tagen war deren Zahl schon auf etwa 800 angestiegen. Die Folgen waren Nahrungsmittelknappheit, Preisanstieg und Wohnungsnot. Eine entsprechende Verordnung gestattete deshalb neu ankommenden Fremden von wenigen Ausnahmen abgesehen keinen Aufenthalt mehr in der Stadt. Zahlreiche von der Ausweisung bedrohte Emigranten suchten daher den Schutz des Fürsten de Condé. Dieser wandte sich in einem Brief an Markgraf Karl Friedrich, in dem er schrieb, dass es ihm unbegreiflich wäre, warum die französischen Emigranten Rastatt verlassen müssten, obwohl sie keine Belastung darstellten, sondern durch ihre Geldausgaben den Profit der Einwohner erhöhten. Der Markgraf gab in einem Antwortschreiben zu, dass für die Quartiergeber, einige Handwerker und Händler die französischen Emigranten eine willkommene Einnahmeguelle bildeten, doch besonders der wirtschaftlich schlechter gestellte Teil seiner Untertanen unter den Begleiterscheinungen der Einwanderung leiden

würde. 25 Verschwiegen hatte der Markgraf die Plünderungen und Gewalttätigkeiten des Corps gegen die Landbevölkerung. Ende 1794 verließ Condé Rastatt in Richtung Ettlingen. Sein Emigrantencorps wurde Anfang 1795 in die Gegend um Müllheim verlegt. Rastatt und seine Umgebung atmeten auf, doch schon Ende 1795 kam das Corps de Condé wieder in die mittelbadische Region, wo der größte Teil im Oberamt Yberg sein Winterquartier bezog.

Schon Ende Juli 1794 hatte die Schreckensherrschaft Robespierres ihr Ende gefunden. Dies löste in Frankreich ein Gefühl der Erleichterung aus und brachte auch in die Flüchtlingsfrage Bewegung. Der Nationalkonvent befasste sich mit dem Flüchtlingsproblem am Oberrhein und beschloss am 13. Januar 1795, dass alle Elsässer, die sich seit dem 1. Mai 1793 aus Frankreich entfernt hatten, nicht als Emigranten behandelt werden sollten, wenn sie vor dem 21. März 1795 in ihre Heimatorte zurückkehrten. Allein im Oberamt Rastatt meldeten sich laut Amtmann Ruschmann bis zum 5. Juli 1795 1582 Rückkehrwillige. 26

Als am 24. Juni 1796 die französische Revolutionsarmee bei Kehl den Rhein überschritt, wurde das Corps de Condé endgültig aus der Markgrafschaft vertrieben. Rastatt selbst wurde am 5. Juli jedoch Schauplatz eines blutigen Gefechts zwischen den Franzosen unter General Moreau und einem österreichischen Heer unter Erzherzog Karl. Erzherzog Karl konnte sich mit seinen Truppen gegen die französische Übermacht – angeblich sollen es 60 000 Soldaten gewesen sein – nicht halten. Rastatt wurde aufgegeben, zuvor jedoch die Brücken über die Murg in Brand gesteckt. Die unbefestigte Stadt und das Schloss wurden den von Franzosen geplündert, die eine Woche lang vor der Stadt ihr Lager aufschlugen. Markgraf Karl Friedrich floh am 6. Juli aus Karlsruhe, das am 11. Juli besetzt wurde. Am 25. Juli kam zwischen Baden und Frankreich ein Waffenstillstand zustande. Ratifiziert wurde der Separatfrieden allerdings erst im November 1797, nach dem Friedensschluss von Campo Formio am 17. Oktober zwischen Frankreich und Kaiser Franz II. Die Bedingungen für einen Gesamtfrieden zwischen den deutschen Staaten und Frankreich sollten auf einem Kongress ausgehandelt werden. Bereits am 6. Oktober 1797 notierte der Geheime Rat Meier in sein Tagebuch, dass "Frankreich die Stadt Rastatt zum Friedensort vorgeschlagen, der Kaiser solchen acceptiert [...] habe".²⁷

Somit rückte Rastatt nach 1714, als durch den Rastatter Frieden der Spanische Erbfolgekrieg zwischen Frankreich und Kaiser Karl VI. beendet worden war. 1797 erneut in das Blickfeld der europäischen Öffentlichkeit. Ab dem 9. Dezember 1797 tagte in Rastatt ein Friedenskongress, auf dem Gesandte aus ganz Europa die Beilegung der Konflikte zwischen dem revolutionären Frankreich und dem Reich zu erreichen suchten. Während der Kongress jedoch am 23. April 1799 mit der Ermordung der französischen Gesandten sein Ende fand, bedeutete er für die Rastatter Bevölkerung vermehrten Wohlstand, denn die zahlreichen Gesandten mit ihrem Gefolge logierten größtenteils in Privathäusern. Ende Dezember befanden sich durch den Kongress 807 Fremde in Rastatt, darunter das eigentliche gesandtschaftliche Personal mit 519 Personen. Bis Mitte 1798 stieg das Gesandtschaftpersonal auf 640 Personen und weitere 300 Fremde. Im September 1798 mussten 120 Kutschen- und 492 Reitpferde in den Ställen der Stadt versorgt werden.²⁸ Die Stahl- und Kutschenfabrik Schlaff durfte sich über eine steigende Nachfrage nach ihren Produkten freuen. Die Preise allerdings waren in der Kongresstadt ziemlich hoch. "Alles ist hier sehr theuer, besonders aber das Geflügel, 2 Capaunen kosten 7 Gulden[,] ist das nicht erschrecklich? Von diesem kannst du auf das übrige schließen (...)²⁹, schrieb Ende März 1798 der junge Leutnant Graf Ferdinand August von Loeben, der seinen Vater, den kursächsischen Gesandten Graf Otto Ferdinand von Loeben, begleiten durfte, in einem Brief an seinen daheim gebliebenen Bruder.

Behörden und öffentliche Einrichtungen

Um den Bedeutungsverlust der ehemaligen Residenzstadt abzumildern, bemühte sich die Karlsruher Regierung immer wieder, mit Ansiedlungen von verschiedenen Behörden und Einrichtungen diesen Verlust für die Rastatter



Stadtansicht von Rastatt, 1. Drittel 19. Jahrhundert

Stadtarchiv Rastatt

erträglicher zu machen. Die bereits erwähnten Pläne zur Errichtung einer Universität, auch wenn sie letztlich nicht verwirklicht wurden. waren ein frühes Beispiel hierfür. Bedeutend für die Stadt war jedoch das Jahr 1803, als Rastatt neben Freiburg, Mannheim und Meersburg Sitz eines der vier badischen Hofgerichte wurde. Die Ansiedlung bereicherte nicht nur die Honoratiorenschicht der Stadt, zogen doch neben den Hofgerichtsadvokaten zahlreiche Schreiber und andere Angestellte mit ihren Familien nach Rastatt. Wohnung fanden sie dabei größtenteils im Schloss. Erster Präsident des Rastatter Hofgerichts war der Geheime Rat Carl Wilhelm Ludwig Freiherr Drais von Sauerbrunn, der bereits 1797 bis 1799 als Direktor der eigens für den Friedenskongress eingesetzten Polizeikommission in Rastatt tätig war.³⁰

Neben dem Hofgericht besaß Rastatt seit 1808 eine weitere Einrichtung von überregionaler Bedeutung. Die Rede ist vom Lyzeum, das von Baden-Baden nach Rastatt verlegt und hier mit der ehemaligen Piaristenschule vereinigt worden war.³¹ Rastatt war damit neben Karlsruhe, Mannheim und Konstanz Sitz eines der vier badischen Lyzeen. Während das Karlsruher Lyzeum ein evangelisches und das Mannheimer ein gemischt konfessionelles

Lyzeum war, waren die beiden Lyzeen in Rastatt und Konstanz rein katholische. Erst in späteren Jahren wurden evangelische und jüdische Schüler zugelassen.

Ende des Jahres 1809 gab der neue badische Minister Sigismund von Reitzenstein dem Großherzogtum, das durch finanzielle Nöte und Schwerfälligkeit der kollegial organisierten Provinzialregierungen in Schwierigkeiten geraten war, einen gänzlich neuen Verwaltungsaufbau. An die Stelle des Provinzialsystems traten nach dem Vorbild der französischen Präfekturen als Mittelinstanz zehn Kreise. Rastatt wurde dabei Sitz des Murgkreises und blieb dies bis 1819.³² Der Murgkreis bestand aus den Ämtern Rheinbischofsheim, Oberkirch, Renchen, Achern, Bühl, Baden, Gernsbach, Ettlingen sowie dem Stadt- und Ersten Landamt Rastatt, dem vormaligen Oberamt Rastatt und Kuppenheim. Am 10. Februar 1819 wurde das Stadt- mit dem Landamt Rastatt vereinigt und führte ab diesem Zeitpunkt wieder den Namen "Oberamt". Untergebracht war dieses Amt im früheren Franziskanerkloster in der Herrenstraße. Gleichzeitig wurde der Murgkreis aufgehoben und mit Ausnahme der beiden Ämter Achern und Bühl mit dem

Pfinz- und Enzkreis vereinigt. Der neue Kreis mit Sitz in Durlach führte nun den Namen "Murg- und Pfinzkreis". Durch die Verminderung der Zahl der Kreise wurde ein Teil der Aufgabengebiete auf die untere staatliche Instanz, die Ober- bzw. Bezirksämter, verlagert. Erst 13 Jahre später wurde Rastatt nach einer Neuorganisation wieder Sitz einer Mittelinstanz, der Regierung des Mittelrheinkreises, einem von vier badischen Kreisen. Sowohl das Hofgericht als auch die Mittelrheinkreisregierung wurden 1847 im Zuge des Ausbaus der Bundesfestung aus Rastatt wegverlegt, das Hofgericht nach Bruchsal, die Kreisregierung nach Karlsruhe.

Neben der staatlichen Neuorganisation des durch Napoleons Gnaden entstandenen Großherzogtums (seit 1806) zeigte die badische Regierung reges Interesse an der Anpassung kirchlicher Strukturen an die staatlichen. Dabei sollte die Kirche die Rolle als systemstabilisierender Faktor einnehmen und die kirchlichen Verwaltungsorgane die Vereinheitlichung des heterogenen badischen Staatsgebildes unterstützen. Zusammen mit anderen Regierungen suchte die badische Regierung nach gemeinsamen Grundsätzen bezüglich der Errichtung neuer katholischer Landesbistümer. In den so genannten Frankfurter Verhandlungen ab 1818 sollte gegenüber dem Papst in Rom die staatliche Souveränität juristisch fixiert werden.33 In diesem Zusammenhang wurden 1818 kurzzeitig Überlegungen angestellt, Rastatt zum Sitz eines neuen Landesbistums zu bestimmen. Dabei sollte das Forstnersche Palais, das damals Sitz des Murgkreisdirektoriums war, als Wohnung und Kanzlei des Bischofs und die Amtskellerei als Wohnung für den Domdekan dienen. Das bischöfliche Seminar sollte im ehemaligen Franziskanerkloster eingerichtet werden. Die evangelische Gemeinde, die die Klosterkirche nutzte, sollte im Gegenzug die Bernharduskirche für ihre Gottesdienste erhalten.34 All dies wurde nicht verwirklicht und Freiburg 1827 endgültig Bischofssitz.

Mit dem wirtschaftliche Aufschwung durch den Friedenskongress im Rücken ging Rastatt dem 19. Jahrhundert entgegen. Mit den Ansiedlungen des Hofgerichts 1803 und des Lyzeums 1808 erweiterte sich die Honoratiorenschicht der Stadt beträchtlich. Im Jahr 1813 hatte Rastatt bereits 4200 Einwohner und 1823 wurde die Zahl von 5000 überschritten. Die Bürger Rastatts hatten sich – um mit dem eingangs zitierten Philipp Wilhelm Gercken zu sprechen – in die Metamorphose gefunden.

Anmerkungen.

- So schilderte der aus Salzwedel kommende Historiker Philipp Wilhelm Gercken seinen Eindruck von Rastatt bei einem Besuch im Jahr 1779. Zit. n.: Bischof, Heinz: Barock in Rastatt und was von ihm in Rastatt noch zu finden ist. Hrsg. v. d. Stadtverwaltung Rastatt. Rastatt 1982, S. 13 f.
- 2 Siehe hierzu und im Folgenden: Seyb, Adolf: Ein Plan zur Errichtung einer Universität in Rastatt. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 74, N.F. 35 (1920), S. 205–217.
- 3 Weber, Max: Das Rastatt der Barockzeit. In: Um Rhein und Murg. Heimatbuch des Landkreises Rastatt 10 (1970), S. 89–146, hier S. 105 f.
- 4 Belzer von Albertis, Kurt: Die Geggenau. In: Um Rhein und Murg. Heimatbuch des Landkreises Rastatt 3 (1963), S. 23–35, hier S. 27 f.
- 5 Rödel, Walter G.: Im Schatten des Hofes die Bevölkerung der frühneuzeitlichen Residenzstadt. In: Andermann, Kurt (Hrsg.): Residenzen. Aspekte hauptstädtischer Zentralität von der frühen Neuzeit bis zum Ende der Monarchie (= Oberrheinische Studien. Bd. 10). Sigmaringen 1992, S. 83–111, hier S. 94.
- 6 Thomsen-Fürst, Rüdiger: Studien zur Musikgeschichte Rastatts im 18. Jahrhundert (= Stadt Rastatt. Stadtgeschichtliche Reihe. Bd. 2). Frankfurt a. M./Berlin/Bern 1996, bes. S. 61–65.
- 7 Vgl. Weber, Max: Neuentdeckte Gemälde des Rastatter Hofmalers Nikodemo. In: Um Rhein und Murg. Heimatbuch des Landkreises Rastatt 3 (1963), S. 65–69, hier S. 65 f.
- 8 Neininger, Albert: Rastatt als Residenz, Garnison und Festung. Rastatt 1961, S. 65.
- 9 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 220/19, fol. 1–7.
- 10 Zahlen nach: Weber, Das Rastatt der Barockzeit, S. 97 f.
- 11 Stadtarchiv Rastatt (StRa) B 9, Bevölkerungsliste vom 6. Januar 1782. Mit freundlichem Hinweis von Herrn Stadtarchivar Wolfgang Reiß.
- 12 Holeczek, Heinz: Rastatter Kongress und Museumsgesellschaft. In: Hank, Peter/Holeczek, Heinz/Schilling, Martina: Rastatt und die Revolution von 1848/49. Vom Rastatter Kongress zur Freiheitsfestung (= Stadt Rastatt. Stadtgeschichtliche Reihe. Bd. 6). Rastatt 1999, S. 17–66, hier S. 23.
- 13 Rödel, Im Schatten des Hofes, S. 103.
- 14 Zepf, Markus: 275 Jahre Evangelische Stadtkirche Rastatt – ehemalige Franziskanerkirche 1717 bis 1992. Hrsg. v. Ältestenkreis der ev. Michaelsgemeinde. Rastatt 1992, S. 6 f.

- 15 StRa A 4495, Aufnahme der Seelenzahl 1822.
- 16 GLA 74/3691 u. 74/3704.
- 17 Vgl. Rehm, Christoph (Bearb.): Militärstadt Rastatt - Geschichte einer Garnison. Katalog zur Sonderausstellung und zum Vertiefungsraum "Garnisonsgeschichte". Hrsg. v. d. Vereinigung der Freunde des Wehrgeschichtlichen Museums Schloss Rastatt e. V. Karlsruhe o. J. [2003].
- 18 Unter dem Greifen. Altbadisches Militär von der Vereinigung der Markgrafschaften bis zur Reichsgründung 1771-1871. Hrsg. v. d. Vereinigung der Freunde des Wehrgeschichtlichen Museums Schloss Rastatt e. V. Bearb. v. Sabine Hermes und Joachim Niemeyer. Karlsruhe 1984, S. 11.
- 19 Unter dem Greifen, S. 13.
- 20 Unter dem Greifen, S. 14.
- 21 Unter dem Greifen, S. 35.
- 22 GLA 220/370, o. P.
- 23 Vgl. Hoof, Horst: Wagenbau um 1800 Dargestellt am Beispiel einer badischen Kutschenfabrik. In: Achse, Rad und Wagen. Beiträge zur Geschichte der Landfahrzeuge 1 (1991), S. 41–51.
- Bischof, Barock in Rastatt, S. 14 f.
- 25 Diezinger, Sabine: Französische Emigranten und Flüchtlinge in der Markgrafschaft Baden (1789 bis 1800) (= Europäische Hochschulschriften. Reihe III, Bd. 500). Frankfurt a. M./Bern/New York/Paris 1991, S. 138 ff.
- Diezinger, Französische Emigranten, S. 118.
- Diezinger, Französische Emigranten, S. 174.
- Holeczek, Rastatter Kongress und Museumsgesellschaft, S. 23 f. u. S. 36.
- Zit. n.: Rastatt und der Friedenskongress von 1797/1799 aus der Sicht eines 18jährigen Leutnants in Briefen an seinen 11jährigen Bruder in Dresden. Wolf-Christian von Loeben. Mit Ergänzungen von Stadtarchivar Wolfgang Reiß. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 29 (1990), S. 135-142, hier S. 139.

- 30 Doelfs, Walter: Die Strafjustiz des badischen Hofgerichts zu Rastatt. In: Um Rhein und Murg. Heimatbuch des Landkreises Rastatt 7 (1967), S. 116-127, hier S. 116 u. S. 126 f.
- 31 Vgl. Großkinsky, August: Das Ludwig-Wilhelm-Gymnasium einst und jetzt. In: Um Rhein und Murg. Heimatbuch des Landkreises Rastatt 8 (1968), S. 55-75; Lederle, C. F./Neff, Joseph: Grossh. Gymnasium Rastatt. Fest-Schrift zur Jahrhundert-Feier 1808-1908. Rastatt 1908: Humanitas. 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt 1808-1958. Rastatt 1958.
- 32 Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg. Hrsg. v. Landkreistag Baden-Württemberg. 2 Bde. Stuttgart 1975, Bd. 1, S. 104; vgl. Strobel, Engelbert: Aus der Geschichte des Murgkreises und der Mittelrheinkreisregierung in Rastatt 1809-1847. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 6 (1979), S. 193-198.
- 33 Braun, Karl-Heinz: Die Erzdiözese Freiburg Von der Gründung bis zur Gegenwart (= Das Erzbistum Freiburg in seiner Geschichte. Heft 5). Strasbourg 1995, S. 4 f.
- 34 Vgl. GLA 56/3816.

Anschrift des Autors: Dr. Marco Müller Zeller Straße 16 77833 Ottersweier



Zur Geschichte des Landkreises Rastatt

Wer in die Historie des Landkreises Rastatt eintauchen will, muß auf der Zeitskala weit, weit zurückgehen. Bereits in der ausgehenden Altsteinzeit (bis etwa 8000 v. C.) wurden in der Vorbergzone Zeugnisse menschlicher Präsenz gefunden. In der sogenannten jüngeren Steinzeit (etwa 8000 bis 5500 v. Chr.) nimmt die Besiedelung vor allem in der fisch- und wildreichen Kinzig-Murgrinne zu. Erst im frühen Mittelalter wird das im Grunde siedlungsfeindliche Rheinauengebiet und im hohen Mittelalter werden die Schwarzwaldtäler besiedelt. Natürlich finden sich auch römische Reste. Rund 80 Münzen aus römischer Zeit wurden gefunden, aber auch römische Kunstwerke, Reliefs, Stauen und Statuetten haben sich erhalten.

DIE RÖMER VERLASSEN DEN OBERRHEIN

Nachdem die Römer abgezogen waren, schien die Region zunächst einmal verödet zu sein. Erst mit Spuren aus der Merowingerzeit (etwa 450 bis 750 n. Chr.) kommt wieder "Leben" in das Gebiet des Landkreises Rastatt. So fanden sich Gräber in Sinzheim, Bietigheim, Hügelsheim oder in Rastatt-Plittersdorf. Ab etwa dem Jahr 1100 bilden sich lokale Herrschaften heraus. Im nördlichen Kreisgebiet und vor allem im Murgtal entsteht die Grafschaft Eberstein, deren Territorium allerdings schon im 13. Jahrhundert an die mehr und mehr dominierenden Markgrafen von Baden abgegeben wird. Die Stadt Gernsbach im Murgtal machten die Ebersteiner zu ihrem Hauptort und fassten so den Rahmen für eine Urbanisierung des Ortes. Nach dem Aussterben des Geschlechtes im 17. Jahrhundert erinnern heute nur noch übrig gebliebenen Ortsnamen wie Haueneberstein oder Ebersteinburg an die lange Jahre währende Präsenz der Grafen.

DIE STAUFISCHE HERRSCHAFT BRICHT ZUSAMMEN

Nach dem Zusammenbruch der staufischen Herrschaft im 13. Jahrhundert nimmt die Geschichte der Badischen Markgrafen ihren Anfang. Zunächst entstand ein kleines Territorium um Baden-Baden und Pforzheim. Der ursprüngliche Besitz im Neckarraum ging zwar nach und nach verloren, aber gerade am Oberrhein konnten die badischen Markgrafen ihre Herrschaft festigen. Die Übernahme von Teilen der Herrschaft Eberstein (1283, 1387), von Stollhofen (1309) und der Erhalt der Vogtei über die Klöster Frauenalb (1387) und Schwarzach (1422) sind Meilensteine des Aufstiegs der Markgrafen in unserer Region. 1503 wurde unter Markgraf Christoph I. die untere Markgrafschaft (Baden-Baden, Pforzheim) mit der oberen Markgrafschaft (Sausenberg, Rötteln, Badenweiler) vereinigt.

RASTATT WIRD RESIDENZ UND MITTELPUNKT DER REGION

Diese Erfolgsstory währt nicht lange, denn bereits wenige Jahrzehnte kommt es wiederum zur Teilung in eine evangelische Linie in Durlach und eine katholische in Baden-Baden/Rastatt. 1700 wird Rastatt durch Markgraf Ludwig Wilhelm zur Residenzstadt und Sitz eines nach Versailler Vorbild erbauten Residenzschlosses. Architekt ist der Faneser Domenico Egidio Rossi, dem auch die neue Stadtplanung Rastatts zu verdanken ist. Nach dem Aussterben der baden-badische Dynastie werden beide Landesteile 1773 vereinigt. Die



Außenansicht des landkreiseigenen Rossi-Hauses. In ihm fanden vor der Kreisreform die Kreistagssitzungen statt. Heute beherberat es Einrichtungen des Landkreises, u. a. auch das Kreisarchiv Rastatt. Kreisarchiv Rastatt

Landesverwaltung wird nach Karlsruhe verlagert.

Industrialisierung und Urbanisierung

Das 19. Jahrhundert wird durch den wachsenden Verkehr, durch die beginnende Industrialisierung geprägt. Städte wie Bühl (Stadterhebung 1835) und Gaggenau (Stadterhebung 1922) gewinnen an Bedeutung. Vor allem durch das unerschöpfliche Vorkommen des Rohstoffes Holz und durch die zur Verfügung stehende Wasserkraft siedelt sich die papierverarbeitende Industrie im Murgtal an. Daneben entstehen zukunftsweisende Unternehmen wie Bergmann oder die Gaggenauer Eisenwerke, in dessen Fußstapfen später Mercedes-Benz, bzw. DaimlerChrysler treten wird.

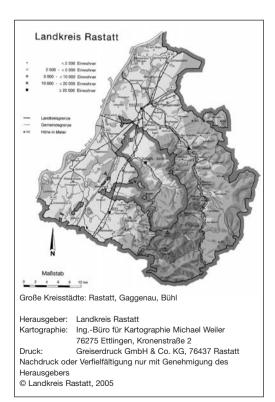
Mit automobilen Produktionsstandorten in Rastatt und Gaggenau, mit weltbekannten Zulieferern der Industrie in Bühl und Bühlertal und mit bedeutenden High-Tech-Unternehmen darf der Landkreis Rastatt heute für sich in Anspruch nehmen, eine Region mit hoher wirtschaftlicher Schlagkraft zu sein, die aber auch auf eine weit in die Vergangenheit reichende Tradition zurückblicken kann.

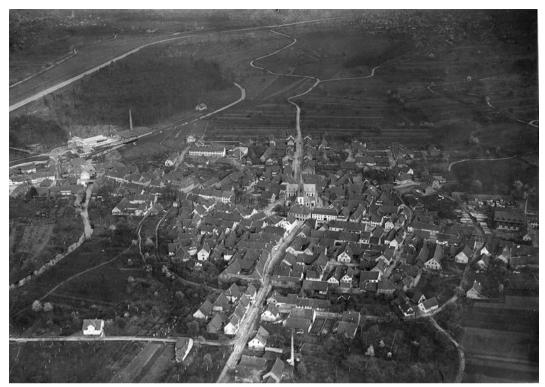
Anschrift des Autors: Martin Walter Landratsamt Rastatt, Kreisarchiv Fortunatstraße 2 76437 Rastatt



Zur Verwaltungsgeschichte des Landkreises Rastatt

Das Gebiet des heutigen Landkreises ist zum überwiegenden Teil aus dem Territorium der alten Markgrafschaft Baden-Baden und aus der ehemaligen Grafschaft Eberstein entstanden. Als Baden im Jahr 1803 von der Markgrafschaft zum Kurfürstentum und 1806 zum Großherzogtum aufstieg, erforderte der damit verbundene, erhebliche Gebietszuwachs organisatorische Maßnahmen. Die vorherrschende Verwaltungseinheit in den altbadischen Landen am Ende des Alten Reiches war das verhältnismäßig große Oberamt. Die Übertragung dieses Systems der altbadischen Verwaltung auf die neu erworbenen Gebiete wurde 1803 die Aufgabe des Geheimen Rates Brauer. Der Kurstaat Baden gliederte sich nun in drei Provinzen: im Norden die "Badische Pfalzgrafschaft", in der Mitte die "Badische Markgrafschaft" und im Süden das "Obere Fürstentum am Bodensee". Der weitere immense Länderzuwachs nach dem Preßburger Frieden 1805 und der Rheinbundakte 1806 machte jedoch bald eine grundlegendere Reorganisation erforderlich. Bereits 1809 übertrug man diese Aufgabe dem Minister Baron von Reizenstein. Anders als sein Vorgänger Brauer, der Rücksicht auf lokale Besonderheiten nahm, löste er, nach dem Beispiel des französischen Verwaltungszentralismus, das Provinzialsystem durch die Kreiseinteilung ab. Das Gebiet des ehemaligen Oberamtes Rastatt gehörte nun zum Murgkreis, der seinen Sitz in Rastatt nahm. Mit der Auflösung des Murgkreises am 3. März 1819 und der Entstehung des Murg-Pfinzkreises entfiel die kurzfristige Aufteilung des Oberamtes Rastatt in das erste Landamt, das sogenannte Stadtamt, und das zweite Landamt. Im Jahr 1832 kam es erneut zu einer Verminderung der Anzahl der Kreise. Das Bezirksamt Rastatt wurde nun dem Mittelrheinkreis unterstellt. Durch das Gesetz über die Organisation der inneren Verwaltung vom 3. Oktober 1863 wurden die vier Kreisregierungen von 1832 erneut aufgehoben und die Bezirksämter der direkten Kontrolle des Innenministeriums unterstellt. Daneben entstanden elf neue Kreise mit Selbstverwaltungsaufgaben. Zum Kreis gehörten nun die Amtsbezirke Achern, Baden, Bühl, Gernsbach und Rastatt. Bereits in den letzen Jahren der Weimarer Republik erwog eine Sparkommission der Karlsruher Regierung erneut eine grundsätzliche Umgestaltung der Be-





Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein war die alte Amtsstadt Kuppenheim Sitz der Kreisverwaltung. Luftaufnahme um 1915. Kreisarchiv Rastatt

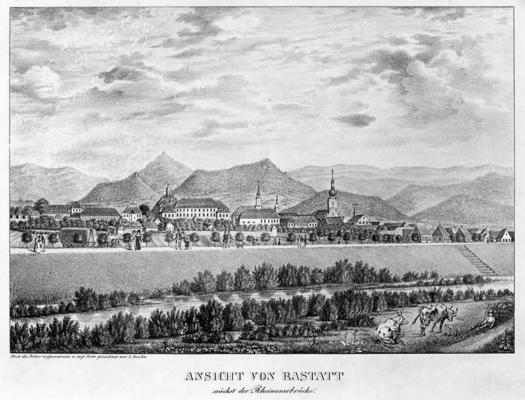
zirksverfassung. 1935 wurde die Kreisversammlung aufgehoben und ihre Zuständigkeit auf den Kreisrat übertragen, der als Beschlußorgan 1936 außer Tätigkeit gesetzt wurde. Die Landkreisordnung vom 24. Juni 1939 machte die vergrößerten staatlichen Verwaltungsbezirke nun auch zu Selbstverwaltungskörperschaften. Aus dem Großkreis Baden gingen die Landkreise Bühl und Rastatt hervor. Zusätzlich entstand der Stadtkreis Baden-Baden. Der deutsche Südwesten erhielt mit der Landkreisordnung vom 10. Oktober 1955 zum ersten Mal in seiner Geschichte eine einheitliche Kreisverfassung. Im Jahr 1969 legte die baden-württembergische Landesregierung erneut ein Denkmodell zur Kreisreform vor. um die Zahl der Landkreise zu verringern. Alternativmodelle und -vorschläge führten im Juni 1971 zur Entscheidung über eine Verwaltungsreform, in deren Verlauf aus den 63 bisherigen 35 neue Landkreise gebildet wurden. Der neue Landkreis entstand aus dem alten Landkreis Rastatt (ohne die Gemeinden Waldprechtsweier, Ebersteinburg, Haueneberstein sowie Sandweier), den Gemeinden des aufgelösten Landkreises Bühl (mit Ausnahme von Neuweier, Steinbach und Varnhalt), der Stadt Lichtenau mit den Ortsteilen Grauelsbaum, Muckenschopf und Scherzheim aus dem ehemaligen Landkreis Kehl und schließlich aus der vormals württembergischen Gemeinde Loffenau.

Anschrift des Autors: Martin Walter Landratsamt Rastatt, Kreisarchiv Fortunatstraße 2 76437 Rastatt

Die Bundesfestung Rastatt

Zu Beginn der 1840er Jahre gab es mit Mainz, Luxemburg und Landau drei Festungen des Deutschen Bundes. Die Bundesfestungen waren die einzigen militärischen Einrichtungen, die direkt der Militärhoheit des Deutschen Bundes unterstanden. Durch die Rheinkrise von 1840 veranlasst, beschloss der Deutsche Bund die Schaffung zweier zusätzlicher Bundesfestungen in Rastatt und Ulm. Germersheim war als weitere Bundesfestung vorgesehen, wurde aber unter bayerischer Oberhoheit gebaut, wenngleich mit Bundeshilfe.

Die Entscheidung, Rastatt zur Bundesfestung auszubauen, war in der Sitzung der Bundesversammlung in Frankfurt am 26. März 1841 gefallen.² Dabei waren Frankreich bereits auf dem Wiener Kongress Kontributionen auferlegt worden, die für den Bau von Festungen in Germersheim, Ulm und Rastatt verwendet werden sollten. Eine Festungsbaukommission aus badischen, bayerischen, württembergischen und österreichischen Ingenieuroffizieren nahm 1819 für fünf Jahre ihre Arbeit in Rastatt auf und fertigte zahlreiche Pläne der



Rastatt vor dem Bau der Bundesfestung. Lithographie von Joseph Durler, um 1840.

Stadtarchiv Rastatt

Stadt und ihrer Umgebung.³ Diese Pläne blieben aber bis zur Rheinkrise über zwanzig Jahre lang unverwirklicht.

Im Folgenden sollen die Auswirkungen der Bundesfestung auf die Bewohner Rastatts geschildert werden. Die Revolutionsereignisse von 1849, als am 11. Mai in Rastatt der Soldatenaufstand losbrach und Rastatt bis zur Kapitulation der in der Festung eingeschlossenen Revolutionsarmee am 23. Juli das letzte Bollwerk der badischen Demokratiebewegung war, sollen in dieser Betrachtung weitgehend außer Acht gelassen werden.⁴

FESTUNGSBAU

Im September 1842 waren die Vorbereitungen für den Beginn des Festungsbaus in Rastatt so weit vorangeschritten, dass nun die Maßnahmen für die Beschaffung der Baumaterialien und der Werkzeuge getroffen werden mussten. Die ehemalige Orangerie am Rand des Schlossgartens diente als Bauhof für die Festung.5 Zum badischen Festungsbaudirektor wurde der österreichische Ingenieur-Obristleutnant Georg Eberle ernannt. Überhaupt bestand fast das gesamte Stabspersonal der Festungsbaudirektion aus österreichischen Ingenieuroffizieren, denen nachgeordnete badische Offiziere zur Seite standen.⁶ 1845 wurde in der Festung eine Artillerie-Ausrüstungs-Direktion eingerichtet, nachdem dies durch die entsprechenden Fortschritte beim Festungsbau möglich geworden war.⁷

Zunächst jedoch waren die Behörden vor die Frage gestellt, welche Maßnahmen für die Dauer des Festungsbaus, vor allem in polizeilicher Hinsicht, ergriffen werden mussten. Die noch in Rastatt ansässige Regierung des Mittelrheinkreises hielt die Errichtung eines Spitals für erkrankte Festungsbauarbeiter, die Übertragung der Ortspolizei, die Schaffung einer Staatspolizeistelle, außerdem die Verstärkung der Polizeimannschaft und der Gendarmerie für notwendig. Das badische Innenministerium war der Auffassung, dass die Kosten dieser Forderungen zumindest teilweise von den Militärbehörden übernommen werden sollten. Aus diesem Grund sah es sich veranlasst, in Rastatt eine Kommission aus Militärund Zivilbehörden einzuberufen, um die erforderlichen Maßnahmen gemeinsam zu beraten. Dieser Kommission gehörten neben dem Vertreter des Innenministeriums Ministerialdirektor Ludwig Friedrich Eichrodt und dem Regierungsdirektor des Mittelrheinkreises Karl Baumgärtner, auch der Rastatter Amtsvorstand Theodor Schaaff und der Referent der Kreisregierung in Polizeisachen an. Vertreter der Militärbehörden waren Obrist Freiherr von Fischer als Vertreter des badischen Kriegsministeriums, der Rastatter Stadtkommandant sowie der Festungsbaudirektor.

In der Sache war sich die Kommission einig, bei der Finanzierung indes nicht. Festungsbaudirektor Eberle lehnte alle Forderungen, die an die Festungsbaudirektion bzw. die Festungsbaukasse in polizeilicher Hinsicht gemacht wurden, kategorisch ab. Die Baudirektion versprach aber, ein Reglement zu erstellen, das Bestimmungen über die Arbeitszeit und das Benehmen der Festungsbauarbeiter enthalten sollte. Außerdem sicherte die Festungsbaudirektion zu, keinen Arbeiter anzunehmen, wenn er nicht einen Erlaubnisschein von der Polizeibehörde vorweisen konnte, in dem ihm der Aufenthalt in Rastatt gestattet war und er hier um Arbeit nachsuchen durfte. Der Aufsichts- und Sicherheitsdienst auf den Festungsbaustellen sollte vom Militär wahrgenommen werden. Weitere Zugeständnisse konnten die Zivilbehörden von der Festungsbaudirektion nicht erlangen. Das Innenministerium erstellte deshalb einen Maßnahmenkatalog zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Sieben Punkte umfasste die Handhabung der Polizei und des Sicherheitsdienstes: erstens, sollte die Ortspolizei von der Stadt auf die Staatspolizeistelle, also das Oberamt, übertragen werden; zweitens, sollten am Oberamt zwei zusätzliche Polizeiaktuare angestellt werden; drittens, sollten im Oberamtsgebäude drei Zimmer für das Polizeibüro hergerichtet werden. Weiter wurde gefordert, das städtische Polizeipersonal auf einen Wachtmeister und sechs Polizeidiener auszudehnen und sechs weitere Gendarmerieangehörige zweiter Klasse in Rastatt zu stationieren. Die Vorsorge für die Aufstellung des Sanitätspersonals im Spital zunächst auf Staatskosten war ein weiterer Punkt. Schließlich forderte das Innenministerium, dass die

Stadtkommandantschaft in Rastatt und die Festungsbaudirektion angewiesen werden sollten, die Zivilbehörden bei polizeilichen Maßnahmen wie Patrouillendiensten zu unterstützen. Zur Errichtung des Spitals für erkrankte Festungsbauarbeiter sollte das Gasthaus "Fortuna" angekauft und für die Aufnahme von 50 bis 70 Personen eingerichtet werden. Hierfür waren 20 000 Gulden vorgesehen. Insgesamt erforderten die Maßnahmen einen außerordentlichen Kredit von 25 255 Gulden, der vom Großherzog genehmigt werden musste.8 Sämtliche Maßnahmen sowie der erforderliche Kredit wurden am 15. April ohne Abänderungen von Großherzog Leopold genehmigt.⁹ Doch schon knapp ein Jahr später zeigte sich, dass die aus sechs Polizeidienern und einem Wachtmeister bestehende Rastatter Polizeimannschaft mit der Überwachung von Tausenden von Festungsbauarbeitern hoffnungslos überfordert war. Das Innenministerium bat deshalb dringend um eine Aufstockung um vier weitere Polizeidiener.¹⁰ Auch dies wurde vom Staatsministerium genehmigt, allerdings musste auch die Budgetkommission der Zweiten Kammer ihre Zustimmung erteilen, da die Kosten in den Nachtragshaushalt aufgenommen werden sollten. Die Budgetkommission lehnte dies jedoch wider Erwarten ab, so dass Großherzog Leopold nichts anderes übrig blieb, als für die Aufstockung des Polizeipersonals erneut einen außerordentlichen Kredit zu bewilligen. 11 Die Anstellung des zusätzlichen Polizeipersonals hatte sich dadurch um über ein halbes Jahr verzögert, während in Rastatt bereits etwa 4000 Festungsbauarbeiter tätig waren.

Mit Beginn des Festungsbaus in Rastatt stellte sich die Frage, an welchem Ort die erkrankten Festungsbauarbeiter gepflegt werden sollten. Das Bürgerspital war für diese zusätzliche Belastung nicht groß genug, so dass man sich dafür entschied, die ehemalige Reithalle zum Spital für die Festungsbauarbeiter herzurichten.¹² Das zuerst favorisierte Fortunawirtshaus fand keine Berücksichtigung mehr. Bis zur Inbetriebnahme des Festungsarbeiterspitals Mitte November 1843 wurden die erkrankten Bauarbeiter im Bürgerhospital auf Kosten der Amtskasse verpflegt.¹³

Der Gemeinderat wollte den Aufenthalt der beim Festungsbau beschäftigten Fremden jedoch nur gestatten, wenn die Festungsbauarbeiter Beiträge zur Spitalverwaltung leisteten. Diesen Betrag setzte der Gemeinderat auf die Höhe von einem Gulden für die Zeit von drei Monaten fest. Wer diesen Betrag nicht leisten wollte, sollte keine Aufenthaltsgenehmigung von der Polizeibehörde erhalten.¹⁴

In Rastatt waren in den Jahren 1843 bis 1848 durchschnittlich jährlich rund 4000 der verschiedensten Bauhandwerker, Tagelöhner und Handlanger mit dem Bau der Bundesfestung beschäftigt. 15 Zeitweise betrug ihre Zahl gar 6000. Das Oberamt berichtete am 28. Juni 1845, dass durch den Festungsbau "die Stadt mit Menschen fast überfüllt"16 sei. Der größte Teil der Festungsarbeiterschaft fand Unterkunft in notdürftigen Wohnbaracken. Aufgrund der hohen Zahl wurde den Festungsbauarbeitern untersagt, ihre Familien mit nach Rastatt zu bringen, da dafür weder genügend Wohnmöglichkeiten noch die hygienischen und gesundheitlichen Vorkehrungen vorhanden waren. Lediglich die Poliere und Handwerksmeister sowie die Arbeiter im Festungsbauhof erhielten eine Sondergenehmigung und konnten ihre Angehörigen in Rastatt wohnen lassen. Während des Festungsbaus waren zahlreiche ausländische Arbeiter in Rastatt tätig, darunter vor allem italienische Maurer, Steinhauer und Sprengmeister. Genaue Zahlen sind jedoch nicht ermittelbar. 17

Die Löhne der Festungsarbeiter waren äußerst gering, etwa 20 bis 24 Kreuzer pro Tag. Schon bei Beginn der Bauarbeiten 1843 wurde der schlechte Arbeitslohn beklagt, der viele Arbeiter dazu veranlasste, anstatt am Rastatter Festungsbau in Frankreich am Bau der Straßburger Festungswerke zu arbeiten, weil dort wesentlich höhere Löhne bezahlt wurden. 18 Die Klagen über zu niedrige Löhne rissen auch in den folgenden Jahren nicht ab, und sogar die Festungsbaudirektion machte aus diesem Umstand keinen Hehl. Festungsbaudirektor Eberle berichtete am 1. Juli 1846:

"Die Preise dieser einfachsten Nahrungsmittel sind in einem solchen Grade gestiegen, daß die Taglöhne, welche im Jahr 1844 schon aufgebessert werden mußten, nicht mehr hinreichen, dem Arbeiter ein mäßiges Ein-



Plan der Festung Rastatt, um 1855

Stadtarchiv Rastatt

kommen zu verschaffen, weshalb alle Arbeiter die anderswo einen besseren Verdienst zu finden glauben, entweder nicht zum Festungsbau kommen, oder denselben wieder verlaßen, was mittelst der Eisenbahn ungemein erleichtert ist. Der Abgang der Maurer, besonders der geübteren, welche bei den Eisenbahnbauten fortwährend Beschäftigung und eine bessere Bezahlung finden, ist dem Festungsbaue nachtheilig. [...] Wenn aber die Preise der Lebensmittel nicht bald und so weit ermäßigt werden, daß bei der bisherigen Bezahlung die erforderliche Anzahl Arbeiter sich einfinden wird, so bleibt wohl nichts andres übrig, als durch einen erhöhten Taglohn die nöthige Anzahl derselben herbeizuführen. "19

Ein soziales Sicherungssystem für die Festungsarbeiter im Falle ihrer Arbeitsunfähigkeit aufgrund von Krankheiten oder Unfällen wurde eingerichtet. Die Arbeiter wurden kranken- und unfallversichert. Alle Festungsbauarbeiter zahlten ²/₃ Kreuzer pro Tag in die Krankenkasse ein, die ihren Mitgliedern unentgeltliche ärztliche Behandlung und die kostenlose Überlassung der nötigen Medikamente im Spital oder bei häuslicher Pflege gewährte. Dass dieses soziale Fürsorgesystem durchaus notwendig war, spiegelt die Tatsache wieder, dass bis 1849 etwa 5000 Arbeiter in den Krankenstand fielen. Seuchenartige Infektionskrankheiten wie etwa die

Blattern grassierten 1844/45 besonders heftig. Hinzu kam, dass etwa 300 Arbeiter durch Unfälle am Arbeitsplatz ernsthaft verletzt wurden und die stationäre Unterbringung im Spital beanspruchten. Bis 1848 lag die Zahl der Todesfälle unter den Festungsarbeitern bei etwa 20 Personen jährlich. Ohne die Krankenund Unfallversicherung wäre eine ausreichende medizinische Versorgung der Festungsbauarbeiter kaum möglich gewesen.²⁰

Am Namenstag des Großherzogs, am 15. November 1842, konnte mit dem Bau der Festung begonnen werden; die Grundsteinlegung erfolgte am 18. Oktober 1844. Die Gesamtanlage der Festung Rastatt umfasste die Hauptfestung, zahlreiche Vorwerke und ein verschanztes Lager.21 Die Hauptfestung, die den Ortskern von Rastatt umschloss, bestand im wesentlichen aus drei großen Forts, die nach badischen Großherzögen benannt wurden. Im Südosten von Rastatt das Fort A, Leopoldsfeste genannt, im Norden Fort B, Ludwigsfeste genannt, und nach Südwesten weisend das Fort C, die Friedrichsfeste. Die drei Forts waren in sich abgeschlossene Einheiten, die unabhängig voneinander verteidigt werden konnten. Die Verbindung zwischen den Forts wurde durch so genannte Anschlüsse hergestellt. Die Festung Rastatt wurde nach dem neupreußischen System angelegt, das unter Verzicht auf einen streng geometrischen Grundriss eine Anpassung an das natürliche Gelände vorsah. Die Festungsgräben konnten durch Schleusen mit dem Wasser der Murg geflutet werden. Zur Stadt hin waren die Festungswerke durch bis zu 6 m hohe und 1,30 m dicke Mauern mit Schießscharten abgeschlossen.²²

Das Baumaterial für die Festung – vor allem roter Sandstein – wurde aus einem für dieses Vorhaben eigens eröffneten Steinbruch am Eichelberg im vorderen Murgtal bezogen. Allein im Festungssteinbruch waren zwischen 400 und 1200 Mann beschäftigt, je nach Bautätigkeit an der Festung. Württemberger, Österreicher, Südtiroler und Italiener arbeiteten hier zusammen mit einheimischen Arbeitern. Für die Arbeiter wurden eigens Baracken am Steinbruch errichtet.²³ Vom Steinbruch am Eichelberg führte eine 14,5 km lange eingleisige Pferdebahn nach Rastatt. Zweimal täg-

lich bewältigten bis zu 150 Fuhrwerke den Weg vom Eichelberg zur Stadt. Die Pferdebahn war bis Ende 1858 in Betrieb und wurde danach abgebaut.²⁴

Obwohl noch in den 1850er und 1860er Jahren rege Bautätigkeit an bzw. in der Bundesfestung herrschte, wurde das Spital für die Festungsbauarbeiter überflüssig. 1853 wurde das Festungsarbeiterspital an die Stadtgemeinde verkauft. Die Festungsarbeiter wurden im Garnisonslazarett mitversorgt.

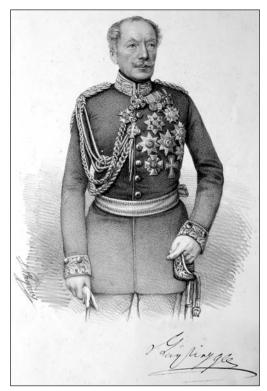
SOLDATENLEBEN

Gouverneur und Kommandant

Nach mehrjähriger Bauzeit erhielt die Bundesfestung Rastatt 1848 erstmals eine ordentliche Leitung.²⁵ Oberster Befehlshaber der Bundesfestung war der Gouverneur. Er hatte das Kommando über alle Truppenteile der Festung, unabhängig davon, ob es sich um badische, österreichische oder preußische Truppen handelte. Der Festungsgouverneur erteilte dem Kommandanten die Tagesbefehle. Der Festungskommandant war in allen Dienstangelegenheiten der Garnison - ohne Rücksicht auf seinen Rang in der Armee - immer die zweite und unmittelbar auf den Gouverneur folgende Person und hatte dabei über die Einhaltung der angeordneten Befehle und Dienste zu wachen.²⁶

Erster Gouverneur der Festung wurde Generalleutnant Carl Felix von Lasollaye, erster Festungskommandant Oberst Wilhelm Heinrich von Hinckeldey. Beide versahen ihren Dienst nur bis zum Revolutionsausbruch 1849, Lasollaye war bereits seit Sommer 1848 beurlaubt. Seine Stellvertretung übernahm Generalmajor Wilhelm von Cloßmann.²⁷ Hinckeldey vertrat Festungsgouverneur v. Lasollaye ebenfalls während dessen zeitweiliger Abwesenheit.²⁸ Die längste Dienstzeit als Gouverneur versah mit über elf Jahren Freiherr Wilhelm Gayling von Altheim von 1850 bis 1861.

Von den Festungskommandanten ist wohl als bedeutendste Persönlichkeit Damian Ludwig zu nennen, der später von 1854 bis 1868 Präsident des badischen Kriegsministeriums war. Die Festungskommandanten waren bis 1859 ausnahmslos badische Offiziere. Nach



Festungsgouverneur Wilhelm Gayling von Altheim, Lithographie um 1855 Stadtarchiv Rastatt

1859 stellte Baden keinen Festungskommandanten mehr. Generalmajor Carl von Schulz, der am 3. Juli 1866 in der Schlacht bei Königgrätz fiel, war der letzte österreichische Festungskommandant Rastatts. Die großherzogliche Garnisonskommandantschaft in der Bundesfestung wurde am 8. Juni 1861 aufgehoben. Die Befugnisse und Aufgaben dieser Stelle wurden an das großherzogliche Kontingentskommando in der Festung übertragen.²⁹

Besatzung

Im März 1848 bestand die Rastatter Garnison aus zwei Regimentern mit zusammen 4462 Mann. Hinzu kamen 298 Artilleristen und 100 Kavalleristen, so dass im ganzen 4860 Soldaten in Rastatt stationiert waren. In den folgenden Monaten wurde festgelegt, dass die Besatzung der Festung in Friedenszeiten 2500 Mann betragen sollte. Die kleine Kriegsbesatzung sollte bei 5000 Mann liegen.³⁰



Offiziere in der Festung Rastatt, 1870/71

Stadtarchiv Rastatt

Nach Planungen aus dem Jahr 1850 sollte künftig die vollständige Kriegsbesatzung bei 10 500 Mann liegen. Das badische Kontingent sollte im Kriegsfall 6000 Infanteriesoldaten, 200 Kavalleristen und 800 Artilleristen umfassen, das österreichische 2800 Infanteristen, 100 Kavalleristen, 400 Artilleristen und schließlich 200 Pioniere.31 Preußische Soldaten spielten zwar bei den Planungen keine Rolle, faktisch waren die preußischen Truppen in Rastatt seit der Einnahme der Bundesfestung am 23. Juli 1849 immer noch präsent. Erst durch den Vertrag von Olmütz zogen die preußischen Truppen am 28. November 1850 aus Rastatt ab. Baden machte nun sein eigenes Besatzungsrecht wieder geltend.³²

Noch im Dezember 1850 beschloss man aufgrund der unruhigen Lage in der Schweiz und in Frankreich, die Besatzung der Garnison auf 5000 Mann zu bringen.33 Anlass zu dieser besonderen Vorsicht bot die zu erwartende Erneuerung des Kaisertums in Frankreich durch Napoleon (III.), da mit ihm eine politisch bewegte Zeit zu befürchten war. Die neue Eisenbahnlinie Paris-Straßburg hielt man in Frankreich für eine strategische Linie, und eine Pariser Zeitung schrieb, Baden sei nun nicht mehr als Ausland zu betrachten.³⁴ Die Angst vor einem erstarkten Frankreich bestimmte noch in den nächsten Jahren die Besatzungspolitik des Deutschen Bundes in der Festung Rastatt. Die Stärke von 5000 Mann hatte die Garnisonsbesatzung noch ein Jahr später. Die Besatzung bestand aus dem 1., 2. und 3. Bataillon des k. k. Infanterie-Regiments von Benedek mit zusammen 3554 Mann und 72 Offizieren sowie aus dem 4. und 7. Bataillon der badischen Infanterie mit zusammen 1596 Mann und 26 Offizieren.³⁵

Im Oktober 1856 kam es zu Verhandlungen zwischen Baden und Österreich um die Neuregelung der Besatzungsverhältnisse in der Bundesfestung Rastatt, insbesondere der Mannschaftsstärken, denn Baden wollte sein Kontingent verringern. Eine Einigung kam am 27. März 1857 zustande. Danach wurde die Friedensbesatzung der Festung Rastatt auf 5000 Mann festgesetzt. Durch die Erhöhung der Friedensbesatzung auf 5000 Mann fiel die so genannte "kleine Kriegsbesatzung" ersatzlos weg. Der Vertrag wurde am 24. April 1857 in Wien unterzeichnet. Im Vertrag wurde geregelt, dass Österreich 2500 Soldaten als eigenes Kontingent stellen und zudem als Vertretung eines Teils der badischen Besatzungsstärke weitere 1500 Mann in Rastatt stationieren sollte. Die restlichen 1000 Mann Besatzung stellte die badische Armee. Die Kriegsbesatzung sollte 10 500 Mann betragen, wovon Österreich zwei Drittel, also 7000 Mann, und Baden das restliche Drittel zu stellen hatte.³⁶

Im Jahr 1859 verlangte das Festungsgouvernement in Rastatt, die Kriegsbesatzung auf künftig 16 000 Soldaten zu erhöhen. Die Militärkommission der deutschen Bundesversammlung bestimmte in einem Erlass vom 17. August 1859 an das Militärgouvernement in Rastatt, dass die Besatzung der Bundesfestung sowohl im Krieg als auch im Frieden gemeinschaftlich von den Regierungen von Baden, Österreich und Preußen gestellt werden sollten. Die Friedensbesatzung wurde auf 6000 Mann, die Kriegsbesatzung auf ein Minimum von 12 000 Mann festgesetzt. Österreich hatte an der Friedensbesatzung 2600 Mann Infanterie, 200 Mann Artillerie und 200 Pioniere zu stellen. Preußen stellte 2000 Mann Infanterie, während Baden zukünftig nur noch 400 Mann Infanterie, 150 Mann Kavallerie und 450 Mann Artillerie stellte. Von der Kriegsbesatzung hatte Osterreich insgesamt 5400 Mann, Preußen 4000 und Baden 2600 Soldaten zu stellen. Baden ernannte den Gouverneur der Festung und den Artillerie-Direktor. In der Ernennung des Festungskommandanten sollte zwischen Österreich und Preußen ein fünfjähriger Wechsel stattfinden.³⁷ Der erste preußi-

sche Festungskommandant trat seinen Posten am 31. Oktober 1859 an. Das preußische 34. Regiment und ein Bataillon des 38. Regiments rückten im März 1860 in Rastatt ein.³⁸

Diese Neuregelung der Rastatter Besatzung geschah zu einer Zeit, in der Spannungen innerhalb des Deutschen Bundes herrschten. Die Verstimmung zwischen den beiden Hauptmächten des Deutschen Bundes, Österreich und Preußen, war durch die preußische Haltung während des Krieges entstanden, den Österreich gegen Frankreich und Sardinien-Piemont geführt hatte. Österreich, das um die Lombardei und Venetien fürchtete, hatte die Unterstützung durch das Heer des Deutschen Bundes gefordert. Preußen hatte eine Hilfeleistung unter Berufung auf das Bundesgesetz mit der Begründung abgelehnt, dass Lombardo-Venetien nicht im Gebiet des Bundes läge und der Konflikt keine unmittelbare Bedrohung Deutschlands darstelle. Trotzdem hatte der preußische Prinzregent Wilhelm am 23. April 1859 ohne vorherige Verständigung Österreichs beantragt, die Hauptkontingente der Bundesarmee in Marschbereitschaft zu setzen. Nach mehreren Niederlagen Österreichs wurde zudem in Preußen eine Teilmobilmachung befohlen. Preußen erhoffte sich durch dieses Doppelspiel und von einer Niederlage Österreichs an politischem Ansehen und Gewicht gewinnen zu können. Zum einen wollte Preußen als Friedensstifter auftreten, zum anderen als Wahrer der oberitalienischen Interessen Österreichs. Unterdessen hatten sich Frankreich und Österreich am 11. Juli 1859 ohne Beteiligung Preußens auf einen Friedensvertrag geeinigt. Preußen selbst hatte in den Augen der Bundesstaaten an Vertrauen eingebüßt, da es nicht für die Interessen eines anderen Bundesstaats eingetreten war.

Inwieweit solche politischen Unstimmigkeiten im Zusammenleben der österreichischen, preußischen und badischen Soldaten eine Rolle gespielt haben mögen, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Der österreichische Major Gideon Günste, der Mitte der 1860er Jahre in Rastatt stationiert war, berichtete über die Rastatter Festungsbesatzung:

"Es war da eine gar selten zusammengewürfelte Garnison. Da waren Oesterreicher, aus 3 verschiedenen Garnisonen zusammengesetzt, die im dortigen Volksmunde Id. h. in Rastatt, M.M.] nach ihren Aufschlägen ,die Grauen, die Rothen und die Grünen' genannt wurden. Dann war ein Preußisches, und ein Baadisches Regiment, je zu 3 Bataillonen, außerdem, ebenso gemischt: Artillerie, Genietrupp, und Kavallerie, von Jedem ein Bißchen. (...) Das Verhältniß der verschiedenen Contingente unter einander war ein durchaus herzliches, hier und da wohl etwas steifer, besonders, wo der Berliner zum Ausdruck kam. Nach Norden zu ist ja alles kühler. Im Allgemeinen war der Verkehr mit unseren badischen Kameraden ein etwas wärmerer, als süddeutsche Verwandte hatten wir so manche Eigenthümlichkeiten mit ihnen gemein."39

DIE AUSWIRKUNGEN DER FESTUNG AUF DIE STADTGEMEINDE

Geländeabtretung

Die Entscheidung zum Bau einer Bundesfestung in Rastatt brachte gewichtige Auswirkungen für die Stadt und ihre Bewohner mit sich. Da sich das für die Festung benötigte Gelände zumeist in Privatbesitz befand, musste eine Kommission die Grundstücke für den Deutschen Bund aufkaufen bzw. gegen Entschädigung enteignen. Zahlreiche Rastatter Einwohner verloren durch diese Maßnahmen häufig ihre gesamten Äcker und Wiesen und waren nur noch vom Einkommen aus ihrem Handwerk abhängig. Während die vermögenderen Bürger ihre Interessen durchaus zu wahren wussten und angemessene Entschädigungen erhielten - beispielsweise wurden Bankier Franz Simon Meyer für seinen Garten 17 000 Gulden erstattet -, hatten die Nebenerwerbslandwirte wenig Rücksicht von der Kommission zu erwarten. Die Stadtgemeinde hatte neben dem Verlust an landwirtschaftlicher Fläche auch den Verlust eines Großteils des Gemeindewalds zu beklagen. Große Flächen mussten abgeholzt werden, um ein ausreichendes Schussfeld für die Festung zu schaffen. Die Folge war eine starke Reduzierung des Bürgernutzens. Neben der Zwangsabtretung von zahlreichen städtischen Allmendflächen waren 345 Privateigentümer betroffen.40



Blick vom Paradeplatz in die untere Kaiserstraße mit dem Hauptreduit im Hintergrund, um 1870

Stadtarchiv Rastatt

Auch der herrschaftliche Holzhof wurde vom Bau der Bundesfestung tangiert. Am 8. Mai 1843 benachrichtigte Festungsbaudirektor Eberle die Hof- und Domänenkammer in Karlsruhe, dass für den Bau der Festungsanlagen auch der obere Teil des Holzhofs benötigt werde.41 Die Festungsbaudirektion, die eine Stockung der Bauarbeiten befürchtete, drang auf eine rasche Einigung, doch erst ein Besuch des Domänenrats Schmidt und des Assessors Nüßlin am 13. März 1844 in Rastatt brachte eine Einigung. Nur zwei Tage später wurden die Verträge zwischen dem großherzoglichen Forstdomänenfiskus und der Enteignungskommission für den Festungsbau und zwischen dem Forstdomänenfiskus und der Murgschifferschaft unterzeichnet.

Marktwesen

Durch die mit der Bundesfestung einhergegangenen Zunahme der Einwohnerzahl – 1839 waren in Rastatt 6290 Menschen wohnhaft, während es 1875 beinahe 12 000 waren –

musste die Versorgung der Bevölkerung mit ausreichend Nahrungsmitteln Schritt halten. Festungsgouverneur von Gayling schrieb 1854 an das Oberamt:

"Bekanntlich ist die Zahl der Einwohner in hiesiger Festung während der letzten Jahre durch Verstärkung der Besatzung eine erheblich größere geworden, während die Zufuhr [der] für den täglichen Bedarf nöthigen Lebensmittel auf den Märkten der Stadt nicht in gleichem Verhältniß zugenommen hat. Die nothwendige Folge davon ist, daß die Lebensmittel erheblich theuerer als in der nicht sehr entfernt liegenden Residenz-Stadt [Karlsruhe, M.M.I und daß oft in den ersten Stunden des Markts schon manche Bedürfnisse selbst gegen hohe Preise nicht mehr zu kaufen sind. Es sollte wohl nun anzunehmen sein, daß durch die hohen Preise der Marktbesuch sich vermehren werde, weil jeder gerne dort verkauft, wo er viel erlöst, allein die hier bestehenden Verhältnisse scheinen auswärts nicht so bekannt zu sein, daß sich Verkäufer aus etwas entfernteren Orten z.B. Bühl. Stein-

bach, Ettlingen, Durlach etc. zum Besuch der hiesigen Stadt veranlaßt sehen könnten."⁴²

Das Festungsgouvernement wollte durch Aufrufe und Bekanntmachungen weiter entfernt wohnende Verkäufer zum Besuch der beiden kleineren Rastatter Wochenmärkte am Montag und Samstag auffordern. Der Hauptwochenmarkt am Donnerstag war dagegen gut besucht, da an diesem Tag auch der Fruchtund Schweinemarkt stattfand. Eine Reduzierung der Marktgebühren sah das Gouvernement ebenfalls für geeignet an, und wünschte, dass "(...) von Seiten der städtischen Behörden alle Mittel, welche zur Hebung des Marktverkehrs dienlich sein könnten, in Anwendung gebracht werden"⁴³.

Der Rastatter Gemeinderat bestätigte die Tatsache, dass es schon öfters vorgekommen sei, dass notwendige Lebensmittel auf dem Wochenmarkt schon bald vergriffen und auch zu höheren Preisen nicht mehr zu kaufen waren. Die Ursache erkannte der Gemeinderat allerdings in den "Eheweiber[n] der k. k. oestreichischen Feldwebel, welche in den Kasernen Wirthschaft treiben". Sie würden schon morgens um 8 Uhr den Markt leer kaufen, ohne lange um den Preis zu feilschen. "Ganze Waschkörbe und Handwägelein" würden sie vom Wochenmarkt forttragen bzw. fortführen. Die Stadt schob diesem Ausverkauf der Waren einen Riegel vor, indem er die Kantinenbetreiberinnen nun als Händlerinnen einstufte und sie deshalb erst nach 11 Uhr einkaufen durften.44

Gastwirtschaften und Brauereien

Zwar liefen die Rastatter Gastwirte immer wieder Sturm, wenn jemand versuchte, eine neue Wirtschaft zu eröffnen, doch wenn man sich auf Rückhalt bei Offizieren berufen konnte, blieb der Protest der Gastwirte zumeist wirkungslos. So geschah es beispielsweise im Fall des Konditors Gustav Nusser, der am 13. Mai 1851 um die Erweiterung seiner Konditorei, die in bester Lage Ecke Haupt-/Schloßstraße gelegen war, zu einem so genannten "italienischen Keller" bat. Als Begründung führte er unter anderem an:

"[...] Es sind besonders die Herren Offiziere der hiesigen Garnison, welche mich fast täglich auffordern mein Geschäft zu einem italie-



Der alte Rastatter Bahnhof, um 1880

Stadtarchiv Rastatt

nischen Keller zu erweitern. [...] Wenn übrigens das hohe Gouvernement der Festung und die Herren Commandeure der einzelnen Truppenkörper zur Äußerung von großherzoglichem Oberamte veranlaßt würden, so fänden sie hierdurch die gewünschte Gelegenheit, dem allseitigen Bedürfnisse des Offizierscorps, namentlich des kaiserl. oestereichischen, welches solche Einrichtungen seiner früheren Garnisonen gewöhnt ist, eine Fürsprache zu leihen [...]. "45

Während die Rastatter Handelskammer keine Einwendungen dagegen hatte, kam erwartungsgemäß der Einspruch der Rastatter Weinwirte. Nusser sage in seinem Gesuch die Unwahrheit, so die Weinwirte. Alle Speisen und Getränke seien in den größeren Gasthäusern der Stadt, namentlich im "goldenen Kreuz", im "Löwen", in den "drei Königen" und in der "Post" zu haben. Derzeit bestünden 40 Weinund 21 Bierwirtschaften in der Stadt. Und weiter: "Durch die Einrichtung einer Eisenbahn haben unsere ersten Gasthäuser einen Schaden und Verlust erlitten, wie kein anderes im Großherzogthum. Während dieselben vormals theils mit Güterfuhren auf der Straße von Frankfurt nach Basel, theils mit Reisenden aus allen Theilen Deutschlands und anderer Länder zu jeder Jahreszeit angefüllt waren, stehen sie jetzt leer, oder wurden gleich den Privatwohnungen zu Mietwohnungen benutzt. Ein ebenso harter Schlag war für uns die Verlegung des Hofgerichts, der Kreisregierung, der Obereinnehmerei, der Bezirksbauinspection und der Waßer- und Stra-Benbau-Inspection von hier nach Bruchsal, beziehungsweise nach Carlsruhe und Baden. (...). "46

Den Ausschlag für die Genehmigung von Nussers Vorhaben am 25. Juli 1851 durch die Kreisregierung gab jedoch die Stellungnahme des Festungsgouvernements, in der es hieß, dass die Einrichtung eines italienischen Kellers "(…) nicht allein als wünschenswerth, sondern auch als nothwendig bezeichnet werden muß".⁴⁷

Die Garnison und der Festungsbau brachten in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Rastatter Brauereien und Bierwirtschaften zum Erblühen. Dabei verdrängten die kleinen Bierwirtschaften mehr und mehr die traditionellen Weinwirtschaften. Um 1860 brauten etwa 40 Gasthäuser ihr Bier selbst. ⁴⁸ Konkurrenz erwuchs den einheimischen Wirten und Zäpflern allerdings im Betrieb von Kantinen innerhalb der Kasernen. Die Wirte klagten 1856:

"Die zur Zeit garnisonierende Besatzung bringt den gewerbetreibenden Einwohnern von hier, namentlich aber den Wirthen keinen Nutzen und ihr kann man die Ursache zuschreiben, daß die Wirthschaften hier werthlos geworden und in kurzer Zeit mehrere Wirthe in Gant gerathen sind, wie dieses im Augenblick bei den beiden Wirthen zum Engel und Lamm der Fall ist. Das österreichische Militär, namentlich die gemeinen Soldaten, besuchen nur selten die hiesigen Wirthschaften, da in ihren Kasernen sich nicht weniger als 12 Wirthschaften befinden, die von Feldwebeln betrieben werden und die meisten dieser Kasernenwirthe beziehen sogar ihren Bierbedarf von Auswärts und machen dabei so gute Geschäfte, daß einige derselben wöchentlich für 4 bis 500 fl. Bier auszapfen und ebenso reichen sie auch ihren Gästen Speisen ab."49

Bautätigkeit

Schon zu Beginn der 1840er Jahre, noch vor dem Beginn des Festungsbaus, lag die Festung wie ein dunkler Schatten über dem Bauhandwerk. In Gebieten, die als späteres Festungsgelände vorgesehen waren, durften keine größeren Baumaßnahmen mehr stattfinden, damit bei einer späteren Abtretung die Kaufsumme für die Enteignungskommission möglichst niedrig war. Sogar die Eisenbahnlinie führte aus militärtechnischen Gründen an Rastatt vorbei. Der Rastatter Bahnhof musste weit außerhalb der Stadt aus Holz errichtet

werden, damit er im Fall einer Belagerung schnell abgebrochen oder in Brand gesteckt werden konnte.

Überhaupt hatte paradoxerweise kein anderes Gewerbe unter dem Ausbau Rastatts zur Festung so zu leiden wie das Baugewerbe. Beispielsweise wurden bei öffentlichen Bauvorhaben Überlegungen angestellt, ob man nicht Provisorien aus Holz bauen sollte, die im Ernstfall niedergelegt werden konnten. Beim Bau einer neuen Fruchthalle kamen von Seiten der Mittelrheinkreisregierung Bedenken, ob es sinnvoll sei, die Fruchthalle in Stein zu erbauen. Der Gemeinderat und Bürgermeister Hammer fanden jedoch deutliche Worte:

"Man wird uns vielleicht entgegen halten, daß die Fruchthalle bei einem Bombardement zerstört werden könnte. Dies ist freilich richtig, allein es kann uns von dem Entschluße zu bauen, nicht abhalten. Wenn es zu einem ernstlichen Bombardement kommt, kann die Fruchthalle zerstört werden, allein mit den andern Gebäuden und Häusern wird es eben so gehen. Wenn man den Grundsatz weiter verfolgen wollte, so müßte alles Neubauen in Rastatt untersagt werden, weil möglicherweise diese Gebäude zerstört werden könnten. Wir sind in der Lage wie die Bewohner um den Vesuv; die Zukunft kann für uns sehr traurig werden, allein wir suchen eben doch die Gegenwart zu benützen, denn in der Gegenwart müßen wir leben (...). "50

Wenn man erwartet hätte, die Rastatter Maurermeister hätten vom Bau der Bundesfestung profitiert, so wird man bei der Durchsicht der Akten eines Besseren belehrt. Die Festungsbaukommission vergab den größten Teil der Bauarbeiten an Subunternehmer wie beispielsweise Johann Belzer aus Weisenbach im Murgtal, der zeitweise 500 Arbeiter in Rastatt beschäftigte. Die Rastatter Maurermeister, deren Personal nur aus wenigen Gesellen und Lehrjungen bestand, konnten sich dieser übermächtigen Konkurrenz nicht entgegenstellen. Ihnen blieb nur, sich in regelmäßigen Abständen über die Nichtberücksichtigung bei Bauaufträgen zu beklagen. Eine Ausnahme bildete hier nur die Vergabe des Baus der kleineren "Friedenskaserne" 1845 an die beiden Rastatter Maurermeister Georg Krieg und Erasmus Dürr.⁵¹

Wie sehr die private Bautätigkeit in Rastatt von den Wünschen des Festungsgouvernements abhing, zeigt der Fall von Johann Kühn, Kühn besaß auf der Rheinau ein mit einem Realwirtschaftsrecht versehenes zweistöckiges Haus. Das Gasthaus "zur dicken Eiche" brannte jedoch bei der Belagerung 1849 bis auf die Grundmauern nieder. Kühn bat deshalb 1851 um die Erlaubnis zum Wiederaufbau seines Hauses. Da das Haus jedoch im Schussfeld der Festung lag, wurde ihm vom Festungsgouvernement nur gestattet, das abgebrannte Gebäude allenfalls einstöckig wiederherzustellen. Außerdem sollten die neuen Wände nur in Fachwerkbauweise errichtet werden und einzig die Feuerungsanlagen durften massiv ausgeführt werden. Gegen diese Entscheidung, die auf einer Verfügung der Bundesmilitärkommission vom 28. Juli 1851 beruhte, legte Kühn Beschwerde ein. 52 Dieser Rekurs wurde vom Staatsministerium am 12. Januar 1853 mit der Begründung abgelehnt, dass jeder, der bauen wolle, sich nach den gültigen Bauvorschriften zu richten habe.53 Kühn geriet in der Folgezeit in finanzielle Schwierigkeiten und konnte die Wirtschaft nicht ausbauen, die Zwangsversteigerung war die Folge.

Von besonderem Nachteil für die Rastatter Einwohner war es auch, dass ihre Häuser gegen Zerstörungen durch Feindeinwirkung nicht versichert waren. Sowohl das Brandversicherungsgesetz aus dem Jahr 1852 als auch das Festungsreglement schlossen eine solche Entschädigung aus. Im Juni 1859 machte der Rastatter Gemeinderat deshalb erstmals einen Versuch, eine Entschädigung aus Bundesmitteln für den Fall der Zerstörung der Häuser durch Kriegseinwirkung zu erhalten. Die fehlende Häuserversicherung sei der Grund dafür, dass in Rastatt die Häuserwerte tief gesunken seien, sich niemand ein Haus kaufen und auch niemand Kapital auf Häuser in der Festung verleihen wolle.54 Das zuständige badische Innenministerium lehnte eine Weiterleitung an die Militärkommission des Deutschen Bundes jedoch ab, da mit einer positiven Entscheidung der Kommission nicht zu rechnen sei. Am 17. März 1860 unternahm der Gemeinderat unter Vorsitz des neuen Bürgermeisters Gustav Wagner einen erneuten



Besuch von Kaiser Wilhelm I. in Rastatt anlässlich eines Manövers am 22. September 1877 Ingrid Augenstein, Rastatt

Vorstoß in dieser Angelegenheit. Inzwischen gestalteten sich die Aussichten für das Rastatter Ansinnen durchaus positiv, denn ein Entwurf eines Verpflegungsreglements für das deutsche Bundesheer sah in einem Paragraphen eine solche Entschädigung für alle Bundesfestungen vor.⁵⁵ Großherzog Friedrich unterstützte das Gesuch und wies das Ministerium für auswärtige Angelegenheiten an, bei der bevorstehenden Beratung des Verpflegungsreglements für das Bundesheer auf die vorgeschlagene Zusicherung der Vergütung für Kriegsschäden in Festungen und deren Rayons hinzuwirken⁵⁶, was schließlich auch von Erfolg gekrönt war.

Die Zahl der Rastatter Ziegelhütten hatte sich Ende der 1860er Jahre auf zwei reduziert. Beide erreichten keine bedeutenden Umsätze mehr, was vor allem an der mangelnden Bautätigkeit lag, und "(...) das nicht viel gebaut wird möcht[e] man in den fortificatorischen Verhältnissen resp. Beschränkungen suchen"⁵⁷, so die Rastatter Handelskammer in ihrem Jahresbericht für das Jahr 1871.

Einquartierungen

Ein weiteres Problem der Rastatter Bevölkerung waren die Einquartierungen von Soldaten bei Privatpersonen. Zwar kannte man die Einquartierungen schon aus der Zeit vor dem Bau der Festung, doch besonders drückend waren die Verhältnisse im Revolutionsjahr 1849. Das Beispiel des Wohn- und Geschäftshauses des Kaufmanns Johann David Gall in der Hauptstraße soll dies verdeutlichen.



Einzug der Brigade Degenfeld nach Kriegsende am 29. März 1871 Stadtarchiv Rastatt

Das Gallsche Haus war eines der im 18. Jahrhundert erbauten Modellhäuser. Als im Juni 1849 die Freischaren Mieroslawskis in Rastatt Zuflucht suchten, waren bei Kaufmann Gall 54 Männer der Revolutionsarmee einquartiert. Nach der Kapitulation der Festung waren im August 1849 drei preußische Stabsoffiziere und 60 einfache Soldaten im Haus untergebracht. Ein ähnliches Bild bot sich im Haus von Bankier Meyer auf der anderen Seite der Hauptstraße. Dort waren im Juni 200 Freischärler untergebracht, im Juli etwa 100 badische Soldaten und im August zwischen 40 und 60 preußische Soldaten, darunter der Festungskommandant Major von Weltzien. 59

Zudem mussten in der Stadt immer wieder Soldaten für eine Nacht einquartiert werden, die Sträflinge in die Rastatter Strafkompanie brachten oder hier Ausrüstungsgegenstände abholten. Da solche Einquartierungen immer sehr kurzfristig vorgenommen wurden und bei der Bevölkerung wenig beliebt waren, beschloss der Gemeinderat im April 1855, diese Einquartierungen an Bärenwirt Franz Beck zu vergeben. Beck erhielt als Entschädigung für Beherbergung und Verpflegung für jeden einquartierten Soldaten 15 Kreuzer von der Militärbehörde und noch einmal 13 Kreuzer aus der Stadtkasse. 60

Profiteure

Trotz der Klagen der Gastwirte und Bauhandwerker gab es in Rastatt aber auch Berufszweige, die aus der Festung Nutzen zogen. Dies waren zum einen die Kaufleute, die ihr Angebot auf die Bedürfnisse der Soldaten umstellten. Einige Kaufleute spezialisierten sich auf den Handel mit Militäreffekten. Rastatter Schuhmacher, Sattler, Gürtler und Büchsenmacher erhielten regelmäßig Aufträge von der Ausrüstungsdirektion der Festung. Hier ist besonders die 1872 gegründete Uniformschneiderei und Militäreffektenhandlung von Fridolin Hilbert zu erwähnen, die später von dessen Sohn Albert fortgeführt und erweitert wurde. Eine Marktlücke hatte der Möbelhändler Hirsch Löw entdeckt, der in seinem Möbellager nicht nur einzelne Möbelstücke verkaufte, sondern die Möblierung von ganzen Wohnungen im gehobenen Stil an Militärbeamte vermietete.⁶¹ Die Versorgung der Soldaten mit Grundnahrungsmitteln bedeutete vor allem für die Bäcker und Metzger ununterbrochen Arbeit. Eine der drei Rastatter Mahlmühlen mahlte nur Mehl zur Versorgung der Garnison. Schließlich profitierten noch die Hausbesitzer in der Innenstadt, die Wohnungen an das zahlreiche Offizierskorps vermieten konnten.

DIE KRIEGE 1866 UND 1870/71

Bruderkrieg 1866

Der heraufziehende Konflikt zwischen Österreich und Preußen, der auf eine Entscheidung entweder zur klein- oder zur großdeutschen Lösung drängte, brachte die badische Regierung und Großherzog Friedrich in eine schwierige Lage. Zwar war Friedrich I. ein Anhänger Preußens, und auch seine Regierung strebte eine liberal-kleindeutsche Lösung an, doch die öffentliche Meinung in den süddeutschen Staaten nahm eine überwiegend antipreußische Haltung ein. Die Auseinandersetzung verschärfte sich dadurch, dass Preußen am 9. April 1866 beim Bundestag in Frankfurt einen Antrag einbrachte, der eine völlige Umwandlung des Deutschen Bundes bedeutet hätte. Für Österreich war dies indiskutabel. Nach dem Einmarsch preußischer Truppen in Holstein forderte Österreich im Juni 1866 die Mobilmachung der sieben nichtpreußischen Armeekorps der Bundesarmee. Dem Antrag Österreichs stimmte eine Mehrheit zu, Baden enthielt sich der Stimme, trat aus Loyalität gegenüber dem Deutschen Bund aber der antipreußischen Koalition bei. Rechtlich gesehen war der Krieg 1866 eine Bundes-



Luftansicht der entfestigten Stadt, 1910

Stadtarchiv Rastatt

exekution gegen ein Mitglied des Deutschen Bundes. 62

Am 18. Juli 1866 wurde die Bundesfestung in den Kriegszustand versetzt, nachdem sich bereits durch die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli die Gesamtkriegslage zugunsten Preußens verändert hatte. 63 Die österreichischen Soldaten verließen Rastatt.64 Der Kriegszustand wurde bereits am 1. August 1866 wieder aufgehoben, das Festungsgouvernement dem badischen Kriegsministerium unterstellt.65 Die ehemalige Bundesfestung stand damit bis auf weiteres unter großherzoglicher Verwaltung. Noch am selben Tag wurde Gouverneur von Seutter ermächtigt, die in Rastatt befindlichen großherzoglich-weimarischen und fürstlich-reussischen Truppen abrücken zu lassen. Die in Mainz befindliche badische Artillerieabteilung sollte von dort unverzüglich zurückberufen werden. 66 Einen Tag später erhielt der Gouverneur den Befehl aus Karlsruhe, dass er bei etwaiger Annäherung preußischer Truppen die Festung gegen diese nicht zu verteidigen, vielmehr Rastatt als offene Stadt zu betrachten und deshalb das Einrücken preußischer Truppen in die Festung gleich wie für badische Truppen zu gestatten habe. 67 Am gleichen Tag meldete der Gouverneur an das Kriegsministerium, alle fortifikatorischen und artilleristischen Armierungsarbeiten eingestellt und die Proviantierung sistiert zu haben und dass die Stauung der Murg abgelassen werde. Der Kriegszustand sei aufgehoben worden, die Truppen aus den Vorwerken in ihre Kasernen zurückverlegt. Die Bereitschaft war auf den gewöhnlichen Friedensstand zurückgeführt sowie alle Beschränkungen und Überwachungen des Fremdenverkehrs zurückgenommen worden.⁶⁸ Am 17. August 1866 kam ein Schutzund Trutzbündnis zwischen Baden und Preußen zustande. Großherzog Friedrich ließ das badische Heerwesen ganz nach dem bewährten preußischen Militärsystem reorganisieren. Dazu berief er den preußischen General von Beyer nach Baden.⁶⁹

Der preußisch-österreichische Krieg hatte naturgemäß auch Auswirkungen auf die

Bundesfestung Rastatt. Franz Eble beschreibt die Zustände 1866 aus der Sicht eines Kaufmanns:

"Hier in der Festung sieht es seit dem Friedensschluße traurig [aus]. Niemand will die Festung besetzen helfen und der Bad. Kriegs Minister Ludwig[,] der sich zu der tölpelhaften Ansicht bekennt, die Festung Rastatt habe keinen Werth und solle lieber geschleift werden, gibt blos eine Garnison von 1700 Mann hie[r]her. Die früher stets über 6000 Mann in Garnison zä[h]lende Stadt ist leer, die Wohnungen[,] bisher stets besetzt und ordentlich beza[h]lt[,] sind geschloßen und alle Geschäfte stehen stille. Bei längerer Dauer dieses Zustandes geht die Einwohnerschaft von Rastatt einer traurigen Verarmung entgegen. "70

Deutsch-französischer Krieg

Angst herrschte bei Ausbruch des deutschfranzösischen Krieges 1870. Vor allem die Bewohner der Vorstadt Rheinau und des benachbarten Niederbühl, das bereits bei der Belagerung Rastatts durch die Preußen 1849 stark gelitten hatte, rechneten damit, ihre Behausungen - da sie im Schussfeld der Festung lagen - niederlegen zu müssen. Das badische Kriegsministerium in Karlsruhe hielt das Festungsgouvernement unter Generalleutnant Waag jedoch am 19. Juli 1870 noch zurück. Auch wenn die Verhältnisse eine dringende Niederlegung der Siedlungen verlangten, musste das Festungsgouvernement zuerst einen Antrag beim Kriegsministerium stellen.⁷¹ Bereits im Juli 1866 hatte man für Niederbühl und die Rheinau Schätzungsprotokolle des gesamten Häuserbestandes anfertigen lassen, um im Falle einer Niederlegung der Häuser die Summe der Entschädigungszahlungen sofort greifbar zu haben.⁷² Am 22. Juli 1870 wurde der Belagerungszustand der Festung angeordnet. Alle Befugnisse der Zivilgewalten gingen damit auf das Festungsgouvernement über. In der ganzen Stadt wurden Flugblätter mit der Ausrufung des Belagerungszustands verteilt. Glücklicherweise zeigte sich bald, dass Rastatt und seine Umgebung nicht zum Kriegsschauplatz werden sollten. Am 13. März 1871 befahl Großherzog Friedrich die Desarmierung der Festung. Der Belagerungszustand wurde am 11. Mai 1871 aufgehoben.⁷³

In Rastatt wurde nach der Kapitulation der Festung Straßburg am 27. September 1870 kurzfristig ein Gefangenenlager eingerichtet, das vom Rheintor bis zur Vorstadt Rheinau reichte. In diesem Lager waren etwa 10 000 französische Gefangene, darunter 200 Offiziere, untergebracht.74 Während das Offizierskorps eine bevorzugte Behandlung erhielt, zu der auch gehörte, Zivilkleider zu tragen, bei Bürgern zu logieren und innerhalb der Festung sich frei bewegen zu dürfen, machte den einfachen französischen Soldaten der harte Winter und Krankheiten zu schaffen. Insgesamt starben in Rastatt 354 französische Kriegsgefangene, vor allem an Typhus und den Blattern. Bis zur Auflösung des Lagers im Spätsommer 1871 wurden die Kriegsgefangenen vom Rastatter Frauenverein und anderen karitativ tätigen Frauen betreut.⁷⁵

Noch während des Krieges mit Frankreich, genauer gesagt am 25. November 1870, war es zu einer Militärkonvention zwischen Baden und Preußen gekommen. Alle badischen Truppenteile wurden dadurch als Badisches Kontingent der preußischen Armee einverleibt. Am 3. April 1871 entband Großherzog Friedrich die badischen Offiziere ihrer Dienste und unterstellte sie dem preußischen König. Das badische Kriegsministerium wurde aufgelöst. Nur wenig später, am 16. April, wurde in den Artikeln 57 bis 68 der Reichsverfassung das Reichskriegswesen geregelt. Die sechs badischen Regimenter reihten sich nun als Regimenter 109 bis 114 in das deutsche Heer ein.⁷⁶

Das Jahr 1871 brachte für die Bewohner Rastatts eine enorme Erleichterung im täglichen Leben mit sich. Denn im Juni 1871 hatte das Gouvernement entschieden, die Festungstore in Friedenszeiten nachtsüber nicht mehr zu schließen. Zwar war es Ende 1866 bis zu Beginn des Jahres 1867 für mehrere Monate schon einmal dazu gekommen, die ab März 1867 schwelende Krise um Luxemburg und die damit zusammenhängende Furcht vor einem französischpreußischen Krieg führten jedoch wieder zur nächtlichen Schließung der Festungstore.

Aufhebung der Festung

Nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges und der Annexion Elsaß-Lothringens verlor die Festung Rastatt ihre strategische Bedeutung. Die Zahl der in Rastatt stationierten Soldaten sank von 4602 im Jahr 1880 auf 3964 im Jahr 1890.⁷⁷

Im Jahr 1887 war in Berlin entschieden worden, die Festung Rastatt nicht mehr zu modernisieren und aufzugeben. Die Festungen Metz und Straßburg boten dem südwestlichen Reichsgebiet genügend Schutz. Die Abbrucharbeiten an der Festung wurden 1890 begonnen. Die Erdwälle der Festungswerke dienten als Füllmaterial und Baugrund. Die Steine der Blendmauern waren begehrtes Baumaterial. Rastatt blieb allerdings Garnisonsstandort.

Obwohl Rastatt weiterhin vom Militär geprägt blieb, konnte sich die Stadt nun endlich weiterentwickeln und die weitgehend unterbliebene Industrialisierung nachholen. Einige Industriebetriebe nahmen in ehemaligen Festungsgebäuden ihre Produktion auf. Ein erstes Industriegebiet entstand auf dem Gelände des ehemaligen alten Bahnhofs, da hier bereits Gleisanschlüsse vorhanden waren. Wo früher die Festungsanlagen zur Stadt hin durch Mauern abgeschlossen waren, entstanden nun Ringstraßen mit aufgelockerter Bebauung. Das Abbruchmaterial aus Sandstein fand nun beim Bau von Wohnhäusern neue Verwendung. Bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs befreite sich Rastatt mehr und mehr vom starren Korsett der Festungsanlagen. Nach 50jährigem Stillstand in der Stadtentwicklung dehnte sich Rastatt nun nach wenigen Jahrzehnten weit über den ehemaligen Befestigungsring hinaus aus.

Anmerkungen_

- 1 Lutz, Karl-Heinz: Das badische Offizierskorps 1840–1870/71 (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen. Bd. 135). Stuttgart 1997, S. 171 f.
- 2 Vgl. Großherzoglich Badisches Staats- und Regierungsblatt 1842, 40. Jg., Nr. XXXII vom 28. Oktober 1842, S. 273.
- 3 Schindhelm, F. W.: Die Festung Rastatt. In: Um Rhein und Murg. Heimatbuch des Landkreises Rastatt 2 (1962), S. 85–113, hier S. 85.

- 4 Vgl. hierzu die grundlegenden beiden Bände in der von der Stadt Rastatt herausgegebenen Stadtgeschichtlichen Reihe: Hank, Peter/Holeczek, Heinz/Schilling, Martina: Rastatt und die Revolution von 1848/49. Vom Rastatter Kongress zur Freiheitsfestung (= Stadt Rastatt. Stadtgeschichtliche Reihe. Bd. 6). Rastatt 1999; und: Hank, Peter/Holeczek, Heinz/Jung, Christian/ Schilling, Martina: Rastatt und die Revolution von 1848/49. Von der Freiheitsfestung zur Preußischen Besetzung (= Stadt Rastatt. Stadtgeschichtliche Reihe. Bd. 6,2). Rastatt 2001.
- 5 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 238/479, o. P., Schreiben des Festungsbaudirektors Eberle an den Präsidenten des Kriegsministeriums v. Freydorf vom 24. November 1842.
- 6 Lutz, Offizierskorps, S. 171.
- 7 Großherzoglich Badisches Regierungsblatt 1845, 43. Jg., Nr. XXVIII vom 30. September 1845, S. 234; Lutz, Offizierskorps, S. 171.
- 8 GLA 233/19670, o. P., Schreiben des Innenministeriums an das Staatsministerium vom 7. Februar 1843.
- 9 GLA 233/19670, o. P., Beschluss des Staatsministeriums vom 15. April 1843.
- 10 GLA 233/19670, o. P., Schreiben des Innenministeriums an das Staatsministerium vom 9. Februar 1844.
- 11 GLA 233/19670, o. P., Beschluss des Staatsministeriums vom 7. November 1844.
- 12 GLA 236/16242, o. P.
- 13 GLA 236/16242, o. P., Bericht der Kreisregierung an das Innenministerium vom 15. November 1843.
- 14 Stadtarchiv Rastatt (StRa) B 162, Gemeinderatssitzung vom 18. Dezember 1844, Nr. 399.
- 15 Hier und im Folgenden siehe: Hank/Holeczek/ Schilling, Rastatt und die Revolution 1848/49, Bd. 6, S. 221 ff.
- 16 GLA 220/803, pag. 116, Bericht des Oberamts Rastatt an die Kreisregierung vom 28. Juni 1845.
- 17 Vgl. Walter, Martin: Italienische Spuren im Landkreis Rastatt (= Sonderveröffentlichung des Kreisarchivs Rastatt. Bd. 2). Rastatt 2002, S. 83 ff.
- 18 Enzweiler, Hans-Jürgen: Staat und Eisenbahn. Bürokratie, Parlament und Arbeiterschaft beim badischen Eisenbahnbau 1833–1855 (= Europäische Hochschulschriften. Reihe III, Bd. 642). Frankfurt a. M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien 1995, S. 234; siehe auch: Ders.: Das soziale Fürsorgesystem beim Rastatter Festungsbau 1842–1848. Ein unbekannter Vorläufer des Reichsversicherungssystems. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 140, N.F. 101 (1992), S. 319–348.
- 19 Zit. n.: Enzweiler, Staat und Eisenbahn, S. 235 f.
- 20 Hank/Holeczek/Schilling, Rastatt und die Revolution 1848/49, Bd. 6, S. 223 f.
- 21 Das verschanzte Lager sollte als Sammelplatz für ein Armeekorps dienen. Dafür vorgesehen war das Plateau der Schlosshöhe, des Röttererbergs und des Lochfelds sowie das in der Niederung gelegene Zaygelände. Das Lager sollte durch sieben Werke und diese verbindende Erdwälle geschützt werden, jedoch kamen nicht alle Werke zur Ausführung; vgl. Schindhelm, Festung Rastatt, S. 90; zur Bau-

- geschichte der Festung vgl. Neininger, Albert: Rastatt als Residenz, Garnison und Festung. Rastatt 1961, S. 73 ff.; Wollenschneider, Rainer/Feik, Michael: Bundesfestung Rastatt. In Erinnerung an die Grundsteinlegung am 18. Oktober 1844. Ötigheim 1994, S. 41 ff.; Kaufmann, Rainer: Die Festung Rastatt. Eine Beschreibung der ehemaligen Bundesfestung anhand eines Rundganges durch die Stadt mittels beigefügter Falt-Karte. Hrsg. v. d. Großen Kreisstadt Rastatt. Rastatt 1977, S. 7 ff.
- 22 Unter dem Greifen. Altbadisches Militär von der Vereinigung der Markgrafschaften bis zur Reichsgründung 1771–1871. Hrsg. v. d. Vereinigung der Freunde des Wehrgeschichtlichen Museums Schloss Rastatt e. V. Bearb. v. Sabine Hermes und Joachim Niemeyer. Karlsruhe 1984, S. 117 ff.; zum Aufbau der Festung und die Beschreibung der einzelnen Werke siehe: Schindhelm, Festung Rastatt, S. 90-113; Wollenschneider/Feik, Bundesfestung Rastatt, S. 41-122, besonders S. 41-91; als Beispiel für die wechselvolle Geschichte einzelner Festungswerke siehe: Reiß, Wolfgang: Vom Pulverhaus zur Musikschule für Behinderte. Aus der Geschichte des Festungsbauwerks Lünette 42. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 24 (1985), S. 55-64, hier S. 55 ff.
- 23 Feik, Michael: Die Geschichte der Rastatter Pferdebahn und des Festungssteinbruches am Eichelberg im nördlichen Schwarzwald. In: Der Bote aus dem Wehrgeschichtlichen Museum 35 (1996), S. 25–27, hier S. 25; vgl. Rost, Josef: Die Festungseisenbahn und der Festungssteinbruch bei Bischweier. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 33 (1994), S. 89–94.
- 24 Feik, Rastatter Pferdebahn, S. 27.
- 25 Lutz, Offizierskorps, S. 173.
- 26 GLA 238/478, o. P., Bestimmungen über den Garnisonsdienst in der Bundesfestung Rastatt, § 1.
- 27 Schilling, Martina: Die badische Revolution 1848/49 aus der Sicht eines großherzoglichen Offiziers. In: Badische Heimat 78 (1998), S. 13–28, hier S. 19 u. 27.
- 28 Vgl. das Testament Hinckeldeys in: GLA 288/Zug. 1933/Nr. 3, Fasz. 240.
- 29 Großherzoglich Badisches Regierungsblatt 1861, 59. Jg., Nr. XXVIII vom 19. Juni 1861, S. 190.
- 30 GLA 238/479, o. P., Schreiben vom 8. Januar 1849.
- 31 GLA 238/479, o. P., Notizen über die Garnisonsverhältnisse in Rastatt vom 29. November 1850.
- 32 Rößler, Karl Josef: Kampf um den Bau und die Besatzung der Festung Rastatt. In: Die Ortenau 42 (1962), S. 264–273, hier S. 266 f.
- 33 GLA 238/479, o. P., Auszug aus dem Protokoll der 21. Sitzung der Bundesversammlung vom 7. Dezember 1850, § 67.
- 34 Rößler, Kampf um Bau und Besatzung der Festung Rastatt, S. 265.
- 35 GLA 238/479, o. P., Schreiben des Gouvernements der Bundesfestung Rastatt an das Kriegsministerium vom 24. Dezember 1851.
- 36 GLA 238/480, o. P., Einigungsvertrag zwischen Baden und Österreich vom 27. März bzw. 24. April 1857.

- 37 GLA 238/480, o. P., Erlass der Militärkommission der deutschen Bundesversammlung, Schreiben vom 17. August 1859.
- 38 Rößler, Kampf um Bau und Besatzung der Festung Rastatt, S. 273.
- 39 Die letzten Tage von Rastatt. Aufzeichnungen des k. k. Majors Gideon Günste. Nach dem Manuskript im Stadtarchiv Rastatt übertragen von Markus Zepf 2002, S. 2 f. [im Original StRa C 220, pag. 2 u. 4].
- 40 Hank/Holeczek/Schilling, Rastatt und die Revolution von 1848/49, Bd. 6, S. 211.
- 41 GLA 391/31214, o. P., Schreiben der Baudirektion der Bundesfestung Rastatt an die Badische Hofund Domänenkammer vom 8. Mai 1843.
- 42 GLA 371/Zug. 1928/Nr. 4, Fasz. 236, o. P., Schreiben des Festungsgouvernements an das Oberamt Rastatt vom 10. August 1854.
- 43 GLA 371/Zug. 1928/Nr. 4, Fasz. 236, o. P., Schreiben des Festungsgouvernements an das Oberamt Rastatt vom 10. August 1854.
- 44 GLA 371/Zug. 1928/Nr. 4, Fasz. 236, o. P., Bericht des Gemeinderats Rastatt an das Oberamt Rastatt vom 16. August 1854.
- 45 GLA 371/Zug. 1940/Nr. 29, Fasz. 470, o. P., Gesuch von Gustav Nusser vom 13. Mai 1851.
- 46 GLA 371/Zug. 1940/Nr. 29, Fasz. 470, o. P., Schreiben der Wirte an das Oberamt vom 12. Juni 1851.
- 47 GLA 371/Zug. 1940/Nr. 29, Fasz. 470, o. P., Schreiben des Festungsgouvernements vom 1. Juli 1851.
- 48 Walter, Martin/Zepf, Markus: Rastatt Bilder einer Stadt 1860 bis 1960 (= Die Reihe Archivbilder). Erfurt 1998, S. 93.
- 49 StRa A 2652, o. P., Schreiben der Rastatter Gastwirte vom 2. August 1856.
- 50 GLA 220/360, o. P., Bericht des Gemeinderats Rastatt an das Oberamt Rastatt vom 14. März 1853.
- 51 Vgl. StRa B 162, Gemeinderatssitzung vom 9. April 1845, Nr. 1044. Hier ging es um die Verpachtung der städtischen "Eberwiese" an die beiden Maurermeister zur Lagerung von Baumaterialien.
- 52 GLA 233/19683, o. P., Schreiben des Kriegsministeriums an das Staatsministerium vom 19. Oktober 1852.
- 53 GLA 233/19683, o. P., Beschluss des Staatsministeriums vom 12. Januar 1853.
- 54 GLA 233/19683, o. P., Schreiben des Gemeinderats Rastatt an das Innenministerium vom 1. Juni 1859.
- 55 GLA 233/19683, o. P., Schreiben des Innenministeriums an das Staatsministerium vom 15. Juni 1860.
- 56 GLA 233/19683, o. P., Beschluss des Staatsministeriums vom 28. Juni 1860.
- 57 GLA 236/10357, o. P., Jahresbericht der Handelskammer in Rastatt für das Jahr 1871 vom 22. Januar 1872.
- 58 Eble, Franz: Haus- und Familienchronik 1682–1879. Transkribiert von Markus Zepf 1998, S. 8 u. 10 [Seitenzahl der transkribierten Fassung von Markus Zepf].
- 59 Reiß, Wolfgang: Franz Simon Meyer (1799–1871): Tagebuchaufzeichnungen 1849. In: Heimatbuch

- Landkreis Rastatt 30 (1991), S. 87–111 und 31 (1992), S. 93–120, hier Teil 2, S. 108.
- 60 StRa B 174, Gemeinderatssitzung vom 18. April 1855, Nr. 238.
- 61 GLA 236/6792, o. P., Bitte des Möbelhändlers Hirsch Löw an das Innenministerium vom 26. Juni 1857.
- 62 Unter dem Greifen, S. 149-151.
- 63 GLA 238/459, o. P., Schreiben des Kriegsministeriums an das Staatsministerium vom 20. Juli 1866; vgl. Stürmer, Michael: Die Reichsgründung. Deutscher Nationalstaat und europäisches Gleichgewicht im Zeitalter Bismarcks. München (4. Aufl.) 1993, S. 43 ff.
- 64 Vgl. GLA 238/481.
- 65 GLA 238/459, o. P., Schreiben des Kriegsministeriums an das Festungsgouvernement vom 1. August 1866 und Abschrift des großherzoglichen Befehls vom 1. August 1866, Nr. 117.
- 66 GLA 238/459, o. P., Beschluss des Staatsministeriums vom 1. August 1866, Nr. 682.
- 67 GLA 238/459, o. P., Beschluss des Staatsministeriums vom 2. August 1866, Nr. 685.
- 68 GLA 238/459, o. P., Meldung des Festungsgouvernements an das Kriegsministerium vom 2. August 1866.
- 69 Das XIV. (Badische) Armeekorps im Reichsheer vor dem Ersten Weltkrieg. Sonderausstellung im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt. Rastatt [o. J.], S. 4.

- 70 Eble, Haus- und Familienchronik, S. 20 f. [Seitenzahl der transkribierten Fassung von Markus Zepf].
- 71 GLA 238/499, o.P., Schreiben des Kriegsministeriums an das Festungsgouvernement Rastatt vom 19. Juli 1870.
- 72 Vgl. GLA 238/491, o. P.
- 73 Vgl. GLA 238/499, o. P.
- 74 Stadtarchiv Baden-Baden D 9/2, Tagebuch von Franz Simon Meyer, Teil 2, S. 890; vgl. Schweitzer, Jean: Die französischen Kriegsgefangenen in Rastatt 1870/71. In: Um Rhein und Murg. Heimatbuch des Landkreises Rastatt 11 (1971), S. 114–119, hier S. 114. Schweitzer spricht gar von 15 000 Kriegsgefangenen.
- 75 Schweitzer, Französische Kriegsgefangene 1870/71, S. 115 u. 117 f.
- 76 XIV. (Badische) Armeekorps, S. 4-7.
- 77 Vgl. StRa A 4501 u. A 4503.
- 78 Unter dem Greifen, S. 119.
- 79 Walter/Zepf, Rastatt Bilder einer Stadt, S. 75.

Anschrift des Autors: Dr. Marco Müller Zeller Straße 16 77833 Ottersweier



Die italienische Kolonie in der Markgrafschaft Baden-Baden

Natürlich stellt sich oft die Frage, was denn die Gründe für die Einwanderung fremder Menschen in andere für sie unbekannte Länder gewesen sein mögen. Dies ist zum einen eine wirtschaftliche Frage, denn es sind in der Mehrzahl gebildete Kaufleute und Handwerker, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts nach Baden strömten. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war die Bevölkerung der Markgrafschaft Baden-Baden auf ein Drittel des Vorkriegsstandes zusammengeschrumpft. Weite Landstriche waren verwüstet, die Städte und Orte waren zerstört. Damit entstand ein Bevölkerungsdefizit, das überschüssige Bevölkerungsteile aus anderen Ländern wie auch Italien geradezu in sich aufsaugen musste. Zum anderen bot der Prozeß des Wiederaufbaus vor allem den gerade angesprochenen Kaufleuten und Handwerkern gute Absatzmärkte, so dass eine nicht unerhebliche Anzahl von italienischen Krämern und Handwerkern nach Südwestdeutschland einwanderte. Eventuell mitentscheidend dafür, dass gerade in Baden-Baden und in zahlreichen geistlichen Territorien Italiener relativ zahlreich nachzuweisen sind, war die Konfessionszugehörigkeit der "Einwanderer"-Staaten. Im Gegensatz zu Baden-Baden war die italienische Einwanderung nach Baden-Durlach vernachlässigbar. Karl Martin zieht als ein gewissermaßen vorweggenommenes Fazit seiner Untersuchungen zur Einwanderung aus Savoven nach Südbaden das Fazit, dass die katholischen savovardischen Einwanderer vorzugsweise in die früher vorderösterreichischen und die kirchlichen Gebiete zogen, und die reformierten Savoyarden eher in protestantische Länder wie die Pfalz oder Württemberg wanderten¹. Ausnahmen lassen sich auch hier feststellen. Christina Wagner stellt in ihrer Untersuchung

zur Bevölkerungsgeschichte Karlsruhes im 18. Jahrhundert die Anwesenheit katholischer Kaufleute im protestantischen Durlach und in Karlsruhe fest. Trotz dieser Feststellung unterstreichen die von Martin gezogenen Schlussfolgerungen den engen Bezug zwischen katholischer Religion eines Landes und der relativen Häufigkeit der – katholischen – Italiener. Zu berücksichtigen ist auch, dass es mindestens zwei Arten von Auswanderungsbewegungen gegeben hat, die der Künstler und Architekten und die der Kaufleute, der Krämer und der kleinen Handwerker.

Die Art und Weise der Berufsausübung war sehr eng mit dem Faktor Zeit verbunden. Die Gruppe der Künstler und Architekten war nur für einen befristeten Zeitraum im Ausland, die Gruppe der Krämer und Kaufleute beabsichtigte bereits bei der Entscheidung, in andere Länder zu gehen, einen permanenten Aufenthalt in ihrer zukünftigen Heimat. Diese unterschiedliche Ausgangsposition stellt den Forschenden vor eine schwierige Aufgabe. Die archivischen Quellen dokumentieren längst nicht alles, was aus der heutigen Sicht vielleicht wünschenswert wäre. Denn gerade Italiener, die nur wenige Wochen, Monate oder Jahre wegen der Übernahme einer zeitlich befristeten Arbeit in Rastatt geblieben sind, sind nur schwer in Archivalien zu ermitteln. Beispielsweise sind wir über die Tätigkeit des Architekten Tommaso Comacio in Baden-Baden sehr gut unterrichtet, über die italienischen Arbeiter, die in den siebziger Jahren die Jesuitenkirche und das Kolleggebäude bauten, nur wenig. Italiener, die länger geblieben sind, haben dagegen mehr greifbare Spuren hinterlassen. So finden sich italienische Spuren in Bürgermeisterrechnungen, in Kirchenbüchern, in Hofrats- oder Hofkammerprotokollen oder in Zunftbüchern.

Die zahlreich in Baden-Baden und Rastatt beschäftigten italienischen Künstler und Architekten waren nicht auf Dauer hier. Sondern immer nur so lange, wie es die übernommene Arbeit erforderte. Kein einziger dieser Italiener blieb, sei es der Rastatter Schloss-Architekt Rossi, der Polier Mazza, der Maler Manni oder andere. Natürlich mag es Ausnahmen gegeben haben. So stünde es vielleicht zu vermuten dass der Architekt Vanino in Rastatt seinen dauernden Wohnsitz hatte. Das stimmt auch durchaus, allerdings ist Vanino nicht nur Architekt, sondern auch Ziegler in Rastatt, der sich in der Stadt eine bürgerliche Existenz aufbauen konnte. Als Architekt hätte er mit Sicherheit an anderen Orten eine Anstellung, einen Auftrag, gesucht. Und damit wird auch ersichtlich, dass der Beruf für das Ob und Wie einer Entscheidung für den Verbleib in Baden von eminenter Bedeutung gewesen war.

Die in Baden-Baden und Rastatt an vielen Beispielen nachweisbare große italienische Kolonie ist in vielen Fällen zwei, drei oder auch vier Generationen lang belegbar. Die frühesten Spuren dieser Einwanderung finden sich in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts und reichen bis etwa 1740. Danach findet keine Einwanderung aus Italien mehr statt. Die Namen, die wir mit Italien in Bezug setzen können, sind bis Mitte des 19. Jahrhunderts zu ermitteln. Erst gegen Ende dieses Jahrhunderts setzt eine neue Art der Einwanderung ein.

Neben den Kaufleuten und Krämern gibt es darüber hinaus eine in der Literatur nur wenig berücksichtigte Gruppe, die der Handwerker. Diese Italiener gelangten ähnlich wie die Kaufleute nach Baden mit der festen Absicht, sich seßhaft zu machen. In der Hauptsache waren es Schneider, Metzger oder Ziegelbrenner, die sich hier haben nachweisen lassen. Ein großer Zweig bestand aber auch in der Gruppe italienischer Kaminfeger, die – betrachten wir den Status ihres Berufes - zu den untersten sozialen Schichten gehörten. Sie waren als Hausierer unterwegs und reisten von Haustür zu Haustür, um Aufträge zu erlangen. Zwei Familien begründeten regelrechte Kaminfeger-Dynastien. Wie bereits erwähnt ist der Beruf des Kaminfegers innerhalb der gesellschaftlichen Wertschätzung sehr weit unten anzusetzen. Umso überraschender ist es, dass auch die Kaminfeger die gesellschaftliche Integration sehr schnell geschafft haben. Belegbar ist dies vor allem durch familiäre Ereignisse. Dazu zählen Zeitpunkt und "Objekt" der Verehelichung der männlichen italienischen Zuwanderer. Die Italiener heirateten in die bürgerlichen Oberschichten ein. Vielleicht erfolgte auch mit der Ernennung einer italienischen Familie zu "Hofkaminfegern" eine gewisse gesellschaftliche Anerkennung in Rastatt. Es lässt sich feststellen, dass die sich hier niederlassenden Italiener in der Regel Kaufleute oder ausgebildete Handwerker sind.

Die Verflechtung der Italiener durch Heirat mit gutsituierten Baden-Badener und Rastatter Familien wie Weiß oder Sallinger läßt erahnen, wie schnell sich die neuen italienischen Mitbewohner integriert hatten. Ein Beleg dafür ist der große Anteil der alteingesessenen höheren Bürgerschicht bei der Übernahme der Patenschaft von neugeborenen Kindern. Die Ehe wird in vielen Fällen zum Eintrittsbillett in das arrivierte Bürgertum. Nicht unerwähnt sollte aber bleiben, dass sich die neuen Mitbewohner der Residenz durch Fleiß und Schaffenskraft ausgezeichnet hatten. Ein großer Teil der Italiener verdiente mit dem Handel aller Arten von Waren seinen Unterhalt. Nicht wenige davon wurden nicht nur wohlhabend, sondern müssen als reich bezeichnet werden. In den meisten Fällen konnten sich Italiener sehr schnell das Bürgerrecht erkaufen. Ein weiteres Indiz für die gehobene Stellung der Italiener in der Rastatter Bürgerschaft stellt die Lage ihrer Immobilien in der Stadt selbst dar. Sofern dies ermittelbar war, lässt sich eine Häufung der Wohnhäuser in der Nähe des Schlosses und an der Kaiserstraße festhalten. Als Beispiel seien hier nur das Anwesen der Ruscas an der Herrenstraße oder das der Familie Massino an der Kaiserstraße angeführt. Ähnliches lässt sich auch in der benachbarten Stadt und vormaligen Residenz Baden-Baden feststellen, auch hier sind die Erwerbungen von Immobilien an stadtzentralen Stellen zahlreich.

Was bleibt als Ergebnis festzuhalten? Erstens, die große Mehrheit der seßhaften Italie-



Luca Antonio Colomba sollte als Nachfolger Sanguinettis die Schloßkirche ausmalen. Nachdem er sich bei einem Sturz von einem Pferd Verletzungen zuzog, mußte er den Auftrag ablehnen.

Aus Fueßlin, Johann Caspar: Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. Zürich 1774

ner in der Markgrafschaft Baden-Baden sind Händler, "mercatores" oder Krämer. Einige schlüpfen in die Rolle von Bankiers und verleihen Geld. Zweitens, es gibt eine Gruppe von Handwerkern und kleinen Händlern, die allerdings in den Quellen der Zeit kaum anzutreffen sind. Drittens, für beide gilt, dass sie permanent in Baden bleiben. Sie sind oder werden ein Teil der einheimischen Bevölkerung.

Berücksichtigt wurde bisher nur der "bürgerliche" Teil der Italiener. Daneben wurden aber zahlreiche Italiener direkt und mittelbar durch die Hofhaltung nach Rastatt gezogen.

1. Italiener am Rastatter Hof sowie bei der Hofverwaltung beschäftigte Beamte

Der Priester Ottavio de Morganti aus Fano Rossi war nicht der einzige Bürger der italienischen Stadt Fano, der um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert Rastatt aufgrund seiner beruflichen Verpflichtungen zu seinem vorübergehenden Wohnsitz machte. Der Priester Don Ottavio Morganti wohnte mindestens vier Monate lang in Rastatt, von Dezember 1704 bis März 1705². Don Ottavio Morganti in Rastatt war "peinlicher Kaplan" der Markgräfin Sibylla Augusta. Belegt wird dies durch einen archivalischen Fund der italienischen Historikerin Tombari in einer Urkunde der Kongregation "Beneficiati Uffreducci". Laut diesem Dokument stand Don Morganti für eine Messe im Dom von Fano nicht zur Verfügung, weil er "als Kaplan der ,Signora Principessa" [d. i. Sibylla Augusta, M. W.] "in Rastatt weilte". Ein Bruder von Don Ottavio war der Notar Giambattista³. Allerdings verweilte die markgräfliche Familie zu diesem Zeitpunkt in Schlackenwerth und übersiedelte erst im Herbst 1705 in das fast fertiggestellte Residenzschloss. Insofern wäre es denkbar, dass Morganti auch einige Wochen in Schlackenwerth zubrachte.

Die Morgantis waren ursprünglich eine aus Fano stammende Familie, die einige bekannte Maler, v. a. im 16. Jahrhundert, hervorgebracht hat. Bartolomeo di Morganti oder Bartolomeo di Fano arbeitete zu Beginn des 16. Jahrhunderts unter anderem im Palazzo del Podesta und im Dom zu Fano. Dessen Sohn Giovan Francesco war Mitglied der Santa Unione. Er malte in der Loggia des Palazzo del Podesta. Er übermalte und ergänzte das Altarbild von San Domenico, 1572 lieferte er für die Mitglieder der Scuola di San Michele vier Bilder, Mit seinem Neffen Ottavio übernahm er die Ausmalung der Loggia des Palazzo dei Priori. 1581 malte er sogar im Vatikanspalast in Rom ein Kartenbild der Stadt Fano und ihres Territoriums. Die Namensgleichheit des vor dem 24. April 1602 verstorbenen Malers Ottavio di Morganti und des in Rastatt weilenden Priesters läßt eine verwandtschaftliche Beziehung sicher vermuten, auch wenn sie nicht bewiesen werden kann. Daneben nennt "Thieme-Becker" einen Maler und Illuminator Pompeo di Morganti aus Fano⁴.

Italienische Opernsänger

Sehr wahrscheinlich befand sich um das Jahr 1705 eine Gruppe von italienischen

Opernsängern in Rastatt, "wo sie auch Aufführungen veranstalteten. "5 Allerdings konnte bis jetzt dafür kein eindeutiger Beleg gefunden werden. Ein fest engagiertes italienisches Opernensemble war zu dieser Zeit nicht in Rastatt. Trotzdem wäre ein Gastspiel denkbar, denn seit 1705 residierte die markgräfliche Familie wieder in Rastatt. Die Unterhaltung und Anstellung einer Hofkapelle (diese wurde erst 1715 gegründet) war aufgrund der politischen Umstände nicht durchführbar, so dass es zu gelegentlichen Auftritten von reisenden, nicht fest engagierten Künstlergruppen gekommen sein könnte. Thommsen-Fürst stellt fest: "Zwar dürfte es schon zu dieser Zeit in Rastatt gelegentlich zu musikalischen Aufführungen gekommen sein, jedoch sind – mit einer Ausnahme – keine Zeugnisse davon erhalten geblieben."6

Angestellte am Hofe: Der Hofratskanzlist Anselloni

Johann Josef Anselloni war Kanzlist beim Hofrat. Am 25. August 1738 kommt der Sohn Joseph Jacob Valentin zur Welt. Anselloni gehörte zum gehobenen Rastatter Bürgertum. Das Taufbuch vermerkt "Nobilis dominus Johannes Josef de Anselloni cancellista aulica...". Seine Frau war Anna Luisa geb. Schwan⁷. Die Schwans waren Wildbretmetzger am Rastatter Hof. Die Paten des Kindes Joseph Jacob Valentin waren der Gernsbacher Obervogt ("satrapa") und eine Maria Anna Bertram, die möglicherweise aus Savoyen stammte.

Der Regierungskanzlist Agudi

Der Regierungskanzlist Jakob Agudi starb am 6. Februar 1837 im Alter von 75 Jahren. Sein Frau Magdalena, geb. Walter starb am 18. Januar 1846 im Alter von 66 Jahren⁸.

Der Hofmusiker Candela (Cantela)

Über den Hofmusiker Anton Candela ist nur wenig bekannt. Die Informationen über ihn beschränken sich auf sein Todesdatum. Er starb am 2. Januar 1757 in Rastatt⁹.

Der Hoftenor Tonarelli

Der Sänger Leopard (Leopold, Lorenzo) Tonarelli kam möglicherweise über die Station

Mannheim nach Rastatt. Im Staats- und Adresse-Kalender von 1766 wird er als Tenorist und Cammersänger aufgeführt. In der Mannheimer Hofkapelle ist ein Sopranist (!) Lorenzo Tonarelli "aus dem romanischen" in den Jahren 1753 und zwischen 1756 und 1766 nachweisbar. Tonarelli dürfte zwischen 1766 und 1767 in Rastatt ein Engagement besessen haben. Ein weiterer Beleg für die Anwesenheit des Sängers in Rastatt findet sich auf einer Seite des Librettos in "Imeneo in atene". Auf der Vorderseite des Blattes ist die Besetzung für das Stück verzeichnet und Tonarelli als Sänger der Partie des Augenius vermerkt¹⁰. Demnach war Tonarelli in den Jahren 1766 und 1768 als "Tenorist" in Rastatt tätig¹¹. Er sang die Partie des Argenius in "Imeneo in atene". 12 Tonarelli war Mitglied der Rastatter Hofkapelle. Als Italiener war er einer der wenigen ausländischen Musiker, die am Hof Beschäftigung fanden¹³. Die Rastatter Hofkapelle wurde 1771 aufgelöst.

2. Italienische Kaufleute

Die Handelsfamilie Antoni (Anton, Anthony)

Der um das Jahr 1723 im Elsass geborene Johann Baptist Antoni – sein Vater war Wirt in Altenstadt bei Wissembourg - kam im Alter von etwa 20 Jahren in die baden-badische Residenz. Seine italienische Herkunft kann durch keinen Quellenfund belegt werden, wird aber zwingend vermutet. Denn mindestens zwei Italiener diesen Namens tauchen in Mannheim auf. Ein gewisser D. Antoni errichtete um 1800 eine Kaffeefabrik in Mannheim, ein Kaufmann D'Antoni betrieb dort seine Handelsgeschäfte. Johann Baptist Antoni war in den ersten Jahren seines Erwerbslebens Gastwirt, er übernahm den Beruf seines Vaters. Am 9. November 1744 heiratete er die Rastatterin Katharina Roth¹⁴. Am 9. Februar 1745 wird der "Würthssohn" Johann Baptist Antoni in die Handelszunft in Rastatt aufgenommen, nachdem er eine Aufnahmegebühr von 22 Gulden entrichtet hatte¹⁵. Schnell scheint Antoni Einfluss innerhalb der Zunft gewonnen zu haben, denn am 13. Februar 1748 wurde der etwa 25-jährige zugleich mit dem Italiener Johannes Massino zum Ober-

meister der Zunft gewählt¹⁶. 1752 erhielt er den Betrag von drei Gulden "als wegen das Ettlinger Haardt Bruch Hew gemacht" 17. Antoni bezahlte im selben Jahr eine Jahrespacht von 15 Kreuzern an die Stadtverwaltung für einen Garten in der Ludwigsvorstadt¹⁸. Er hatte, wie zahlreiche andere Rastatter auch, ein landwirtschaftlich genutztes Grundstück, auf dem Obst und Gemüse für den Eigengebrauch angebaut wurden. Im Mai 1757 wurde er von Ludwig Pfleger, einem Leutnant des schwäbischen Kreis-Kontingents¹⁹, verhaftet und musste eine Nacht in Gefangenschaft verbringen. Was genau passiert war, konnte bedauerlicherweise nicht ermittelt werden. Die Verhaftung scheint aus Sicht des Leidtragenden zu Unrecht vorgenommen worden zu sein, denn Antoni erhob eine Injurien-, also eine Beleidigungsklage gegen Pfleger²⁰²¹. Im selben Jahr hatte er die Wirtschaft zum "Goldenen Schwanen" inne, und fünf Jahre später war er Eigentümer des Gasthofes, der sich ursprünglich an der Schiffstraße 2 befand. Dazu kommt die Erwerbung des "Ochsen" in der Kaiserstraße 14. 1770, die letzten Tage der Markgrafschaft Baden-Baden waren angebrochen, wird Antoni mit einem für ihn votierenden Anteil der Wahlberechtigten von über 83%, das sind 211 von 253 Stimmen, zum Oberbürgermeister Rastatts gewählt. Ein recht deutliches Ergebnis. Allerdings sind die Angaben über seine Tätigkeit für die Stadt recht spärlich. Bis zum Jahr 1776 führte er das städtische Finanzwesen. Der später zum Oberbürgermeister gewählte Johann Adam Merk übernahm das Finanzressort und stellte für Antoni eine ersichtliche Erleichterung dar. Bis 1778 übte Antoni seine Tätigkeit als "OberbürgerMeister und StadtGefällVerrechner" aus, dann wurde er wegen angeblicher Verfehlungen von seinem Amt suspendiert und zu einer vierwöchigen Haftstrafe verurteilt. Ob dies zu Recht geschah, kann im Nachhinein nicht mehr geklärt werden. Bekannt ist aber, dass Antoni zur Zufriedenheit der Rastatter Bewohner gearbeitet hatte. Dies belegt eine Petition der Bürger, die zwar ohne Erfolg blieb, aber ausdrücklich betonte, daß sowohl der Magistrat als auch zwei Drittel der Bürgerschaft mit der erfolgten Wahl des Sonnenwirts Nikolaus Klehe unzufrieden sei. Weiterhin spreche für eine "Beybehaltung" Johann Baptist Antons, daß "derselbe wegen der gehabten Oberbürgermeistery Bedienstung sein ansehnliches Vermögen aufgeopfert," sein "... Amt zu Jedermanns Genugthuung besten Fleißes versehen, zu Tilgung des auf ihme haftenden Recesses seine Besoldung und ganzes übriges Vermögen anerbotten."²²

Im Oktober 1773 ersuchte Antoni um die Erlaubnis in Rastatt eine Haarpuder- und Stärkefabrik zu eröffnen. In seiner Bittschrift unterstrich er, dass der Wunsch nach einer Firmengründung im Zeichen eines "ehrlichen Fortkommens" stünde. Mit dem Hinweis auf sein mittlerweile beachtliches Vermögen, er besaß u.a. in Rastatt drei schuldenfreie Immobilien, versuchte er die Entscheidungsträger für sein Projekt zu gewinnen. Antoni plante seine Fabrik in einem seiner leer stehenden Häuser einzurichten. Er betonte auch, daß "viele seiner Mitbürger einen ansehnlichen verdienst" erhalten könnten. Antoni warb für die Schaffung von Arbeitsplätzen, die gerade in der Umstellungsphase nach dem Aussterben der Baden-Badener Linie so bedeutsam gewesen wären. Allerdings machte er zu seiner Unternehmung keine genauen Angaben. So vergaß er zu erwähnen, auf welche Weise er denn sein geplantes Unternehmen umsetzen wolle oder wie groß die Produktionskapazitäten sein sollten. Antoni legte keinen Augenmerk auf inhaltliche Hinweise. Die Hofkammer bemerkte sehr wohl das Auslassen dieser Komponente und führte in der Replik auf die Eingabe an, dass er sein Schreiben zu "allgemein" gehalten habe. Sie führte weiter aus, dass der Supplikant doch besser die "vorhabende Einrichtung dieser Fabrique näher bekannt zu machen" habe. Obwohl Antoni dies versäumt hatte, er beschränkte sich in seinen Zeilen fast nur auf untertäniges Bitten, gewährte ihm die Hofkammer im November eine fünfjährige Befreiung der Akzise auf den Betrieb einer Puder- und Stärkefabrik²³. Nähere Angaben zu dieser Fabrik sind der Akte nicht zu entnehmen. Sie gibt auch nicht an, ob es in der Folge tatsächlich zu einem Aufbau der Fabrik und zu einer geordneten Produktion gekommen ist. Der Begriff "Fabrik" ist nicht zu verwechseln mit dem, was der Leser der Gegenwart darunter versteht. Vielmehr ist die

von Antoni geplante und durchgeführte(?) Unternehmung als eine Art vorindustrielle Manufaktur zu betrachten.

Die Jahre bis zu seinem Tod verbleiben im Dunkel der Geschichte. Eventuell ging er wieder seiner früheren Tätigkeit als Wirt nach, oder er war tatsächlich als "Fabrikant" tätig. 1790 verstarb seine Frau Katharina. Am 9. Mai 1807 schloss Antoni in Rastatt seine Augen für immer im Alter von 84 Jahren.

Für das Jahr 1792 ist die Existenz eines Koches Sebastian Antoni belegt. Es könnte sich um einen Sohn von Johann Baptist Anton handeln. Sebastian erwarb 1792 das Haus des Italieners Nicolino, Schlossstraße 4 in Baden-Baden²⁴. Dies indiziert zusätzlich eine italienische Herkunft der Familie Antoni.

Johann Baptist Azone (Azoni) (1701–1755)

Johann Baptist Azone wurde etwa 1701 in Lenni (oder Lenno) im Herzogtum Mailand geboren. Sein Vater war der Bürger und Schneider Josef Azone. Sicher ist, dass Johann Baptist Azone schon 1733 in Rastatt wohnte und arbeitete. In diesem Jahr trat er als Taufzeuge für eine Tochter des Handelsmannes und Rastatter Bürgers Simon Rheinboldt auf. Die italienische Herkunft von Azone kann zweifelsfrei nachgewiesen werden: "Italus mercator" wird im Kirchenbuch der Pfarrkirche St. Alexander vermerkt²⁵. In den Folgejahren 1734, 1737 und 1738 tritt er wiederum als Trauzeuge für mehrere Kinder der Familie Rheinboldt auf. Seine Frau Maria Agnes Azone, die er 1738 ehelichte, war in den Jahren 1740, 1742 und 1745 Taufzeugin für weitere Rheinboldt-Kinder. Am 15. Februar 1735 wurde Azone in die Handelszunft in Rastatt aufgenommen und am gleichen Tag zum Zunft- und Obermeister gewählt²⁶. Wenige Wochen später, am 10. Februar 1738, heiratete er Marie Agnes Schuler, die Tochter des Karlsruher Bürgers und Gärtners Franz Schuler²⁷. Trauzeugen der Heirat von Azone und Maria Agnes waren prominente Rastatter Bürger: Franz Mayer, der "praefecti palatii domus Aulia" und der Bürger und Kaufmann Johann Schiffmacher²⁸. Am 13. April 1738 wurde ein Kind getauft²⁹. Johann Baptist Azone starb 1755.

Franz Azone (n. e. – 1788)

Der Wirt und Handelsmann Franz Azone wurde am 27. August 1766 in "die löbliche Handlungszunfft" aufgenommen, nachdem er ein Einkaufgeld in Höhe von 14 Gulden bezahlt hatte³⁰. Bezeugt wurde seine Aufnahme durch die Zunftmeister Bernhard Birnstill und Franz Simon Meyer.

Wenige Monate später, am 17. November 1766, heiratete er die junge Katharina Klehe³¹ (*1745). Dem Kirchenbucheintrag ist zu entnehmen, *dass* Katharina aus einer gutsituierten Rastatter Familie stammte. Ihr Vater, Anton Klehe, war Kaufmann und angesehener Bürger der Stadt; weiterhin erfahren wir von dem "consule civico" Simon und dem Bürger Johann Klee³², die beide Trauzeugen dieser Heirat waren. Katharina Azone starb in jungen Jahren am 1. Juni 1777. Dreieinhalb Jahre später heiratete der inzwischen zum Stadtrat aufgestiegene Franz Azone in zweiter Ehe Maria Magdalena Höllmann, eine geborene Kramer aus Ettlingen.

Recht modern mutet es an, wenn bereits im 18. Jahrhundert ein Ehepaar auf die Idee verfällt, "zur Vermeidung aller dareinst entstehenden ... Irrungen" einen Ehevertrag aufzusetzen. So geschah es im Fall der zweiten Heirat Franz Azones. Ein wichtiger Punkt war dabei die Sicherung der "in dieser Ehe erzielenden Kinder". Die zweite Ehefrau Maria Magdalena Höllmann brachte das Gasthaus "Zum Kreuz" mit in die Ehe, im Gegensatz hierzu erschien das Vermögen von Azone unübersichtlicher, so dass eine exakte Aufstellung als notwendig erachtet wurde. In diesem Zusammenhang entstand am 28. Juni 1780 eine Liste, die der Nachwelt akribisch den Besitz eines italienstämmigen Geschäftsmannes aufzeigt.

Franz Azone war Besitzer mehrerer wertvoller Immobilien, er besaß "eine Modelmäsige Behausung in der Schloßgaß wie solche im 1ten Inventario beschrieben, und taxiert ad 4400 fl" weiterhin den "15. Theil an einer Modelmäßigen Behausung auf der Marktgaß neben Simon Maier ad 100 fl" und den "15. Teil an einer holzenen Behausung in der Georgen Vorstadt neben Georg Ridel 19 fl." Dazu kamen verschiedene Gartengrundstücke und einige Äcker in der "Augustus-Vorstadt", in den



Rastatt vom Luftschiff Schwaben aus. Im Vordergrund die Murg, In der Mitte Schlossstrasse, das Barockschloss mit dem damals als Exerzierplatz genutzten Schlossgarten. Dahinter die Kaserne des Regimentes 111, später Canrobert und heute u. a. Bauplatz für das neue Landratsamt. 1913.

Kreisarchiv Rastatt

Gewannen Raues Ziegelfeld, Lochfeld und Oberreut im Wert von insgesamt 155 Gulden.

Vor der Heirat besaß Azone ein Wohn- und Geschäftshaus in Baden-Baden, das verkauft wurde; die darin sich befindenden Möbel wurden versteigert. Auch gab Azone seine Handelsgeschäfte in Baden-Baden auf, das Unternehmen wurde ausverkauft, er trennte sich von jedem unnötigen Ballast.

Die Art und der Umfang der Dinge, die die Liste preisgibt, lassen einige Aussagen zu seiner Person zu. Azone "liebte" die Bequemlichkeit, so führt das Inventar u. a. eine große Matratze und zahlreiches Bettzeug auf. Zudem war er ein passionierter Leser, zahlreiche Bücher "Kirschius, Hübners Lexicon, Wolffgang Venerony u. a." werden aufgeführt. Azone war demnach ein gebildeter Mann, der lesen und als Kaufmann gut rechnen konnte. Der Hausstand war gewaltig, die Aufführung von Geschirr, wie Schüsseln, Tellern, Töpfen scheint kein Ende zu nehmen. Sein Wohlstand wird zudem durch die Qualität seiner Möbel unterstrichen, deren Auflistung einen genauen Blick auf die Ausstattung einer Wohnung des gehobenen Bürgertums des 18. Jahrhunderts gestattet. Zahlreiche Schränke und Tische waren aus Nussbaum gearbeitet. Dazwischen wird auch das ein oder andere "eingelegte", also mit Intarsien versehene Stück genannt. Ob dem Kaufmann eine gewisse Eitelkeit eigen war, oder ob er sich in der Pflicht der Repräsentation eines erfolgreichen Geschäftsmannes sah, wird nie mehr zu klären sein, seine Kleiderschränke waren voll, (u. a. besaß Azone 40 Hemden)³³ der Wert seiner Bekleidung immens. Die Listen belegen männliche Kleider im Wert von 213 Gulden, der Gegenwert eines 400-tägigen Verdienstes eines Handwerkermeisters.

Zum Zeitpunkt seiner zweiten Eheschließung 1780 befanden sich "noch mehrere Crahm Waaren bestehend in Cotton, ... Zinn, Fischbein, Eisen und ... etc. etc. ..., welche nicht wohl anzubringen gewesen." in den Geschäftsräumen. Der Verkauf dieser Dinge ging nur schleppend voran, so dass sich seine neue Ehefrau für den Ankauf der Waren entschied: "Da nun hierauf im ganzen 730 fl gebotten worden, dieses aber viel zu wenig erachtet worden, hat sich die Azonische Ehefrau ... verbindlich gemacht, gesamt sothaner Waaren

für sich unter Beistand Hern Anton Kramer und in die Maßenn zu übernehmen um 900 fl."

Beeindruckend ist die Aufstellung über die Geldmittel, die Azone zu diesem Zeitpunkt an zahlreiche Kreditnehmer verliehen hatte. Darunter waren nicht nur Privatpersonen und Geschäftsleute, sondern auch Städte und Gemeinden wie beispielsweise Bühl, das 1777 einen Kredit über 3000 fl aufgenommen hatte und dafür pro Jahr 40 fl Zins zu bezahlen hatte. Die Liste der Kreditnehmer ist auffallend lang, die einzelnen Summen variieren von wenigen Gulden bis zu einigen Hundert. Seine Klientel rekrutierte sich aus dem Kerngebiet der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Baden. Die Städte Baden-Baden, Rastatt, Kuppenheim und Gernsbach sind die meistgenannten Orte. Der Wunsch nach Krediten "eint" (fast) alle Schichten der Bevölkerung. Unter den Schuldnern befinden sich Kammerdiener, Büchsenmacher, Militärs, Beamte und Adlige. Offen zu Tage tritt aber das Nichtvorhandensein des Bevölkerungsteiles der grafschaft, der Bauern, Taglöhner und kleinen Handwerker. Das Fehlen von Sicherheiten für die Gewährung eines Kredites wird hieran ausschlaggebend gewesen sein.

Azone füllte nicht nur die Rolle eines Bankiers aus, sondern trat auch als Großhändler in Erscheinung, so war ihm der Rastatter Franz Anton Haid fast 570 fl für "übernommene Craam Waaren" oder der Oberbürgermeister Klehe für diverse Kaufmannswaren neun Gulden schuldig.

Azone war zudem selbst Schuldner und Kreditnehmer. Nicht geklärt werden kann, warum er annähernd 300 fl an die Kinder von Benedikt Redolato bezahlen musste. Offensichtlich hat Azone entweder enge geschäftliche oder aber auch enge private Kontakte zur Familie Redolato gepflegt. Oder war beides der Fall? Gute geschäftliche Beziehungen hatte er zu Ullrich Rindeschwender nach Gaggenau. Hier betrugen seine Außenstände über 150 fl. Vielleicht hatte er für Rindeschwender einen Teil des Verkaufs der in Gaggenau produzierten Glaswaren übernommen. Das Gesamtvermögen im Jahr 1780 wurde auf 14 371 fl und einige Kreuzer beziffert. Azone war ein reicher Mann und gehörte damit ohne jeden Zweifel zur wirtschaftlichen Oberschicht der baden-badischen Residenz. Somit wird verständlich, dass er vor der erneuten Eheschließung eine genaue Aufstellung seines Vermögens fertigen ließ.

Schwierigkeiten traten bei der Festlegung des Vermögensanteils des Sohnes aus erster Ehe auf. Die erste Ehefrau Magdalena Klehe hatte ein nicht unerhebliches Vermögen mit in die Ehe eingebracht. Hinzu kamen die Kosten für die Ausbildung, die der Sohn Johann Simon Azone in Straßburg genoss. Sein Vater übernahm Zeit seines Lebens nur widerwillig Verantwortung für seinen erstgeborenen Sohn. Diese Rolle übernahm der Großvater.

Mit der Heirat seiner zweiten Ehefrau übernahm Franz Azone das Gasthaus zum Kreuz; er starb 1788.

Johann Simon Azone (n. e. – n. e.)

Auch wenn Johann Simon zum Mittelpunkt von wahrscheinlich sehr heftigen Auseinandersetzungen wurde, so ist über ihn so gut wie nichts bekannt. Wir wissen weder genaueres über seine Geburt, noch etwas über sein Leben oder auch nur, wann er gestorben ist.

Franz Simon Azone (junior) (n. e. – 1804)

Die nächsten nachweisbaren Spuren der Familie Azone datieren aus dem Jahr 1804. Franz Simon Azone starb in den Vereinigten Staaten, in Philadelphia. Das Rastatter Oberamt ließ im Rastatter Wochenblatt eine Vorladung verkünden³⁴. Das Amt forderte etwaige Gläubiger Azone's oder "diejenigen, welche an seine Verlassenschaft einigen Anspruch machen zu tun glauben"³⁵ dazu auf sich zu melden, damit die Immobilien, die Franz Simon Azone noch in Rastatt besaß, verteilt werden konnten.

Walburga Azone (1793–1858)

Walburga Azone starb am 7. Juni 1858 im Alter von 76 Jahren und vier Monaten. Sie war mit dem Rastatter Hofgärtner Enssle verheiratet. Walburga Enssle war vermutlich das letzte Kind des Handelsmannes und Kreuzwirts Franz (senior) Azone und Magdalena Klehe.

Johann Baptist Azone (n. e. – n. e.)

Johann Baptist Azone war Oberamtsaktuar und in dieser Funktion am Oberamt Rastatt beschäftigt. Verheiratet war er mit Magdalena Heydt.

Albert Azone (1818 – n. e.)

Sein Sohn Albert Azone ergriff den Lehrerberuf. 1842 war er Unterlehrer in Au am Rhein, 1865 Hauptlehrer in Malsch. Insgesamt war er zweimal verheiratet³⁶.

Hermann Azone (1876–1893)

Hermann Azone war von Beruf Schmiedsgehilfe und blieb Zeit seines Lebens unverheiratet. Sein Vater war Wilhelm Azone aus Rastatt, die Mutter stammte aus Bischweier³⁷. Mit dem frühen Tod Hermann Azones verwischen sich die Spuren dieser Familie in Rastatt.

Johann Baptist Balbiano (n. e. – 1724)

1701 erwarb Johann Baptist Balbiano aus dem italienischen Lenno in Heidelberg die Bürgerrechte.³⁸ Es soll sich zu diesem Zeitpunkt auch eine Familie Balbiano in Rastatt befunden haben³⁹. 14 Jahre danach, im Mai 1715, kaufte der in Rastatt wohnhafte Krämer Johann Baptist Balbiano einen Teil des "bei dem Schloß stehenden Modellhauses" von dem ehemaligen markgräflichen Sekretär Andreas Hubertus Erbenius⁴⁰. Am 5. Dezember 1724 starb der "Italus" Johann Baptist Balbiano in Rastatt⁴¹. Verheiratet war er mit Helena, eine geborene Marinelli. Helena Balbiano starb nur wenige Jahre danach, am 16. Oktober 1727. Ob es sich bei den beiden namensgleichen Balbiano's in Heidelberg und Rastatt um eine einzige Person handelt, konnte nicht ermittelt werden und wird daher offen bleiben. Bei der Geburt des Kindes Anna Franziska Balbiano im März 1717 waren der Hofbuchdrucker Franz Georg Tusch und die Frau des Hofmusikers Fischer, Franziska, Taufzeugen⁴². 1729 wurde der Sohn Johann Christian Balbiano in Rastatt konfirmiert⁴³. Eine Tochter von Johann Baptist und Helena Balbiano, Johanna, heiratete im Mai 1730 den Hoftrompeter Anton Swoboda. Trauzeugen der Hochzeit waren die beiden Hoftrompeter Franz und Anton Zwiffelhoffer⁴⁴. Anton Swoboda stammte aus Bilgram in Böhmen und kam etwa 1700 dort zur Welt⁴⁵. Aus der Ehe von Johanna Balbiano und dem Hoftrompeter ("tubicien aulicus") entstammten 14 Kinder, die alle in den Jahren 1731 und 1753 zur Welt kamen, Swoboda starb am 9. März 1759 im Alter von 50 Jahren in Rastatt. Swoboda war nicht nur Trompeter, sondern auch Wirt des Hirschen⁴⁶ in Rastatt. Eine Tochter Maria Anna Swoboda war als Sopranistin und Kammersängerin am Rastatter Hof beschäftigt. Sie sang die Partie der Albina im "Scherzo Pastorale", die Sylvia in der "Isola disabitata" und die der Clomvris in "Imeneo in atene". Im Jahr 1772 wurde sie pensioniert⁴⁷. Die Patenschaft der beiden Hofbediensteten. sowie die Heirat der Tochter mit dem Hofmusiker vermittelt eine enge Beziehung der Balbianos zum Hofe selbst. Vielleicht lieferte Balbiano Waren für die Markgräfin? Neben der Geschäftstüchtigkeit, die vor allem der erste Balbiano an den Tag legte, zeichnete sich die Familie auch durch einen Hang zur Musikalität aus, die in dem Beruf der Enkelin Johann Baptist Balbianos zum Ausdruck gelangt.

Petrus Paulus Berna (n. e. – 1771)

Der Bürger Petrus Paulus Berna wurde im Juli 1771 in Rastatt beerdigt. Er war als Kaminfeger am Rastatter Hof tätig und heiratete die Bürgerstochter Juliana Schmalholz, deren Vater im Murgtal und in der Stadt Baden-Baden mehrere Sägemühlen betrieb. Zwei Söhne, Josef Alois und Anton Johann kamen 1759, bzw. 1762 auf die Welt. Berna muß demnach bereits vor 1759 in der Markgrafschaft Baden-Baden eingewandert sein, ob er aber in diesen Jahren als Kaminfeger am markgräflichen Hofe tätig war, ist nicht belegt, ist aber zu vermuten.

Josef Berna (1759–1832)

Der älteste Sohn Josef Berna übernahm das Geschäft seines Vaters Petrus Paulus und erlernte den Beruf des Kaminfegers. Viel ist von diesem Rastatter Bürger nicht bekannt. 1811 hielt sich der Teilungskommissär Berna auf französischem Gebiet auf⁴⁸. Einzigartig ist aber eine von Berna selbst angefertigte weiß gehöhte Lithographie der "dicken Eiche" auf der Rheinau, die 1823 entstand und von der sich ein Exemplar im Stadtarchiv Rastatt erhalten hat. Josef Berna besaß ein nicht geringes künstlerisches Geschick, dies verrät seine Darstellung, die weder laienhaft oder hölzern wirkt. Mit sicherer Hand hielt der Künstler eine natürliche Besonderheit vergangener Tage fest und schaffte es somit, der

Nachwelt einen Eindruck von der gewaltigen Größe des Baumes zu vermitteln, der schon zum Entstehungszeitpunkt der Lithographie zu verfallen drohte. Um die Ausmaße und Besonderheit des Baumes zu unterstreichen. bediente sich Berna eines einfachen aber wirkungsvollen Stilmittels, er bildete auf der rechten Blattseite zwei erwachsene und ins Gespräch vertiefte Männer ab und betont damit die Ausmaße des Baumes, er übertrug gewissermaßen die natürlichen Größenverhältnisse auf die bildliche Darstellung. Zehn Jahre nach Entstehen des Bildes wurde in einer 1833 erschienenen Februar-Ausgabe des Rastatter Wochenblattes das Gedicht "Die tausendjährige Eiche bev Rastatt" veröffentlicht. Der Autor bleibt anonym, nur ein "B..." gibt einen wagen Hinweis auf den möglichen Autor. War es vielleicht doch Josef Berna? Sein Todesdatum spricht dagegen, denn im August 1832 wurde er begraben. Möglich scheint auch eine Urheberschaft des Verlegers Peter Birk, dem Herausgeber des Rastatter Wochenblattes, oder des Kommissärs Becht, der einen Bericht über den schlechten Zustand der sogenannten "tausendjährigen Eiche" verfasste⁴⁹.

Christian Berna (1782–1845)

Sein Sohn, der Ratsverwandte Christian Berna, heiratete in erster Ehe Franziska Kraft⁵⁰. Christian Berna brach mit der Tradition der Familie und ergriff nicht den Beruf seines Vaters oder Großvaters. Er wurde nicht Kaminfeger. Das erste Kind kam 1813 zur Welt. Im Kindertotenbuch der Pfarrei St. Alexander ist der Tod des zweiten(?) Kindes Maria am 10. August 1818 vermerkt. Christian Berna entschied sich für ein gänzlich anderes Metier: Durch die Heirat mit seiner ersten Frau Franziska übernahm er das Gasthaus zur Blume. Diese Gastwirtschaft gegenüber dem heutigen Rathaus - damals noch Markthalle hatte bereits der Schwiegervater, der Metzger und Wirt Karl Kraft, inne gehabt, der den Betrieb nur zu gerne in die Hände seines Schwiegersohnes übergab. Berna engagierte sich darüber hinaus bis 1830 als "Direktor der Kirchenmusik" und führte auch "die desfall-Bige Verrechnung"51. Seine Nachfolge übernahm der städtische Organist Oberlehrer Ekert. Das politische Amt des Stadtrats nahm

er sehr ernst und engagierte sich auch darüber hinaus. Zur Wahl des Badischen Parlaments 1842 im Ständehaus in Karlsruhe wurde Berna als Wahlmann für den ersten Distrikt gewählt⁵². Berna genoss bei seinen Zeitgenossen hohes Ansehen, zudem war er als integre Persönlichkeit in der Öffentlichkeit bekannt, denn nur so ist es zu erklären, dass er als Wahlmann zum Zuge gekommen war. Weniger eine Rolle gespielt hat sein eigenes Votum für einen bestimmten Abgeordneten. Bei den Wahlen für das Ständehaus war er in keinster Weise seinen eigenen Wählern bei der Stimmabgabe verpflichtet. Die wahlberechtigten Bürger konnten zwar ihre eigenen Stimmen delegieren, sie hatten aber keinen Anspruch auf das Wahlverhalten ihres Wahlmannes, die Wahlen waren geheim. Natürlich wäre es interessant gewesen zu erfahren, für wen Berna stimmte. Seine politische Überzeugung aber kennen wir nicht.

Nicht zu klären ist, warum Berna erst 1816 um das Bürgerrecht ersucht hat, ob es am Vermögen scheiterte oder an anderen Umständen, bleibt unklar. Zudem hatte Berna einen Sitz im Stadtrat und war als Teilungskommissär, wie sein Vater, für das Oberamt Rastatt(?) tätig. Wahrscheinlich übte Berna dieses Amt schon vor 1813 aus, denn bei der Taufe seines Sohnes Albert übernahm der Amtsrevisor des Bezirksamts Ludwig Lump die Patenschaft für den Buben. Das Amt des Teilungskommissärs ist teilweise mit dem eines heutigen Notars oder Nachlassverwalters zu vergleichen und erforderte naturgemäß viel Fingerspitzengefühl. Unter großer Anteilnahme der Rastatter Bevölkerung musste Berna seine Frau Franziska, die nach langem Leiden verstarb, zu Grabe tragen. Nur ein Kind, eine Tochter, überlebte die Mutter. Wenig später, im Jahr 1832, heiratete Berna ein zweites Mal. Die aus dieser Ehe stammende und scheinbar einzige Tochter wird nach der ersten Frau Bernas benannt: Franziska Sophia. Die Heirat dürfte im geschäftlichen Interesse Bernas geschlossen worden sein, denn Rosalia Berna, eine geborene Bayer, hatte bereits als Tochter des Adlerwirts in Rastatt genügend berufliche Erfahrung sammeln können, vor allem was die Führung eines Gasthauses anbetraf. Insgesamt führte Christian Berna mit seinen beiden



Rastatter Marktplatz mit Bernhardusbrunnen und Stadtkirche. Um 1910.

Kreisarchiv Rastatt

Ehefrauen und wohl auch mit Hilfe der Kinder 29 Jahre lang das Etablissement, das nicht zuletzt wegen der großen Anzahl seiner Gästezimmer schon zum damaligen Zeitpunkt als Hotel bezeichnet werden durfte. Christian Berna war kein unvermögender Mann. Im Rahmen der Abwicklung seiner Nachlasssache, die 1845 im Rastatter Wochenblatt angekündigt wurde, erfahren wir, dass Berna Eigentümer des Gasthauses zur Blume war. Weitaus interessanter ist aber - das Gasthaus wurde versteigert – dass das Anwesen genauestens beschrieben wird: "Dieses Gasthaus, auf welchem die Realwirthschafts-Gerechtigkeit ruht, hat Stallung für 12 Pferde, und enthält im untern Stock: 1 großes Wirthszimmer, 1 geräumiges Speisezimmer, 3 weitere Nebenzimmer und eine geräumige Küche, worin sich ein laufender Brunnen befindet. Im obern Stock: 11 Zimmer, 1 Küche und 1 großer Speicher. Unter dem Hause befindet sich ein gewölbter und 2 Balkenkeller. Mit diesem Wirthschafts-Gebäude wird noch eine gegenüber liegende zwystöckige Scheuer, nebst einem Pferd- und Kuhstall und einem kleinen Geflügelhof verkauft. "53 Nach dem Tode Bernas erwarb 1845 der Kasernenverwalter Georg Martin das Wirtshaus, das sich "im besten Zustande" befand und "wegen seiner vortheilhaften Lage eine sehr bedeutende Frequenz" hatte⁵⁴. Der auf den 17. Juni 1845 anberaumte erste Versteigerungstermin erbrachte nicht das gewünschte Ergebnis, so dass Notar Süß für den 9. Juli einen zweiten Termin ansetzte. Neben der "Blume" besaß die Familie Berna mehrere Wiesengrundstücke, mit deren Ertrag sie Heu für die in der in den Stallgebäuden der Gastwirtschaft untergebrachten Pferde anbieten konnte⁵⁵. Nach der Aufgabe der "Blume" war dies nicht mehr notwendig. Die Heuernte wurde versteigert. Bereits im Dezember 1848 wird Fidel Frey als Pächter der "Blume" genannt, Frey hatte sich bei den revolutionären Ereignissen in Rastatt engagiert und musste aus politischen Gründen seine Tätigkeit als Wirt aufgeben, er wurde im Juli 1849 inhaftiert. Besitzer des Gasthauses blieb weiterhin Georg Martin, bzw. seine Witwe. Friederike Martin verkaufte das wertvolle Anwesen im März 1848 an Joseph Augenstein, der seinem Sohn Barnabas "die zweistöckige Behaußung mit Stallungen... in der Stadt Rastatt gelegen nebst der auf dem Hauße ruhenden Realwirtschafsgerechtigkeit zur

Blume" über ein Jahr später im Juni 1849 für den Kaufpreis von 15 000 Gulden übertrug⁵⁶. Christian Berna starb am 23. April 1845 im Alter von "62 Jahren, 5 Monaten und 23 Tagen" in Rastatt.

Albert Berna (1813–1831)

Der Sohn Albert, der 1813 auf die Welt kam, erhielt zusammen mit dem Vater 1816 die Bürgerrechte, später wurde er auf das Rastatter Lyceum geschickt. Bis 1830 ist er dort als Schüler nachweisbar und war in diesem Jahr Absolvent der "Dritte[n] Klasse, Zweite Abteilung". Insgesamt gab es am Rastatter Lyceum acht Klassenstufen, die in vier Klassen und dort wiederum in jeweils zwei Abteilungen gegliedert waren⁵⁷. Da Albert Berna 1831 nicht mehr in den Namenslisten auftaucht, muss er das Schuljahr vorzeitig abgebrochen haben⁵⁸. Denn die Schulprogramme nennen nur diejenigen Schüler, die die jeweiligen Klassen auch bis zum (Schul-)Jahresende besucht haben. Der Grund für die Nichtnennung ist schnell gefunden. Albert Ludwig Berna verstarb im Juli 1831 im Beisein eines praktischen Arztes und eines Leichenschauers. Anzunehmen ist, dass der junge Mann schon seit längerem an einer Krankheit oder an den Folgen eines Unfalles gelitten hatte.

Albert Berna hatte seit Herbst 1823 – das Schuljahr war mit den Prüfungen im September jeden Jahres zu Ende - das Rastatter Lyceum besucht. Jahr für Jahr ist er in den Schülerlisten nachweisbar. Er scheint ein guter Schüler gewesen zu sein, denn wiederholt hat er keine Klassenstufe. Der Sterbebucheintrag vermerkt, dass Berna "Philosophie-Student" gewesen war. Dies hätte auch bedeuten können, dass der junge Mann zunächst ein Studium an einer der beiden badischen Landesuniversitäten in Freiburg oder in Heidelberg aufgenommen hatte. Es handelt sich aber um eine fehlerhafte Schlussfolgerung, denn schon aus der chronologischen Abfolge der Geschehnisse war dieses nicht möglich. Die letzten beiden Klassen (vergleichbar der gymnasialen Oberstufe) waren dem philosophischen Studium vorenthalten und wurden auch als philosophische Klassen bezeichnet. Insofern war der Begriff "Philosophie-Student", den das Kirchenbuch nennt, durchaus zutreffend. Berna war also nicht an einer Universität immatrikuliert, sondern tatsächlich bis zu seinem frühen Lebensende Schüler des Rastatter Lyceums gewesen. Mit seinem Tod starb der italienische Namen Berna in der vierten Generation in Rastatt aus. Nur noch in Offenburg existiert die Familie.

Eduard Berna (1843–1879)

1870 starb der 27 Jahre alte Kaufmann August Eduard Berna in Offenburg⁵⁹.

Johann Peter Berna (n. e. - n. e.)

Im Kirchenbuch Band der Pfarrei St. Alexander wird ein Johann Peter Berna genannt. In welchem Zusammenhang er zur Familie zu setzen ist, ist unbekannt.

? Balone (1705–1732)

1705 bezahlt der Bürger Balone Standgeld für einen Marktstand in Rastatt, 1709 erscheint er wiederum als Bürger, 1732 starb er.

Josef Adam Bordollo (Bordolo)

(n. e. - n. e.)

Die Wahl des Hofgerichtsrats Josef Adam Bordollo zum Wahlmann hielt 1831 nicht stand, weil nicht alle Stimmzettel eigenhändig ausgefüllt und nicht alle Einladungen pünktlich erfolgt waren⁶⁰.

Hermann Bordolo (n. e. – n. e.)

Der Schüler Hermann Bordolo aus Rastatt besuchte im Schuljahr 1827/28 die 3. Klasse Klasse des Lyceums (Ludwig-Wilhelm-Gymnasium), 1829/30 die vierte Klasse.

Marc Aurel Bordolo (n. e. – n. e.)

Die Familie Bordolo war zudem in Gengenbach nachzuweisen. Der von dort stammende Marc Aurel Bordolo war im Schuljahr 1929/30 Schüler der ersten Klasse 2. Abteilung.

Andreas Brenta (Brentano) (n. e. – n. e.)

Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts ist der italienische Handelsmann Andreas Brenta in Rastatt nachzuweisen. Die Stadtrechnung des Haushaltsjahres 1700 vermerkt, dass Brenta die Jahrespacht für seinen Marktstand in Höhe von 9 Kreuzern, das ist der übliche Betrag, den auch alle anderen Marktbeschicker mit Ausnahme der jüdischen Händler ent-

richten mußten, bezahlt hat. Er gehörte von Beginn an zum festen Kreis derjenigen Händler, die in Rastatt ein Marktgeschäft betrieben. 1702 hatte Andreas Brenta den Status eines Hintersassen inne und leistete dafür das "Hintersaßengelt nach ordnung und herkommens" in Höhe von einem Kreuzer⁶¹. Am 13. September 1717 heiratete seine Tochter Claudia Brenta einen Josef Wimbör aus Wien. Dem Heiratseintrag ist zu entnehmen, dass Andreas Brenta zu diesem Zeitpunkt bereits Bürger war. Als Beruf gab er Krämer an. Wenn es vielleicht auch relativ lange gedauert haben mag, bis er die Bürgerrechte übertragen bekam, war Andreas Brenta einer der treibenden Kräfte innerhalb der Handelszunft in Rastatt. Er forcierte ihre Gründung, die er als Gründungsmitglied 1720 erlebte. In einem Rechtsstreit des Jahres 1721 wurde Andreas Brenta vom damaligen Bühler Bürgermeister Peter Stoltz auf Zahlung von 113 Reichstaler verklagt. Der Rastatter Amtmann wurde vermittelnd eingeschaltet. Ob und wie der Rechtsstreit beigelegt wurde, konnte nicht ermittelt werden⁶². Es stellt sich berechtigterweise die Frage, womit Andreas Brenta gehandelt hat. Glücklicherweise nennen die Rechnungsunterlagen in zahlreichen Fällen akribisch, wozu das städtische Geld ausgegeben wurde. Brenta verkaufte Eisenwaren, wie Nägel, die er vielleicht sogar selbst herstellte. Für die Errichtung des neuen Marktbrunnens lieferte Brenta 20 Pfund Blei zu acht Kreuzer. Die Stadt kaufte bei ihm auch zwei Kalbfelle. "Das hiezu bezihet sich auf einen Trommelkübel", für einen "tampour" wie ergänzende Zeilen vermerken. Die Kalbfelle wurden für die Bespannung einer oder mehrerer Trommeln verwendet.

Josef Dessaga (Desaga) (n. e. – 1760)

Am 24. Februar 1760 starb der Bürger und Mercator Josef Dessaga in Rastatt. Sein Tod wurde in einem besonderen Kirchenbuch eingetragen: im sogenannten Hof-Totenbuch⁶³. Da in diesem speziellen Kirchenbuch nur diejenigen eingetragen wurden, die, in welcher Form auch immer, für den markgräflichen Hof tätig waren, können wir davon ausgehen, dass Dessaga Hoflieferant gewesen war. Wann Josef Dessaga nach Rastatt gekommen

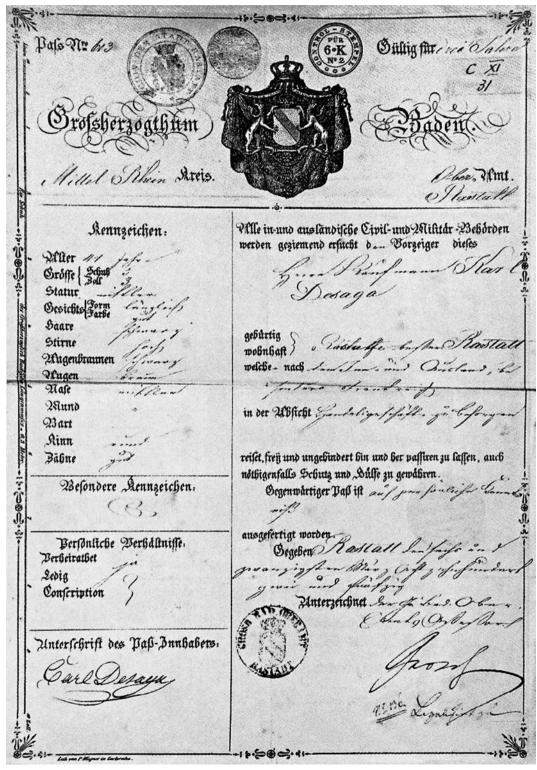
war, wird Spekulation bleiben. Mit Sicherheit wird er aber zu der Italienerschar gehört haben, die im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts nach Deutschland gelangten. Sein Erfolg als Geschäftsmann kann nur indirekt bewertet werden. Ein Jahrhundert später wurde anlässlich des Ablebens seines Enkels ein Haus in der Herrenstraße verkauft. Dieses Haus könnte sich schon im Besitz von Josef befunden haben.

Sebastian Desaga (n. e. – nach 1769)

Oftmals läßt sich die Existenz von Personen nur über Umwege erschließen. So auch im Fall des Handelsmannes Sebastian Desaga. Mit dem Tod des Sohnes Josef 1848 vermerkt ein Eintrag im Rastatter Pfarrbuch die Vaterschaft von Sebastian Desaga. Erst dieser Hinweis lieferte das Material, um in früheren Kirchenbüchern nach Archivalien zu Sebastian zu forschen. Der Handelsmann Sebastian Desaga und seine Ehefrau Franziska, eine geborene Müller, bekamen am 6. Juli 1762 eine Tochter Maria Magdalena⁶⁴. Eine Tochter Magdalena (dieselbe?) heiratete 1806 den Handelsmann Blasius Bauer aus St. Blasien. 1762 wurde Sebastian Desaga gegen eine Entrichtung von 22 Gulden in die Rastatter Handelszunft aufgenommen⁶⁵. Fünf Jahre darauf war er bereits deren Obermeister. Er bestätigte die Aufnahme von Johann Baptist Redolat in die Zunft der Händler⁶⁶. Vor dem Jahr 1769 trat Sebastian Desaga von dem gewählten Amt als Obermeister zurück. Wieder erhalten wir durch einen indirekten Hinweis Aufschlüsse auf das wirtschaftliche Beziehungsgeflecht von italienischen Kaufleuten. Er unterhielt mit großer Wahrscheinlichkeit geschäftliche Beziehungen nach Lahr, denn 1768 kam dort sein Sohn Josef Anton zur Welt.

Josef Anton Desaga (1768–1848)

Der im Jahr 1760 geborene Kaufmann und Bürger Josef Anton Desaga (junior) (sein Vater war der oben erwähnte Sebastian Desaga) war mit einer Josefa von Krieg verheiratet, die bereits im Alter von 36 Jahren verstarb (24. November 1806). Josefa kam als Tochter des Rastatter Oberamtmannes Georg Christoph von Krieg zur Welt. Im September 1808 wurde Josef Anton Desaga aus der Rastatter Bürger-



Reisepaß des Rastatter Kaufmanns Karl Desaga. Desaga benötigte das Dokument aufgrund seiner Handelsbeziehungen v. a. in Frankreich. Ausgestellt am 26. Mai 1852. Stadtarchiv Rastatt. Repro: Walter

schaft entlassen und nahm seinen neuen Wohnsitz in Bad Rotenfels. Dort heiratete er die Tochter eines großherzoglichen Jägers, Maria Anna Theresia Scherhammer⁶⁷. Während der revolutionären Ereignisse 1848 starb er. Sein Besitz wurde auf seine Erben Wilhelm, Karl, August und Theodor Desaga verteilt. Auf einen bestimmten Verteilungsmodus konnte sich die Erbengemeinschaft nicht einigen. Nur ein Verkauf schien eine für alle Seiten befriedigende Lösung zu versprechen. Das Rastatter Wochenblatt meldete 1852 – vier Jahre später – die Versteigerung des Desaga'schen Besitzes, die aufgrund einer richterlichen Verfügung angeordnet wurde. Es scheint unter den Familienmitgliedern zu heftigen Auseinandersetzungen um das wertvolle Erbe gekommen zu sein. Es handelte sich um folgende Immobilien: "1. Ein zweistöckiges steinernes Wohnhaus sammt Seitenbau und Anhangbau mit Haus- und Hofplatz, nebst einem kleinen Garten, in der Herrenstr. 54 dahier, neben Bierbrauer Eduard Prinz uns Allmendgut, vornen die Herrenstraße und hinten Anstößer, Schätzungspreis ... 10 000 fl". Daneben sollte eine zweigiebelige Scheuer in der Ludwigsvorstadt Nr. 68 zwischen Murgstraße und Oosbach für 400 Gulden verkauft werden. Bei dem für den 7. September anberaumten Termin fand sich kein ernsthafter Kaufinteressent, der den Schätzpreis geboten hätte, vier Wochen später musste der Notar Ebbecke eine zweite Versteigerung im Rathaus anberaumen. Diesmal war das Erreichen des Schätz- und Mindestpreises nicht zwingend erforderlich. Das Anwesen wechselte weit unter Wert den Besitzer⁶⁸.

Georg Wilhelm Desaga (1804 – n. e.)

Georg Wilhelm Desaga, mit größter Wahrscheinlichkeit ein Sohn von Josefa und Josef Desaga, erblickte am 8. September 1804 das Licht der Welt. Er studierte Rechtswissenschaften und heiratete mit 34 Jahren (1836) als Rechtspraktikant und Bürger in Ettlingen die Bürgertochter Katharina Kraft (*1814)⁶⁹.

Karl Desaga (1812–1879)

Der Kaufmann Karl Desaga heiratete am 5. Juni 1849 die Tochter des Waldhornwirts, Karoline Hermann⁷⁰. 1842 logierte ein Kauf-

mann Desaga in der Herrenstraße. Es handelte sich um das Anwesen mit der Nummer 54. das wenig später zum Verkauf angeboten wurde. Desaga hatte den unteren Stock an den "Wundarzneydiener" Karl Störck vermietet, der sich in einer lokalen Anzeige "für die Verrichtung des Zahn-Ausziehens oder Aderlassens" in seiner Wohnung empfahl⁷¹. Ob es sich bei dem Vermieter des Wundarztes um Karl Desaga oder dessen Vater handelte, ist nicht eindeutig zu klären. Sicher ist, dass das Haus sich im Eigentum der Desagas befand. Neben dem familientypischen Beruf des Kaufmanns unterhielt Karl eine Vertretung für eine Versicherungsgesellschaft aus Elberfeld. So lesen wir im Rastatter Wochenblatt aus dem Jahr 1854:

"Vaterländische Feuer-Versicherungs-Gesellschaft in Elberfeld. Die im Rechnungs-Abschluß pro 1853 bis Ende 1852 laufenden Versicherungen betrugen 146 266 301 Taler und bis zum letzten Dezember 1853 -167 421 273 Taler, mithin Zuwachs im Jahr 1853 – 21 154 971 Taler. Bei diesem Anlasse des vortheilhafften Abschlusses dieser Gesellschaft empfehle ich die .Vaterländische Feuer-Versicherung in Elberfeld" zur Versicherung für Mobiliar und Getreide, und werde gerne über Alles nähere Auskunft ertheilen. Rastatt im September 1854 Karl Desaga Kaufmann, Agent dieser Gesellschaft für den Oberamtsbezirk Rastatt. "72 1854 verkaufte er das Oehmd von 10 Viertel Wiesen bei Rastatt, Karl starb 1879 im Alter von 67 Jahren.

Jakob Giani (1784 – n. e.)

Leider gehört Giani auch zu der Gruppe derjenigen eindeutig nachweisbaren Italiener, über deren Lebensumstände man aber wenig weiß. Der aus Trontano gebürtige und in Mühlburg wohnhafte italienische Kaufmann Jakob Giani heiratete im Mai 1814 in Rastatt die Tochter eines Bäckermeisters Franziska Kamm⁷³. Damit dürfte Giani nicht zur Schicht der reichen oder zumindest wohlhabenderen Bürger Rastatts gehört haben.

Johannes Massino (um1680-1746)

Der italienische Handelsmann Johannes Massino ist bereits ab 1707 in Rastatt nachweisbar. Mit seiner Frau Maria Barbara, die 1732 verstarb, hatte er mindestens sechs

Kinder: die 1707 geborene Maria Magdalena, den zwei Jahre später zur Welt gekommenen Johannes Franziskus Albertus, die 1712 geborene Maria Franziska, den 1715 geborenen Franziskus Antonius, den 1719 geborenen Franziskus Josephus und die 1721 geborene Anna Margeritha. Am 9. 4. 1746 starb er.

Johannes Massino (1709–1781)

Am 9. Juli 1736 heiratete der "Bürger und Handelsmann in Rastatt" Johannes Massino, der Sohn des oben genannten Johannes Massino, die Witwe des verstorbenen Hofmusikers Johann Christoph Buxbaum. Trauzeuge waren u. a. der in Durlach wohnende Bürger und Handelsmann Franz Massino⁷⁴. Johannes Massino trat in die Fußstapfen des Vaters und wurde am 9. Februar 1745 in die "Ehrsame Hantels zunfft [der Stadt Rastatt, M. W.] auffund angenohmen"⁷⁵. Am 13. Februar 1748 wurde Johannes Massino zusammen mit dem Italiener Johann Baptist Anton zum Obermeister der Zunft gewählt⁷⁶.

Massino heiratete am 6. Februar 1746 in zweiter Ehe Katharina, eine geborene Trautmann. Im November 1749 wird Maria Franziska Valentina geboren. Die Paten waren der Senator Schelling und die Handelsfrau (Mercatrix) Franziska Primavas aus Karlsruhe. 15 Monate später, im Februar 1751, kam Maria Jakobea Josepha Valentina zur Welt. Die Patenschaft übernahmen Senator Schillinger und "die Frau Senatorin Josepha Schwarz". Die Mutter der Kinder verstarb bereits am 12. Februar 1764. Katharina Massino wurde auf dem Friedhof in Rastatt beigesetzt⁷⁷. 1747 entrichtete Johannes Massino (junior) das Bürgergeld in Höhe von 20 Gulden. Die Handelsgeschäfte von Johannes Massino waren sehr einträglich und erfolgreich. Dies bezeugt eine von ihm gemachte Spende an das Franziskaner-Kloster. Anlass dafür war die Beauftragung des Hofmalers Heinrich Lihl⁷⁸ durch die Franziskaner für Ölbilder, die Szenen aus dem Leben des Heiligen Franziskus darstellen sollten⁷⁹. Diese Bilder fanden im geschlossenen Kreuzgang an der Wand zur Kirche des Franziskaner-Klosters ihren Platz. Massino beteiligte sich neun Jahre vor seinem Tod mit einem außergewöhnlich hohen Betrag von 150 Gulden. Sein Sohn Johannes spendete noch

einmal 25 Gulden⁸⁰. Den Stellenwert, den Johannes Massino in der Rastatter Gesellschaft genossen hatte, mag auch die Bezeichnung "dominus", die man seinem Namen voranstellte, verdeutlichen. Weiterhin gaben der "consilarius aulicus"81 de Dürheim, der Amtmann Lassolev und der Revisor Baumeister Beträge zwischen zehn und 25 Gulden für die Beauftragung Lihls hinzu. Lihl selbst spendete die Leinwand, verlangte aber [als Vorauszahlung?] zehn Gulden für jedes Bild⁸². Zwei Bilder malte er allerdings kostenfrei. Insgesamt beliefen sich die Kosten für dieses Bild, rechnen wir die einzelnen Spendenbeträge zusammen, auf 245 Gulden. Massino besaß mehrere Häuser, darunter das heute noch erhaltene, aber baulich veränderte Gebäude Kaiserstr. 35.

Am 5. 12. 1781 starb er hochbetagt in Rastatt, mehrfach mit allen Sterbesakramenten versehen⁸³.

Bernhardus Massino (n. e. – n. e.)

Über die Lebensdaten und -umstände von Bernardus Massino ist fast nichts bekannt. Er war Ordensangehöriger, ein Frater Minores, des Franziskaner-Ordens.

Franz Josef Massino (n. e. – n. e.)

Ein Bruder von Johannes Massino (junior), Franz Josef, heiratete im Alter von 36 Jahren eine Franziska Maria Meyer, eine Kammerfrau (cupicullaria) aus Dinkelsbühl. Franz Josef Massino war Expeditor bei der markgräflichen Hofverwaltung⁸⁴.

Massino in Karlsruhe

Selbst mit dem protestantischen Karlsruhe besaß die Familie verwandtschaftliche Verflechtungen. Der Karlsruher Bürger und Wirt Dominico Massino erhielt in den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts von einem in Frankfurt tätigen Landsmann namens Dominico Brentano ein Startkapital in Höhe von 180 Gulden. Aus der Schuldverschreibung geht hervor, dass Dominico Massino aus Palanzo stammte. Diese Vernetzung von italienischen Händlern und Kreditgebern, die sich über deutsche Wirtschaftszentren verteilten, eröffnete einzelnen nicht liquiden italienischen Händlern bessere Startchancen bei ihren Bestrebungen, in das

Handelsgeschäft einzusteigen. Dominicus Massino war der vermögendste Karlsruher Katholik der Gründungsgeneration⁸⁵. 1715 kam er aber erst einmal nach Durlach und lebte dort einige Jahre. In diesen Jahren baute er in der von Händlern bevorzugten Langen Straße (heute Kaiserstraße) in Karlsruhe ein Haus und siedelte 1720 nach Karlsruhe über. Innerhalb eines halben Jahres nahm er Kapital in Höhe von 500 fl auf. Er schien sich überschuldet zu haben und war wohl gezwungen, seine Liegenschaft zu verkaufen. Der Käufer Franz Massino wurde über den Hauskauf zum Karlsruher Bürger. Bereits zuvor schon wurde Franz Massino 1698 in Durlach als Bürger angenommen. Diesem war es gelungen, recht schnell eine sichere Existenz aufzubauen. Er besaß Haus und Grundbesitz und konnte seine Familie sowie einen Knecht und eine Magd unterhalten⁸⁶. Franz Massino war 1736 Trauzeuge bei der Heirat des in Rastatt wohnenden Johannes Massino. Damit verstärkt sich die Vermutung einer verwandtschaftlichen Beziehung der beiden Familienzweige in Karlsruhe/Durlach und in Rastatt.

Heutige Spuren der Familie Massino

In Bietigheim ist auch heute noch eine Familie "Masino" nachweisbar⁸⁷. Die von Mitgliedern, namentlich Reinhard Masino, durchgeführten Recherchen haben ergeben, dass die Annahme einer verwandtschaftlichen Beziehung der beiden Familien durchaus begründet erscheint. Mitglieder der Familie Masino sind im 19. Jahrhundert in Burbach nachgewiesen⁸⁸. darunter befand sich auch ein Franz Josef Masino, dessen Namensgleichheit eine familiäre Beziehung mit dem bereits oben erwähnten Franz Josef Massino oder dem Karlsruher Franz Massino nahelegt.

Johann Georg Nicollai (n. e. – n. e.)

1720 wird Johann Georg Nicollai als Gründungsmitglied im Zunftbuch Rastatt erwähnt⁸⁹. Am 13. Dezember 1800 kam in Rastatt der spätere Lyceumsprofessor Joseph Nicolai auf die Welt⁹⁰.

Joseph Nicolino (n. e. – n. e.)

Im Jahr 1699 erhielt der aus "Vicini mayländisch Gebiets" stammende Joseph Nicolino die Baden-Badener Bürgerrechte. Ein Jahr zuvor hatte er Magdalena Nesselbach geheiratet. Der Ehe entstammten mindestens neun Kinder, drei Mädchen und sechs Jungen, 1702 erwarb Nicolino einen Bauplatz am Rothenbach von Conradt Wehrhaim und seiner Frau für den Preis von 85 Gulden. Wortwörtlich heißt es: "Hannß Conradt Wehrhaim zu Baadten unndt Anna Maria deßen Eheliebste verkaufen ahn Joseph Nicolino Burger und Krämer allhier, unndt Maria Magdalena deßen Hausfrau ein ödter Hausplatz ahn der rothenbach, unddt ferner die Stras. So Zinnß frey leedtig undt aig für, und umb achzig und fünf Gulden soliche Summam biß zur Abloßung landt läufig zu verpensionieren."91 Der Kauf scheint auf Raten abgewickelt worden zu sein, denn erst im Januar 1704 wurde der Kaufpreis vollständig bezahlt92. Der italienische Kaufmann hatte wohl die Absicht, recht schnell das Grundstück mit einem Wohngebäude zu bebauen. Allerdings gab es Streitigkeiten mit dem Hosenstricker Jacob Meyer wegen eines schmalen Weges, der zwischen den beiden Grundstücken verlief. Dies blieben aber nicht die einzigen Zwistigkeiten im Zuge der Bebauung der beiden Grundstücke. Nicolino bebaute, wissentlich oder ohne Absicht, einen kleinen Teil des nachbarlichen Grundstücks, so dass auch in diesem zweiten Streit eine Lösung gefunden werden musste. Jacob Meyer erklärte sich mit einer Abtretung des Grundstücksteils gegen eine entsprechende geldwerte Entschädigung einverstanden⁹³. 1705 ersteigerte Nicolino das Anwesen des verstorbenen Daniel Lamperer für einen "Kaufschilling" von 190 Gulden und 30 Kreutzern. Das Anwesen umfasste "ein Haus, Scheuer- und Gartenplatz auf dem Markt". Das Gebäude und das dazu gehörende Grundstück wurden nur wenig später dem Krämer und Bürger Simon Formo zum gleichen Preis überlassen. Ein Sohn des Formo war zu diesem Zeitpunkt Pfarrherr in Elchesheim⁹⁴. 1721 ersteigerte Nicolino das Wohnhaus von Simon Forma für 700 Gulden und brachte es damit wieder in seinen Besitz.

1707 kaufte Nicolino einen Bauplatz an der Sonnenstaffel, den das Kloster Gengenbach aus der Erbmasse des Paters Eschenbrenner zugedacht bekommen hatte. Es handelte sich hierbei um einen "abgebrannten Hausplatz hinter

der Stiftskirche ... ". 95 Der "ehrsambe Joseph Nicolino burger und Itallianischer Kramer" erwarb im selben Jahr noch ein Grundstück an der Sonnenstaffel. Den Preis von 191 Gulden bezahlte er bar⁹⁶.

Johann Baptist Redolato (Redolat) (n. e. – 1778)

Johann Baptist Benedikt Redolat[o] wurde gegen Bezahlung eines Einkaufgeldes von 22 Gulden am 20. Januar 1767 in die Rastatter Handelszunft aufgenommen⁹⁷.

Am 19. März 1778 starb der Bürger und Handelsmann [Johann Baptist] Benedikt Redolato in Rastatt, wenige Tage später, am 30. März, seine Frau Theresia⁹⁸. Der gleichnamige Sohn Johann Baptist Redolato wurde, nachdem er eine vierjährige Lehre bei dem Handelsmann Joseph Geiger erfolgreich hinter sich gebracht hatte, 1790 als "ein wirklich gehörend relevatio Handelsmann" anerkannt.⁹⁹

Der Schwarzacher Händler Rubolo (Ruboloni) (n. e. – n. e.)

Der Bürger und Händler aus Schwarzach Josef Rubolo verheiratete am 11. Januar 1723 seine Tochter Katharina mit dem Rastatter Wirt und Bürger Johann Jakob Sallinger¹⁰⁰.

Joseph Anton Tavola (n. e. – vor 1810)

Joseph Anton Tavola wird 1810 anläßlich der Verehelichung seiner Tochter Louise Tavola als "gewester Handelsmann dahier" genannt. Er starb bereits vor dem Jahr 1810. Über sein Leben wissen wir nichts. Nur die Tatsache, dass er mit Magdalena Varaigne verheiratet und eben eine Tochter Louise hatte, konnte ermittelt werden. Louise Tavola heiratete im übrigen einen 36-jährigen Obristen des 12ten französischen Linien-Infanterie-Regiments¹⁰¹.

Johann Anton Querra (n. e. – n. e.)

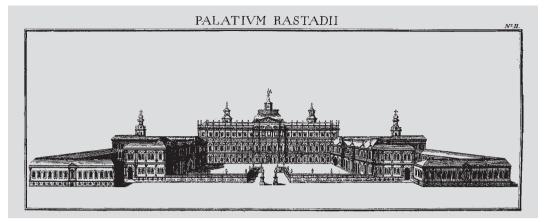
Einer der frühesten italienischen Einwanderer war Anthoni Querra (wohl: Johann Anton), der 1676 als Bevollmächtigter von Bernhardt Bahs bei einem Hauskauf in Baden-Baden auftrat. Der Kaufpreis für dieses Gebäude betrug 1200 Gulden.

Johann Anton Querra, der aus Mailand stammte und als Beruf Kaminfeger angab, ersuchte acht Jahre vor der Zerstörung BadenBadens (1689) im Jahr 1681 um das Bürgerrecht, das er noch im selben Jahr zugesprochen bekam. Aus dem Jahr 1682 ist überliefert, dass er Winterzeug, "zutaten für Kleidung", Stoffe, Spitze, Faden, Fischbein, uvm., verkaufte. Das Geschäft mit diesen Kurzwaren muß lukrativ gewesen sein. Bereits 1687 wird er als Hausbesitzer genannt¹⁰². Johann Anton Querra war zwischen 1680 und 1689 zudem als Kaminfeger tätig.

Peter Maria Querra (um 1665–1736)

Im Januar 1701 tritt der Kaufmann und Kaminfeger Peter Maria Querra¹⁰³ als Mitglied einer Käufergruppe des Hahnhofes in Erscheinung. Zusammen mit dem Kammerrat und dem "hochedlen und gestrengen" Bühler Amtmann Johann Bernhard von Weißenbach und dem Kaufmann Dufart aus Fort Louis kaufte er den Hahnenhof mit allen Wirtschaftsgebäuden, der Kapelle St. Wolfgang, und einem dazu gehörenden umfangreichen Grundbesitz, wie der Allmende, dem Altacker, Müllers Garten und dem sechsten Teil am Falkensteggut¹⁰⁴. Der Hahnhof¹⁰⁵ kann schon im 16. Jahrhundert (1545) nachgewiesen werden. So taucht in der "Ernewerung der Badener Amtbts Gefell" Erhart von Han auf, der einen "Mattenzins", eine Form der Grund- und Besitzsteuer, zu entrichten hatte. Erhart von Han wird unmittelbar in Verbindung mit dem Hahnhof zu bringen sein. Die einschlägigen Akten des Bezirksamtes Baden-Baden berichten sogar, dass: "nach einem Bericht von 1751 sich innen an der Wand die Jahreszahl 1490" befand. Damit reicht die Geschichte des Gutes bis in das späte 15. Jahrhundert. Das Bezirksamt stellte weiterhin fest, dass der Hahnhof 1701 vom "Amtmann von Weisenbach bei Rastatt und Peter Maria Zuera gekauft" worden sei. Bei diesen Angaben stimmt allerdings nur die Jahreszahl, der angegebene Amtmann war der Amtmann von Bühl, der zufälligerweise den Namen von Weisenbach besaß. Zudem gab es auch kein Amt in Weisenbach zu dieser Zeit. Weiterhin heißt Querra fälschlicherweise Zuera – man sieht, auch damals gab es Lese- und Verständnisschwierigkeiten¹⁰⁶.

Der Verkäufer war "der hochwohlgeborene Graf und Herr Antonius de Lacheraine, Graf von Lechan" und seine Frau Maria Francisca;



Schloss Rastatt. Architekt Domenico Egidio Rossi. Ansicht aus der Historia Zaringo Badensis.

Foto: Matthias Hoffmann, Kreisarchiv Rastatt

wie lange de Lacheraine den Hof besessen haben und wie hoch der Preis gewesen war, wird bedauerlicherweise nicht genannt¹⁰⁷. Dass Querra zu jener Zeit einer der wohlhabendsten Bürger von Baden-Baden gewesen sein muss, belegt das Einzugsregister der Stadt Baden-Baden aus dem Jahr 1702. Peter Maria Querra bezahlte einen Betrag von fünf Gulden an Steuern. Dies ist die dritthöchste Summe, die in der Schatzungsliste aufgeführt wird¹⁰⁸. Knapp ein Jahr später verpfändete der Krämer Gervaes Dufart seinen Anteil am Hahnhof an Querra für 150 Gulden¹⁰⁹. Für Querra war der Kauf des Gutes ohnehin nur wirtschaftlicher Natur. So belieh er "für sich und im namen seines Schwagers Baaß Baaß" den Hof 1721 mit 900 Gulden. 1716 hatte er sich, mit dem Hahnhof als Sicherheit, schon einen respektablen Betrag von dem Bürgermeister Johann Adolph Stephani geliehen¹¹⁰. 1735 nahm der Schwager Querras, Baaß Baaß, 2000 Gulden zu einem Zinssatz von 5% bei dem "Burger und Handelsmann zu Rastadt", Johann Massino, auf und belieh den Hahnhof mit diesem Betrag. Baaß Baaß und sein Sohn Andreas zahlten mit diesem Geld Schulden an das "Gotteshaus Lichtental" zurück. 1739 musste der Besitz wiederum für eine "Obligation" herhalten und wurde zusammen mit dem "Haus am Markt" mit 716 Gulden und 31 Kreutzer beliehen. Dieses Stadtgebäude der italienischen Familie Baaß befand sich zwischen den Wohnhäusern von Kammerrat Dyhlin und dem von Dietrich Straubhar¹¹¹. Die

Geldgeschäfte erscheinen uns auch heute noch kaum überschaubar und verwirrend.

Peter Maria Querra übernahm im Juni 1703 die Aufgabe eines Notars oder Rechtsanwaltes: er trat als Urkundsperson bei einem Verkauf eines Geschäftes in Baden-Baden in Erscheinung. Sein Honorar betrug 1,5% der Kaufsumme¹¹². Diese Tätigkeit begegnet dem Betrachter immer wieder bei der Durchsicht der Bürgermeisterrechnungen. Daneben besaß der italienische Kaufmann ein gutgehendes Kreditvergabegeschäft, denn im Mai 1717 wird ein Vorgang kund, der ihn als Geldverleiher in Erscheinung treten lässt. Der verstorbene Kammerdiener Frantz Armbruster, er war bei Baron von Plittersdorf beschäftigt, hatte bei Querra den Betrag von 110 Gulden geliehen. Armbruster hatte von dieser Summe 100 Gulden weiterverliehen und zwar an den Moßbacher Apotheker Johann Anton Leon. Die Mutter des "vor etlichen Jahren verstorbenen" Armbruster übernahm die Verpflichtungen ihres Sohnes. Sie verpflichtete sich die Summe von 10 Gulden an Querra zurückzuzahlen. Um die Sache zu einem Abschluss zu bringen, erledigte auch der erwähnte Apotheker Leon seine Verbindlichkeiten in Höhe von 100 Gulden nebst dem angefallenen Zinsbetrag von 22 Gulden¹¹³.

In einer Erbsache taucht Querra wiederum als Kreditgeber auf. Ein gewisser Anthon Rubbert war Querra 100 Gulden schuldig, Schulden, die dieser ohne Wissen seiner Frau schon in Italien aufgenommen haben soll¹¹⁴. Wiederum belegt ein Sterbefall die Tätigkeit

Querras in Mittelbaden, Bereits 1709 hatte Querra an den Seiler Conradt Simon aus Achern Geld verliehen, von dem zum Zeitpunkt des Todes des Simon noch 20 Gulden ausgestanden haben sollen. Bereitgestellt werden sollten diese Mittel, so forderte Querra ausdrücklich, aus dem Erlös eines Hausverkaufes. Querra selbst war es eilig in dieser Sache, da er zu diesem Zeitpunkt vor hatte "in Italiam zu verreisen". Da der Hausverkauf nicht schon zuvor hatte abgewickelt werden können, setzte Querra seinen Schwager Bahs Bahsen (d. i. Baß Baß, M. W.) als Bevollmächtigten ein¹¹⁵. Querra unternahm mehrere Reisen. Das Bürgermeisteramt stellte ihm 1722 und 1727 Reisepässe aus. Eine dieser Reisen unternahm er mit Josef Nicolini¹¹⁶. Daneben betrieb Querra ein Groß- oder Einzelhandelsgeschäft. Die Stadtverwaltung orderte bei ihm mehrmals Papier, Schreibfedern oder Tinte¹¹⁷. Auch verkaufte er Eisenfarbe und Baumaterialien wie beispielsweise Ziegel. Die Stadt kaufte bei ihm im Jahr 1705 4000 Ziegel für das "Bordhaus"118.

Johann Baptist Querra (n. e. – 1721)

Von einem weiteren Mitglied der Querra-Familie wird im Totenbuch der Stiftskirche Baden-Baden berichtet: Am 23. März 1721 verstarb der "ledige Italus" Johann Baptist Querra in Baden-Baden und wurde dort beigesetzt¹¹⁹.

3. ITALIENISCHE KAMINFEGER

Andreas Baß (n. e. – n. e.)

Seit dem Jahr 1669 ist Andreas Baß als Kaminfeger in der Stadt Baden-Baden tätig. Diese Tätigkeit übte er 10 Jahre lang aus und übergab das Geschäft 1680 dem schon erwähnten Johann Anton Querra¹²⁰. Die Gebühr für die Reinigung pro Jahr und Haus betrug zwei Gulden. Etwa 10 Mal wurden die Kamine im Verlauf des Jahres gereinigt. Der Preis für eine einzelne Reinigung betrug 20 Kreutzer.

Die Familie Baß gehört neben der Familie Querra zu den am frühesten genannten italienischen Einwanderern.

Bernhard Baß (Baß Baß) (n. e. – n. e.)

Für das Jahr 1676 ist die Anwesenheit von Bernhardt Baß in der Markgrafschaft Baden-

Baden gesichert. In der Bürgermeisterei-Rechnung der Stadt Baden-Baden aus diesem Jahr wurde "dem Kaufmann und Caminfeger von Maulandt" Bernhard Baß ein Siegelgeld für die Beurkundung eines Kaufvertrages in Höhe von zwei Gulden und neun Kreutzern in Rechnung gestellt¹²¹. Aus dem selben Band geht hervor. dass Baß Bürger der Stadt wurde und dafür einen Betrag in Höhe von fünf Gulden bezahlte. Im selben Jahr kaufte Bernhardt Baß eine "auf dem Markt gelegene Behausung" für 1200 Gulden. Als Verkäufer fungierte der markgräflich-badische Kammerrat Johann Heinrich Plückner¹²². Da der "Handelsmann" Baß zum Zeitpunkt des Vertragsabschlusses auf Reisen war, wurde er von Johann Anton Querra vertreten; Querra und Baß arbeiteten eng zusammen.

Andreas Baß (junior) (n. e. – n. e.)

Im Jahr 1730 übernahmen Andreas Baß und Salome Nicolini die Patenschaft über das Kind Salome Werner. Andreas Baß studierte zu jener Zeit – in Frage kommen hier nur die Universitäten Freiburg und Heidelberg – und belegte das Fach "Logica". 1733 übernahm der "Italus" Andreas wieder die Rolle eines Patenonkels für ein kleines Mädchen, das aber schon wenige Wochen später als Säugling starb.

Am 22. Oktober 1737 heiratete Andreas Baß die aus Karlsruhe stammende Kaufmannstochter Maria Elisabetha Baumann. Die Ehe wurde von Pfarrer Leo aus Sul[z]bach geschlossen. Im Dezember 1738 kam der Sohn Johann Bernhard zur Welt. Paten waren der "Baltreitswirt" und Metzger Anton Huber (Hyber?) und Catharina Krafft, die Ehefrau des Senators und Blumenwirts Ignatz Krafft. Vier Jahre später wurde das zweite Kind Maria Theresia geboren. Mittlerweile hatte Andreas Baß Karriere gemacht. War er 1738 "nur" Handelsmann (Mercator), so bekam er in der Zwischenzeit das badische Bürgerrecht zugesprochen und war mittlerweile in der Verwaltung der Markgrafschaft tätig: er übernahm die Funktion eines "Zollbereiters" (vegtigalium scriba)¹²³.

Johannes Ballas (n. e. – 1731)

Im August¹²⁴ des Jahres 1720 heiratete der in Rastatt ansässige Kaminfeger Johannes Ballas, Margaretha Eberle, die Tochter des

"faber lignarius"¹²⁵ David Eberle und dessen Frau Margaretha. Bei dieser Feier war auch der schon bekannte Italiener Petrus Maria Querra anwesend¹²⁶, den das Ehenbuch der Pfarrei St. Alexander einen "italo-badensi" also einen "Italien-Badener" nennt. Weiter waren die Eltern der Braut anwesend, wie auch zahlreiche weitere Rastatter. Vielleicht waren auch Italiener aus dem Freundeskreis bei der Heirat von Johannes und Margarethe Ballas zugegen. Ausdrücklich nennt das Ehenbuch "pluribus alliis", also "zahlreiche andere"¹²⁷. Ballas starb 1731; über sein Geburtsdatum ist nichts bekannt¹²⁸.

Johann Andlon Bisone (Bisoni)

(n. e. - n. e.)

In den 1730er Jahren ist der Rastatter Kaminfeger Johann Andlon Bisone nachzuweisen. Bisone bewies Geschäftstüchtigkeit. Er hatte mindestens zwei weitere italienische Kaminfegergesellen eingestellt: Roman Sympa und Leonhart Rondlon¹²⁹.

Johann Baptist Bisone (Bissone, Pisone) (n. e. – 1762)

Der Kaminfeger Johann Baptist Bisone war mit einer Witwe Maria Barbara verheiratet. 1732 wurde eine Tochter Agnes Barbara geboren und getauft¹³⁰. Ein Sohn Johann Baptist Anton kam drei Jahre später, am 19. November 1735, zur Welt¹³¹. Am 8. Oktober 1736 wurde das neugeborene Kind Maria Franziska Barbara getauft¹³², im April 1738 der Bub Josef Antonius Valentinus¹³³. Patin des Kindes war Marie Agnes Azone. Die Bisones stammten sehr wahrscheinlich, wie die Familie Azone, aus Lenni (Lenno). Der Vater Johann Baptist Bisone starb am 16. Oktober 1762 als Bürger, seine Frau Maria Barbara am 11. April 1777.

Josef Bisone (1738–1790)

Im Januar 1767 heiratete der 29jährige Josef Bissone Magdalena Krechtler in der Rastatter Stadtkirche St. Alexander¹³⁴. Die Absicht der beiden sich zu verehelichen, wurde erst nach besonderer dreimaliger Ausrufung¹³⁵, also Bekanntgabe des Heiratstermines legitimiert. Wenige Tage vor Heiligabend des Jahres 1768, fast zwei Jahre waren seit der Heirat vergangen, wurde das Kind Maria Agnes

durch den Rastatter Priester Schaeffer getauft¹³⁶. Bei der Taufe zugegen war auch die Witwe des verstorbenen Johannes Baptist Azone, die das Kind bei der Taufe in den Armen halten durfte und die Taufpatin des Mädchens war¹³⁷. Wie so häufig, die Kindersterblichkeit war bis weit in das 19. Jahrhundert hinein sehr hoch, starb das Kind Maria Agnes schon im Säuglingsalter, im Alter von nicht einmal sechs Monaten. Aufgrund dieser hohen Sterberate bei Kindern führte Pfarrer Schaeffer sogar ein eigenes Totenbuch speziell nur für verstorbene Kinder. Das kleine Mädchen wurde auf dem Friedhof in Rastatt begraben¹³⁸. Die Begräbnisfeier nahm Pfarrer Schaeffer selbst vor 139. Bissone selbst starb 1790, 12 Jahre später seiner Witwe¹⁴⁰.

Die Bisones sind bis zum Ende des ausgehenden 18. Jahrhunderts in Rastatt und in Baden-Baden nachweisbar. Der aus Rastatt stammende Sohn eines herrschaftlichen Werkmeisters Karl Köpple wollte 1797 "die Tochter der Bysonischen Witwe heiraten." Die Stadt Baden-Baden zeigte sich an einer Anstellung Köpples sehr interessiert¹⁴¹.

Ein Bisone ist noch 1808 in Ettlingen als Kaminfeger nachgewiesen, danach verlieren sich die Spuren dieser italienischen Familie.

Joseph Nicolino (Nicolini) (n. e. – n. e.)

Die Erstnennung dieses Italieners datiert aus dem Jahr 1703. Der Kaminfeger Joseph Nicolino "fegt" zwei Kamine in Martin Vogels Haus "vor die granken soldaten"¹⁴². Dafür berechnete Nicolino den üblichen Preis in Höhe von 20 Kreutzern. Nicolino teilte offensichtlich den Kaminfegerbezirk mit anderen, darunter in der Mehrzahl Italiener: Johann Schabeneth, Dominicus Vidolini und Joseph Maria Querra. In den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts übte Johann Bruzetti diesen Beruf aus.

3. Italienische Handwerker

Der Metzger Peter Anton Dita

(n. e. - n. e.)

Peter Anton Dita heiratete im November 1726 Katharina Birnstill, die Witwe des Metzgers Nikolaus Birnstill. Der Vater von Dita war ein Bürger und Metzger aus Alt-Breisach¹⁴³.

Der Schneider Anton Malo (n. e. – 1760)

Der Bürger und Schneider Anton Malo starb im Januar 1760 in der Residenz Rastatt. Malos Spuren haben sich durch einen Eintrag im Hofkirchenbuch aufspüren lassen. Mit der Nennung dieses Schneiders in diesem für den Hof angelegten Kirchenbuch ist belegt, dass er für den markgräflichen Hof arbeitete. Malo ließ sich für längere Zeit in Rastatt nieder, denn am 24. Januar 1785 heiratete der Witwer Anton Malo (wahrscheinlich ein Sohn) die Rastatterin Magdalena Haeg, die Tochter des Bürgers und Schneiders Anton Haeg.

Der Mundkoch Matton[i] (n. e. – n. e.)

Ein gewisser Mattoni wird in den einschlägigen Quellen als Mundkoch genannt. Legt man dieser zugegebenermaßen wenig aufschlussreichen historischen Information die Annahme zugrunde, dass Mattoni seinen Beruf bereits in Italien gelernt hatte, so ließe sich daraus folgern, dass auch die italienische Küche in Rastatt bekannt war oder, was meines Erachtens auch denkbar wäre, dass Italiener schon im 18. Jahrhundert nicht auf ihre eigene heimatliche Küche verzichten wollten.

Die Ziegelfabrikation in der Region – zum Teil in italienischer Hand

Die Geschichte der Ziegelfabrikation gerade in Rastatt ist zu einem großen Teil auch die Geschichte von Menschen aus Italien. Über die Protagonisten selbst kann nur wenig in Erfahrung gebracht werden, wohl aber über ihr Tun und ihre Beziehungen zur Stadt, die in den Archivalien dokumentiert sind. Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert entwickelte sich eine Zweigleisigkeit, was die Unternehmungen in der Rastatter Backsteinproduktion betrifft. Zum einem gab es die städtischen Ziegler, zum anderen aber die meist italienischen "Ziegler auf dem Rötterer Berg", die in der Regel für herrschaftliche Projekte Baumaterialien lieferten.

Die ältesten noch erhaltenen Bürgermeisterrechnungen belegen schon vor der Stadtwerdung Rastatts einen Ziegeleibetrieb. Der Ziegler Christian Sachser erhielt im Jahr 1696 von der Stadtverwaltung eine Ziegelei "erblehensweise". Dafür hatte er jährlich 30 Gulden zu bezahlen, die Ziegelhütte aber

musste er auf seine eigenen Kosten neu erbauen. Das Vorgängergebäude war - davon müssen wir ausgehen, auch wenn es dafür keinen ausdrücklichen Beleg gibt - ein Opfer der kriegerischen Ereignisse 1689 geworden. Was das Handwerkszeug betraf, welches der Ziegler für seine Arbeit benötigte, zeigte sich die Stadt großzügig und übernahm nicht nur in einem Fall die Kosten für die Anschaffung von Ziegelformen, die man unter anderem bei dem Juden Koppel von Malsch kaufte. Die Zeiten waren aber noch immer unruhig. Sachser konnte seiner Arbeit nicht in dem Maße wie gewünscht nachkommen. Immer wieder scheinen militärische Aktionen den Produktionsablauf unterbrochen zu haben. 1696 wurden ihm fünf Gulden erlassen, im Jahr darauf waren an die Stadt 22 anstatt die vertraglich vereinbarten 30 Gulden abzuführen. Die Begründung des Kämmerers zeigt viel von der Dramatik der Geschehnisse in jenen Tagen: "... weilen er aber das vergangene Jahr seine handtierung nicht wohl treiben können, alß ist Ihme durch ein ahrsam Gericht ... nachgesehen worden, künfftighin vor Rechte Georgii 1699 solle er wider die 30 fl als zuerstatten schuldig seyn." Bis 1702 lief der Betrieb der Hütte in geordneten Bahnen. Die Stadt beauftragte Sachser mehrmals in dieser Zeit, u. a. mit der Produktion von Bauziegeln für den Neubau der städtischen Hirtenhäuser in den Jahren 1698 bis 1700. 1703 verschlechterte sich der Gesundheitszustand des Stadtzieglers. Der Bürgermeister vermerkte hierzu: "Christian sachßer der Ziegler soll vermög des mit ihm getroffenen accords jährlich 30 Gulden [bezahlen], weilen er aber eine ziemliche zeit kranckh gewesen und nicht arbeiten können, auch die Ziegelhütten weg[en] darinn ... Ordonnantz [wohnende] ... unbrauchbar worden, hath pro dieses jahr nur [zu bezahlen] 15 fl". Die Stadt sah sich einer sozialen Verantwortung gegenüber ihrem Ziegler verpflichtet und berücksichtigte die gesundheitliche und wirtschaftliche Lage Sachsers, wovon vor allem letztere im besagten Jahr recht problematisch erschien. Christian Sachser hatte von der öffentlichen Hand keinen einzigen Auftrag bekommen. Zudem wurde ihm die Unterbringung von Soldaten, der "Ordonnantz" auf



Baden-Baden war bereits ab den Jahren um 1670 italienisch "bevölkert". Zahlreiche italienische Kaufleute hatten in der damaligen Residenzstadt umfangreichen Grund- und Immobilienbesitz. Marktplatz und Neues Schloss, Postkarte um 1910.

Kreisarchiv Rastatt

seine Jahrespacht angerechnet. Insgesamt aber erscheint der Nachlass der Stadt Rastatt um 50% im Vergleich zur vereinbarten Summe angemessen. Sachsers gesundheitlicher Zustand verschlechterte sich zusehends. Er starb irgendwann in den Jahren 1704 oder 1705. Seine Witwe führte das Geschäft noch einige wenige Jahre. 1705 wurden für den Neubau des Rastatter Schulhauses "1 Fudter Kalch und 350 Backensteine" geliefert, dazu kamen 60 Hohlziegel für das Dach des Schulgebäudes. Insgesamt war dem Betrieb ein nur mäßiger wirtschaftlicher Erfolg beschieden, denn 1707 musste die Stadt bei dem Baden-Badener Ziegler Anthony Ruppert Ziegel einkaufen, die Witwe des ersten nachweisbaren Stadtzieglers gab das Geschäft auf. Sie hatte mit der schlechten wirtschaftlichen Lage der Stadt zu kämpfen, die sich im Sterbejahr des Türkenlouis' und die daran anschließenden kriegerischen Ereignisse im Rahmen des spanischen Erbfolgekrieges zusehends verschlechterte. Fünf Monate nach dem Tod des Markgrafen, im Mai 1707, fielen die Bühl-Stollhofener Linien und die (erste) Festung Rastatt in die Hände der Franzosen.

Die Einnahmen der Stadt gingen – nicht zuletzt bedingt durch die damit einhergehende Verschlechterung der Kaufkraft der Bevölkerung - auf ein Minimum zurück. Der Stadtkämmerer vermerkte neben dem Umfang auch die Ursache für diese negative Entwicklung: "Bey deren fröhnung ist wegen des gantzen Jahr hindurch angehaltenen kriegs und darauf erfolgten schlechten Märckh[t]en in beysein des Staabhalters dem hochherrschaftlichen Gerichts mehr nicht dan 14 fl 10 Kr erhoben wordten an Standgelt." Diese Hiobsbotschaften ziehen sich durch die gesamte Bürgermeisterrechnung. Die Einnahmen bei den Unterkaufgeldern betrugen verschwindende 1 Gulden. Bei Mieteinnahmen und Benutzungsgebühren mussten spürbare Einbußen in Kauf genommen werden. So schrieb der Stadtrechner, dass, "nachdem das baufällige Kornhaus zusammen gefallen und bey jetziger Konjunktur nichts eingegangen ist" auch keine Gebühren erhoben werden konnten. Von den Zehnteinnahmen konnte die Haushaltslage ebenfalls nicht profitieren, da "alles von der französischen Armee fouragiert worden." Dasselbe Bild bot sich bei den Einnahmen

durch den Heu- und Strohverkauf, alles wurde "durch die französische Armee ruiniert". Im Juni 1707 musste die Stadt den siegreichen Franzosen annähernd 2500 fl bezahlen. Die Stadt Ulm hatte im vergleichbaren Zeitraum eine Million Gulden an die Franzosen abführen¹⁴⁴. Trotzdem war die in Rastatt zu entrichtende "Kriegsabgabe" eine weitaus höhere Summe als die eines normalen städtischen Jahreshaushalts.

Die Ziegelbrennerfamilie Ruska (Rusca)

Die italienische Familie Ruska betrieb auf dem Rötterer Berg einen Ziegeleibetrieb. In dieser Ziegelei wurden Ziegel für den Schlossbau hergestellt. Bereits im Jahr 1698 arbeitete Antonio Ruska als Ziegler in Rastatt¹⁴⁵. Sein Sohn Ferdinand Ruska war in erster Ehe mit einer Antonia verheiratet. Im Januar 1723 erblickte dessen Kind Ludwig das Licht der Welt. Aus der zweiten Ehe mit Anna Maria stammten mindestens zwei Kinder, die 1736 und 1737 geboren wurden (Maria Anna Barbara und Johann Michael Ferdinand)¹⁴⁶. Ruskas besaßen Kontakte zu anderen Ziegeleibetrieben der Region. So waren bei der Geburt der Tochter Maria Anna Barbara Ziegler aus Kuppenheim und aus Rastatt Paten¹⁴⁷. Dass die Ruskas zu den gesellschaftlich anerkannten, und nicht nur zu den wohlhabenden Familien Rastatts zählten, belegt die Übernahme der Patenschaft für das Kind Johann Michael Ferdinand durch den Rastatter Oberbürgermeister Johann Michael Nagel und seine Frau.

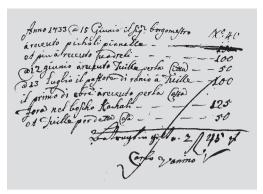
Spätestens im Frühjahr 1728 gab Rusca das gut gehende Ziegelunternehmen auf und verließ die Stadt. Als Nachfolger gilt der Italiener Carl Vanino, der den Betrieb übernahm und in der Folge auch die horrende Jahrespacht von 120 Gulden bezahlte. Vanino hatte den Betrag um 10 Gulden – dafür musste ein Handwerksmeister 20 Tage arbeiten – herunterhandeln können. Der Betrieb war die größte Ziegelei der Stadt. Die Stadtverwaltung kaufte die von Rusca noch gefertigten Backsteine auf, es handelte sich immerhin noch um über 20 000 Steine und verrechnete sie mit den noch ausstehenden Pachteinnahmen. Es stellt sich natürlich die Frage, warum Rusca seine gutgehende Firma aufgab, warum er sie an einen anderen Italiener übergab und warum auch die

letzten Baumaterialien verkauft wurden? Er wird ein gutgehendes Angebot erhalten haben, das ihn finanziell und auch gesellschaftlich nicht schlechter als zuvor stellte. Vielleicht ging er nach Wien, an den Hof und machte dort Karriere, denn als Unternehmer hat er sehr gute Qualitäten besessen, was die enormen Produktionsraten seiner Ziegelei belegen. Vielleicht wird er deswegen keine Möglichkeit außer Acht gelassen haben, seine Tüchtigkeit auch an einem anderen Ort zu beweisen. 1737 war Rusca Kaiserlicher Oberhofziegelinspektor und in Rastatt nachweisbar, dies ist der krönende Abschluß eines beispiellosen Aufstiegs und belegt einen vermuteten Umzug nach Wien, zumindest zeitweise. Rusca hatte in der Markgrafschaft Baden-Baden seine zweite Heimat gefunden, denn sonst wäre er wohl nicht mehr in die Residenz zurückgekehrt. Vielleicht hat er schon damals das repräsentative Kavaliergebäude in der Herrenstraße 13 erworben, das heute unter dem Namen Rossi-Haus bekannt ist. Sicher ist, dass er 1755 Besitzer des in der Folgezeit als Ruskaisches bezeichneten hochherrschaftlichen Komplexes war. Man sollte sich auch vergegenwärtigen, dass die räumliche Nähe der Wohnung zu einem Residenzschloss - wie am Beispiel Rastatt – auch immer für den Status des darin Wohnenden bezeichnend ist: je näher am Schloss, desto höher die Position im Staat und der Wert innerhalb der Gesellschaft. Für einen nichtadeligen wie Rusca eine erstaunliche Leistung.

1755 war das heutige Rossi-Haus im Besitz von [Ferdinand] Ruska. 1762 wurden die Wohnhäuser der Rastatter Bürger eingeschätzt, glücklicherweise, denn so erfahren wir, dass der Wert des nach seinem damaligen Besitzer genannten Hauses 4800 Gulden betrug. Mit Abstand war es eine der wertvollsten Immobilien im Stadtgebiet der Residenz.

Die Stuckateur- und Architektenfamilie Sommazi (Summazis, Summas)

Für das Jahr 1702 ist in Rastatt die Anwesenheit des "peregrinus italus", des italienischen Reisenden, Franz Carl Sommazi dokumentiert. Am 22. Januar 1702 wurde sein Sohn Franz Anton in der Stadtkirche St. Alexander getauft¹⁴⁸. Franz Anton heiratet später eine



Eigenhändig geschriebene Rechnung des in Rastatt lebenden italienischen Kaufmanns Carlo Vanino. Diese Aufstellung über gelieferte Baumaterialien an "Signor Borgomestro" (d. i. der Bürgermeister) stammt aus dem Jahr 1733.

Barbara Brutschi, vermutlich eine Italienerin¹⁴⁹. Franz Carl hatte noch zwei nachweisbare Söhne Michael und der am 17. September 1716 getaufte Johannes Matthäus. Michael wurde 1729 in St. Alexander konfirmiert. 1734 wurden von Franz [Carl] Sommazi am Giebel der Mahlberger Kirche Stuckateurarbeiten ausgeführt, die sich aber nicht bis heute erhalten haben¹⁵⁰. In der Mahlberger Bürgermeisterrechnung heißt es wörtlich: "Frantz Sommatzi dem Stuccator von Rastatt vor die nach den von Herrn Baumeister Rohrer verfertigte Riß gemacht vor gemachte Arbeit laut Schein beglichen 80 Gulden". Leider haben sich die Rechnungsbeilagen nicht bis heute erhalten, so dass es keine Hinweise darauf gibt, was Sommazi an der Mahlberger Kirche gearbeitet hat. Einige Seiten weiter erfahren wir wenigstens etwas über die Dauer des Auftrages: "Joachim Ludighausser Bürger allhier vor 62 Täg täglich 15 Kreuzer Taglohn bezahlt, als derselbe dem Stuccator in seiner Arbeit als Handlanger zugegeben werden müssen laut Schein beglichen 15 Gulden, 5 Kreuzer. "151 Sommazi war mit der Arbeit an der Mahlberger Kirche über zwei Monate lang beschäftigt. Insofern kann davon ausgegangen werden, dass es sich nicht um Reparaturen, sondern um eine Neuanfertigung der Stuckaturen gehandelt hat.

Leider lassen sich für die Tätigkeit von Franz Karl Sommazi nur wenige Belege finden. Dafür ist ein anderer Sommazi in Bruchsal, der Residenzstadt des Fürstbischöfe von Speyer, nachweisbar¹⁵². Der vermutlich aus Lugano stammende Stuckateur Johann Baptist Somazzi war 1728 und 1738 in Bruchsal tätig und fertigte acht Kapitelle für das Haupttreppenhaus des Residenzschlosses¹⁵³.

Über die Familienverhältnisse von Franz Carl Sommazi sind wir dank der Kirchenbücher gut informiert. Mindestens zweimal war er verheiratet. 1752 wurde [Franz] Carl Sommazi Hintersasse. Er zahlte das Hintersassengeld in Höhe von drei Gulden¹⁵⁴. Im selben Jahr bezahlte Franz Anton Sommazi für einen Garten in der Ludwigsvorstadt 15 Kreuzer¹⁵⁵. Am 6. Oktober 1841 starb der letzte Sommazi: Michael Summas im Alter von 83 Jahren. Summas blieb unverheiratet. Seine Eltern waren der bereits erwähnte gleichnamige Michael Sommazi und Katharina geb. Blechner¹⁵⁶.

Die Ziegelbrennerfamilie Vanino (Vanini, Vanono)

Hans-Georg Vanino war in den Jahren zwischen 1730 und 1750¹⁵⁷ als Ziegelbrenner auf dem Rötterer Berg tätig. 1752 bezahlt er 60 Gulden Ziegelhüttenzins¹⁵⁸ als Jahrespacht an die Stadt Rastatt. Hans-Georg Vanino hatte einen Bruder Hans oder Johannes Vanino. 159 Eventuell handelte es sich hierbei um Johann Anton Vanini (auch: Vanino), der als Architekt tätig war und Entwürfe für den Bau der Stadtkirche St. Alexander fertigte. Der Rastatter Bürgermeister Nagel ließ von mehreren Architekten Planungen und Kostenvoranschläge für die Reparatur der alten Rastatter Kirche anfertigen. Neben dem Mannheimer Bauingenieur Baumgratz und dem berühmten Baumeister Peter Thumb war es auch der erwähnte Johann Anton Vanini, der Pläne anfertigte. Vanini sah einen Betrag von 8196 Taler für die Renovierung der Kirche vor. Auch die Planung von Johann Peter Ernst Rohrer fußte auf einem hohen Kostenvoranschlag für eine Reparatur des Gebäudes, so dass ein Neubau zweckmäßiger erschien. Allerdings fanden auch die Entwürfe Vaninis für einen Neubau keine Berücksichtigung. Baumeister Rohrer gelangte zu einem vernichtenden Urteil über die Fähigkeiten Vaninis. Seine Vorschläge seien voller Fehler,

gegen alle Bauregeln, undurchführbar und stümperhaft. Vielleicht lag dieser Einschätzung Rohrers gegenüber Vanini eine generelle Verurteilung der italienischen Bauweise zugrunde. Denn Rohrer hatte wohl schlechte Erfahrungen mit der Bauqualität des Rastatter Schlosses gemacht, dessen Instandhaltung einen hohen Kostenaufwand erforderte¹⁶⁰. 1733 handelte der Kaufmann Carlo Vanino mit Fliesen und edlen Stoffen. Die Stadt Rastatt erhielt von ihm Flachziegel ("piastrelle") und viereckige Wand- bzw. Bodenfließen ("quadrelli"). Die Stadt benötigte diese Dinge für ein "cassa nel bosco", für ein Haus im Wald.

Der Uhrmacher Zamponi

1834 wurde der Uhrmacher Christian Zamponi beim Gemeinderat vorstellig und bat um das Bürgerrecht. Zamponi war vermutlich kein Ersteinwanderer, denn als Herkunftsort gab der Uhrmacher Engen an. Zamponi war zu diesem Zeitpunkt mit Sophia Magati verlobt, die aus Straßburg stammte¹⁶¹. Am 10. Juli 1836 stimmte der Bürgerausschuß der bereits am 15. Juni erarbeiteten Vorlage des Gemeinderats zu: Zamponi wurde die bürgerliche Annahme gewährt¹⁶². Seine Frau Sophia konnte ihre Bürgerrechte nur wenige Jahre genießen. Sie verstarb bereits im November 1841¹⁶³. Erst im Jahr 1846 gelangte Christian Zamponi in die Annehmlichkeiten des "Bürgergenusses"164. Zu diesem Recht zählten aber auch einige Pflichten, wie etwa die Teilnahme an der Bürgerwehr, dessen dritten Fähnlein er zugeordnet wurde. Er wurde von seinen Kameraden zum Obermann gewählt¹⁶⁵. Insgesamt wurden in einer Kompanie der Bürgerwehr (etwa 115 Mann) acht Obermänner gewählt¹⁶⁶. Zamponi unterhielt in Rastatt ein Ladengeschäft mit einem Reparaturbetrieb. 1852 übte Zamponi seine Metier im Meßbecher'schen Haus neben dem Gasthaus zur Krone (1945 zerstört, später Economat) am Marktplatz aus. Im Mai 1853 inserierte Zamponi im Rastatter Wochenblatt und machte mit einer Anzeige darauf aufmerksam, dass er mit seinem Geschäft in die ehemaligen Räumlichkeiten des Schreinermeisters Becker in der Lyceumstraße Nr. 89 umgezogen sei¹⁶⁷. Gleichzeitig sicherte er seiner Kundschaft eine *"gute und billige Bedienung*" zu. Der am 24. November 1809 in Engen (Amt Kenzingen) geborene Zamponi starb am 18. April 1854¹⁶⁸.

Der Zinngießer Baptist Zanetta

Insgesamt dreimal bat Zanetta, der bereits seit 1820 in Rastatt lebte, um die Bürgerannahme, bis seinem Gesuch stattgegeben wurde. An diesem recht langwierigen Prozess war er aber nicht unschuldig. Der erste Versuch datiert vom 16. September 1829. Zanetta hatte das Recht auf das Zinngießergewerbe für 220 fl von dem Zinngießer Rheinbold abgekauft und besaß ein Privatvermögen von 1045 fl. Gründe genug, so urteilte der Stadtrat, ihm das Bürgerrecht zuzuerkennen. Dazu komme, so die Stellungnahme, dass sich Zanetta "immer tadellos betragen" und das Versprechen gemacht habe, dass er einen "hießigen BürgersSohn unentGeldlich das Zinngießerhandwerk lehren zu wollen"169. Das Gesuch wurde an den Bürgerausschuss weitergegeben und schließendlich dem Bezirksamt vorgelegt. Der weitere Verlauf der Angelegenheit war für Zanetta zunächst wenig erfreulich, denn er habe, so das Urteil des Stadtrats bei der zweiten Eingabe im Oktober 1830, gelogen und falsche Angaben zu seinem Familienstand gemacht.

Das Bezirksamt reichte diese Angelegenheit an den Stadtrat weiter, der allerdings erst einmal ein vernichtendes Urteil über den Antragsteller fällte: "Gegen dieses Gesuch zu berichten, da Supplicant¹⁷⁰ den StadtRath belogen, sich als ledig ausgegeben hat, und doch geheurathet ist, sein Handwerk nicht versteht und überhaupt die Pflichten eines Bürgers nicht erfüllen kann, indem er immerwährend abwesend ist. "171 Der Stadtrat sah sich in der Beurteilung der Persönlichkeit des italienischen Zinngießers vollkommen getäuscht. Zanetta hatte also alle Register gezogen, um in Rastatt bleiben zu können. Damit verspielte er sich das Wohlwollen der Entscheidungsträger, denen ohnehin seine "immerwährende" Abwesenheit ein Dorn im Auge gewesen war. Wenige Wochen später, Ende November 1830, gab Zanetta abermals ein Gesuch an den Stadtrat ein und bat wiederum um das, ihm angeblich schon früher schon einmal zugesicherte, Bürgerrecht. Diesmal wurde seinem Antrag

stattgegeben¹⁷². Der Stadtrat befand: "Da Bittsteller wirklich kein Kind mehr hat und die Stadt verlaßen muß, wenn er nicht aufgenommen wird, ein Zinngießer aber in hießiger Gegend sich nicht befindet, so ist Beschluß zu verbleiben, und ihm das Bürgerrecht zuzusichern. "173 Innerhalb weniger Wochen revidierte der Stadtrat sein Urteil grundlegend. Was die Ratsmitglieder zu dieser. für Zanetta positiven Entscheidung, bewogen hat, muß bedauerlicherweise im Verborgenen bleiben. Vielleicht war es der frühe Tod seines Kindes. Wahrscheinlicher aber ist, dass es wirtschaftliche Gründe gewesen waren, die für das Zusprechen des Bürgerrechts entscheidend waren, denn der Ratsbeschluß formulierte ausdrücklich, dass sich "ein Zinngieser aber in hießiger Gegend nicht befindet, ...". Damit wurde eine Lücke in der Palette der Rastatter Handwerkerschaft geschlossen.

Ein Jahr später, so berichtet ein Erlass des Rastatter Oberamts vom 2. Januar 1832, wurde Zanetta aus der italienischen Staatsbürgerschaft entlassen¹⁷⁴. Damit wurde er mit Wirkung zum 4. Januar 1832 badischer Bürger¹⁷⁵. Den "Bürgergenuß" konnte er am 23. April 1838 antreten¹⁷⁶. Zanetta war seit Mai 1848 Mitglied der Rastatter Bürgerwehr und dem ersten Fähnlein (Kompanie) zugeordnet¹⁷⁷. Zanetta vergrößerte seinen Handwerksbetrieb und beschäftigte einige italienische Zinngießer, wie der folgende im Rastatter Wochenblatt erschienene Streit zwischen Zanetta und den Zinngießern Burla, Mazetti, Abetti und Malgaroli belegt: "Die Zinngießer Gehülfen Pius Burla, Guiliano Mazetti, Constantino Abetti und Pietro Paulo Malgaroli, sämmtlich in den italienischen Staaten gebürtig, sind nicht mehr bei mir in Dienst und hausiren unbefugt in dieser Gegend ohne obrigkeitliche Erlaubniß. Daher ersuche ich Jedermann, denselben keinerlei Aufträge oder Gelder für mich zu übergeben, da ich in keiner Geschäfts-Verbindung mit denselben stehe. Johann Zanetta Zinngieser".

Dies konnten die angesprochenen nicht unkommentiert lassen und inserierten umgehend:

"Erwiderung. In Nro 72 dieses Blattes hat Herr Zinngießer Johann Zanetta zu Rastatt unterm 6. dieses Monats "Anzeige und Warnung" bekannt gemacht, dass der Unterzeichnete mit noch drei Konsorten nicht mehr in seinen Diensten stehen und Jedermann gewarnt, keinerlei Aufträge oder Gelder für ihn uns zu übergeben, da wir unbefugter Weise in der Gegend hausiren. Wir sind Gehilfen des hiesigen Zinngießers Ludwig Seyfarth, und es wird diesem sowohl, wie Herrn Zinngießer Zanetta in Rastatt erlaubt seyn, Geschäfte auswärts zu suchen, und was die Annahme von Geldern für Herrn Zanetta betrifft, so können wir nicht wissen, wo er nun solche zu gut hat, auch uns nicht beigehen lassen, desgleichen für ihn zu erheben, was ich Namens meiner und Konsorten hiermit erkläre und bekannt mache.

Gernsbach den 9. September 1852 Guiliano Mazetti"¹⁷⁸. In der Öffentlichkeit war dieser Streit damit beigelegt.

Wenige Jahre darauf starb der in Ollego Castello geborene Zanetta am 23. März 1855.

Giovanni Zanin(i)

Als 18-jähriger junger Mann verlies Zanin seine italienische Heimat Rivamonte und wanderte über die Schweiz nach Deutschland ein. Der gleichnamige Vater wurde 1855 in Rivamonte geboren (27. November). Zanin junior arbeitete als Brenner in verschiedenen Ziegelbrennereien in Wiesbaden und Biebrich. Danach zog es ihn nach Lauffen am Neckar. An diesen Orten kamen in den Jahren 1885 und 1896 sieben Kinder zur Welt. Ein dreijähriger Bub Andreas ertrank 1896 im Neckar, Spätestens 1898 siedelte Zanin nach Kuppenheim über und arbeitete in einer Ziegelbrennerei in Bischweier. Danach fand er Beschäftigung bei den Firmen Strohmeyer & Herling, sowie in der Zementfabrik Kuppenheim. Zanin(i) heiratete Regula, eine geborene Herzog. In Kuppenheim wurden die Tochter Rosa (25. August 1898 – 26. April 1901) und der Sohn August (16. August 1900 – 16. April 1919) geboren. Im Geburtseintrag seines Sohnes Karl wird er als Brennmeister bezeichnet. Der ursprüngliche Nachname Zanini, dies gab Giovanni Zanin(i) bei den Behörden an, wurde 1908 eingedeutscht. 1908 vermerkte der Standesbeamte: "Aufgrund der Verfügung des Amtsgerichts Rastatt vom 18. Februar 1908 ... welche den Beilagen zum Geburtsregister unter Nr. 5 angeschlossen ist, wird hierher festgestellt, dass der Name in dem nebenstehenden Eintrag nicht "Zanini" sondern .Zanin' zu lauten hat. "179

Der Ziegelbrenner Florani Pietro

Der in Bischweier wohnhafte Ziegelarbeiter Pietro Florani (*30. 3. 1881 in Gemona) heiratete am 10. 5. 1908 eine Angelika Furlano (*3. 3. 1878 in Fagagna). Der Ziegelmeister Jakob Boos sowie der italienische Ziegelarbeiter Angelo Bataschini, der ebenfalls in Bischweier wohnte, fungierten als Trauzeugen.

ITALIENER OHNE BERUFSANGABE

Die Vagabunden Abed und Gislanzone

Ein zufälliges Produkt ist das Auftauchen von Dominik Abed und Jakob Gislanzone in Niederbühl. Dominik Abed, ein "vagabundierender" Italiener ist Mitte des 18. Jahrhunderts in Niederbühl nachweisbar. Seine Tochter Johanna starb am 19. April 1737 im Alter von fünf Jahren. Jakob Gislanzone und seine Frau Maria Mechthild, eine geborene Gegler, übernahmen die Patenschaft eines Kindes im Mai 1749¹⁸⁰. Auch Gislanzone könnte ein Italiener gewesen sein.

Familie Ballas

Johann Ballas stammt aus "Dismis"¹⁸¹. Am 1. November 1731 bekam ein Ballas posthum eine Tochter. Die Witwe Margarethe Ballas heiratete am 3. November 1732 Johann Georg Sterck¹⁸².

Belli di Pino

Ein Belli di Pino starb in Rastatt¹⁸³. In Überlingen ist ein Anton Maria von Belli nachgewiesen.

Johann Battist Bonzano (1749–1764)

Johann Battist Bonzano aus Mailand ertrank im Alter von 15 Jahren in der Murg. Der Eintrag im Totenbuch datiert vom 10. September 1764. Anzunehmen ist, dass der Heranwachsende Johann Battist nicht alleine nach Rastatt gekommen war, sondern dass er mit seinen Eltern in die Residenz gelangte und dort auch wohnte.

Hans Braun

Am 11. Januar 1648 heiratete ein Hans Braun in Stollhofen die aus Söllingen gebürtige Dorothea Zehe. Dies geht aus den erhaltenen Stollhofener Kirchenbüchern hervor. Der "deutsche" Name Hans Braun läßt natürlich nicht schlußfolgern, dass es sich um einen Italiener handelte, Braun wurde aber in Bagganato (bei Bergamo?) geboren. Er war damit italienischer Herkunft. Sein italienischer Name, der vielleicht Giovanni Brun oder Bruno (nicht Marone o. ä., denn italienische Namen werden nach dem Wortlaut wiedergegeben, nicht in einer dem Wortsinn folgenden Übersetzung) lautete, wurde vom Stollhofener Pfarrer in einer "eingedeutschten" verballhornten Version überliefert.

Fast auf den Tag genau 40 Jahre später, am 19. Januar 1688, heiratete Jakob Braun, vermutlich ein Sohn oder Enkelsohn, Magdalena Strackin. Der Familienname Braun ist auch heute noch in Stollhofen nachzuweisen.

Ludwig Castello

Der dem Namen nach italienstämmige Ludwig Castello war Soldat und Bedienter in einem Regiment des schwäbischen Kreises, das von einem Kommandeur von Hornstein befehligt wurde. Castello war mit der Tochter eines am Schloss beschäftigten Dieners, Maria Anna Goldhamer, verehelicht; im März 1770 kam die gemeinsame Tochter Maria Walburga Valentina zur Welt¹⁸⁴.

Amalie Galimberti

1845 empfahl sich Amalie Hegele geb. Galimberti Mädchen im "Häckeln, Sticken, Stricken und dergleichen gründlich zu unterrichten" und erteilte auf Verlangen "Unterricht in der französischen Sprache"¹⁸⁵.

Familie Sartori

1729 wurden zwei Kinder Maria Franziska und Maria Sartori konfirmiert. Sartori war Hintersasse, kein Bürger. Eventuell war er einer der italienischen Arbeiter, die beim Schlossbau Arbeit gefunden hatten.

Antonius Serwus

Antonius Serwus wird 1729 konfirmiert¹⁸⁶. Wenn man ein Konfirmationsalter von 13 bis 14 Jahren zugrunde legt, dann muss Serwus 1715 oder 1716 geboren sein. Das Künstlerlexikon Thieme-Becker nennt einen Maler Antonius Servi aus Trevieri bei Ancona, der als Wanderkünstler tätig gewesen war. Dabei war

er unter anderem in Trier und Wien beschäftigt. Ob er in eine verwandtschaftliche Beziehung mit dem im Kirchenbuch der katholischen Pfarrei St. Alexander genannten Antonius Serwus zu setzen ist, lässt sich nicht mit Sicherheit behaupten, erscheint aber durchaus vorstellbar. Der Maler Antonius Servi starb 1706 in Luzern¹⁸⁷. Leider ließ sich eine Tätigkeit eines Künstlers oder Handwerkers mit diesem Namen in Rastatt nicht nachweisen.

Karl Fingado

Der Rastatter Bürger Fingado war Steuerperäquator und Mitglied der dritten Kompanie der Bürgerwehr¹⁸⁸.

ABSCHLUSS

Rastatt hatte, so überliefert der Prolog der im Jahre 1830 durchgeführten Bevölkerungsaufnahme, im Jahr 1829 5591 Einwohner¹⁸⁹. In diesen umfangreichen Listen tauchen italienisch klingende Namen wie Matati oder Joseph Mareli auf. Für das Jahr 1831 ließ sich eine Familie Bordola ermitteln¹⁹⁰. Leider nennen uns diese Aufstellungen keinerlei Zugehörigkeit nach Nationen, so dass davon auszugehen ist, dass es sich bei den genannten Personen um Rastatter Bürger handelte, die eventuell italienische Vorfahren besessen haben könnten¹⁹¹. Ob diese Vorfahren mit den beim Schlossbau beschäftigten Italienern in Zusammenhang zu bringen sind, kann nicht bewiesen werden, obwohl dies durchaus denkbar wäre. So bleibt noch anzumerken, dass die Spuren der eventuellen Enkel und Urenkel der am Schlossbau beteiligten Italiener spätestens ab den 1830 folgenden Jahren vollends verblassen¹⁹². Die Hinweise für den im Anschluss daran folgenden Zeitraum sind eher spärlicher Natur. Auch wenn der eine oder andere ehemalige Italiener in Rastatt das Bürgerrecht zugesprochen bekam, so gibt es keinen Hinweis auf eine dauerhafte ungebrochene Kontinuität einer Italiener-Einwanderung seit der Stadtwerdung Rastatts bis in unsere Tage.

Anmerkungen_

- 1 Karl Martin: Die Einwanderung aus Savoyen nach Südbaden, S. 3.
- 2 Badisches Tagblatt, 10. Juni 1995.

- 3 Ebenda.
- 4 Thieme-Becker, Band 25, S. 146 bis 147.
- 5 Badisches Tagblatt. 10. Juni 1995.
- 6 Thommsen-Fürst, S. 31. Bei dem erwähnten musikalischen Zeugnis handelt es sich um eine anonyme Kantate: Cantate / Francoise sur / La Paix de Razestat / 1714. In: Generallandesarchiv Karlsruhe Hfk Hs. 102.
- 7 Pfarrarchiv St. Alexander Taufen 1724–1751, p. 106.
- Stadtarchiv Rastatt, Datei Reiß.
- 9 Pfarrarchiv St. Alexander, Totenbuch Erwachsene. Vergl. dazu auch Thomsen-Fürst, S. 251.
- 10 Ebenda, S. 57.
- 11 Markgräflich Baden-Badischer Hof- und Adreßkalender 1766 und 1768.
- 12 Thomsen-Fürst, S. 267.
- 13 Ebenda, S. 46.
- 14 Pfarrarchiv Rastatt Ehen Band 2, S. 40.
- 15 Stadtarchiv Rastatt B 287 Handelszunftbuch von 1752, S. 18.
- 16 Stadtarchiv Rastatt B 287: Zunftbuch der Rastatter Kaufleute seit deren Gründung vom Jahr 1720, S. 19. Der Eintrag lautet: "Anno 1748 Februar den 13ten in Rastatt

Ist abermahlen der gewöhnliche bruder Tag der Ehrsamen Handelszunfft gehalten worden und seyndt durch ordentliche wahl nach angehörter hl. Meß zu und Ober Meister erwählt worden.

Johannes Masino

Batist Anthon

- deßgleichen zu jungeren Dinsten renovirt worden Carl Zwieffelhoffer".
- 17 Stadtarchiv Rastatt, R 54, p. 46r, Bürgermeisterrechnung 1752.
- 18 Stadtarchiv Rastatt, R 54, p. 8v, Bürgermeisterrechnung 1752.
- 19 Zum Schwäbischen Reichskreis und seiner Funktion vergleiche: Hans-Joachim Harder: Militärgeschichtliches Handbuch Baden-Württemberg, Stuttgart 1987. S. 24 ff. Der Schwäbische Reichskreis war u. a. eine militärische Institution, die vor allem zur Sicherung der Rheingrenze gegenüber Frankreich geschaffen wurde. Daneben besaß er einige nach "innen" wirkende Hoheitsrechte: die Erhaltung des Landfriedens und die "Vollstreckung der Gerechtigkeit". Er besaß Hoheitsrechte, die in etwa mit der heutigen Polizei vergleichbar sind.
- 20 Generallandesarchiv Karlsruhe 61/85 fol. 499r, Hofkammerprotokolle.
- 21 Der Vater von Ludwig, Franz Pfleger, war Hausmeister im Schloss Favorite und Vertrauter der Markgräfin Sibylla Augusta. Franz Pfleger lieferte Entwürfe für Intarsienarbeiten für die Schlosskirche Rastatt. In der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe befindet sich eine Handschrift von Ludwig Pfleger über exotische Pflanzen.
- 22 Wolfgang Reiß: Rastatter Oberbürgermeister im 18. Jahrhundert. In: Badisches Tagblatt, 25. September 1991.
- 23 GLA Karlsruhe 220/392: Das Gesuch des Oberbürgermeisters Johann Baptist Anton von Rastatt, eine Puder und Stärk Fabrique daselbst anlegen zu dürfen
- 24 Freundlicher Hinweis von Franziska Revnaud.

- 25 Pfarrarchiv St. Alexander, Taufbuch 1724–1751, S. 73.
- 26 Stadtarchiv Rastatt, B 287, Zunftbuch der Rastatter Kaufleute seit deren Gründung vom Jahr 1720, S. 14.
- 27 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehenbuch Band 2, S. 32.
- 28 Ebenda.
- 29 Pfarrarchiv St. Alexander, Taufbuch Band 2, S. 103.
- 30 Stadtarchiv Rastatt B 287, Handelszunftbuch S 36
- 31 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehen 1752–1776, S. 84.
- 32 Sehr wahrscheinlich handelt es sich bei Klee und Klehe nur um unterschiedliche Schreibweisen desselben Namens. Dies würde bedeuten, dass Simon und Johann Klee zum Verwandtenkreis von Katharina Klehe gehören würden.
- 33 Es handelt sich nicht um Warenbestand aus dem Azone'schen Warenlager, sondern eindeutig um private Kleidungsstücke.
- 34 Rastatter Wochenblatt Nr. 44 vom 1. November 1804.
- 35 Es handelt sich um eine Verordnung des Oberamtes Rastatt vom 26. Oktober 1804.
- 36 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehen. Albert Azone heiratete am 6. März 1842 Luitgarde Jäger. Am 12. Januar 1865 heiratete der Witwer in Tiefenbach Katharina Magdalena Neuland.
- 37 Kirchenbuch St. Stephan, Karlsruhe, Totenbuch.
- 38 Ebenda.
- 39 Alfred Lederle, Italienische Einwanderer aus der Tremezzina (Comer See) im 17. und 18. Jahrhundert nach Baden. Hier S. 297. In: Badische Heimat – Mein Heimatland, 38. Jahrgang 1958. Freiburg 1958.
- 40 Generallandesarchiv Karlsruhe 37/160.
- 41 Pfarrarchiv St. Alexander, Toten 1724-1751, S. 1.
- 42 Pfarrarchiv St. Alexander, Taufen 1648–1723, p. 237.
- 43 Freundlicher Hinweis von Franziska Reynaud. Pfarrarchiv St. Alexander, Konfirmanden.
- 44 Pfarrarchiv St. Alexander Ehen 1724–1751, S. 13.
- 45 Vergl. hierzu: Thomsen-Fürst, S. 266.
- 46 Heute das Gebäude des Geschäfts Ertl in der Kaiserstraße.
- 47 Thomsen-Fürst, S. 267.
- 48 Generallandesarchiv Karlsruhe 236/8824.
- 49 Wolfgang Reiß: Die Dicke Eiche auf der Rheinau Stadtgeschichtliche Erinnerungen. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 1987.
- 50 Freundl. Hinweis von Prof. Franziska Revnaud.
- 51 Stadtarchiv Rastatt: B 155, Ratsprotokoll Nr. 2038 1/2 vom 1. Dezember 1830.
- 52 Rastatter Wochenblatt Nr. 14 vom 2. April 1842.
- 53 Rastatter Wochenblatt Nr. 43 vom 28. Mai 1845.
- 54 Beide Zitate: Wochenblatt für die Aemter Rastatt, Ettlingen und Gernsbach Nr. 45 vom 4. Juni 1845.
- 55 Wochenblatt für die Aemter Rastatt, Ettlingen und Gernsbach Nr. 46 vom 7. Juni 1845.
- 56 Irmgard Stamm: Joseph Augenstein, Rebstockwirt und Revolutionär. In: 1000 Jahre Bietigheim. Aus der Geschichte eines Hardtdorfes, Bietigheim 1991.
- 57 Ausführlich hierzu: C. F. Lederle, Fest-Schrift zur Jahrhundertfeier 1808–1908. Großherzogliches Gymnasium Rastatt. Rastatt 1908.
- 58 Historische Bibliothek Rastatt, Schulprogramme.

- 59 Kreisarchiv Rastatt: Standesbücher, Rastatt Totenbuch 1870.
- 60 Manfred Hörner: Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847), S. 324. Quelle: Protokolle der 2. Kammer 234.1831, Prh. 4, S. 80–99.
- 61 Stadtarchiv Rastatt, R 11 Bürgermeisterrechnung 1702.
- 62 Generallandesarchiv Karlsruhe Hofratsprotokolle Nr. 61, S. 149r.
- 63 Pfarrarchiv St. Alexander, Totenbuch Hof.
- 64 Pfarrarchiv St. Alexander, Taufen.
- 65 Stadtarchiv Rastatt, B 287 Handelszunftbuch, S. 26.
- 66 Stadtarchiv Rastatt, B 287 Handelszunftbuch, S. 37.
- 67 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehen, Desaga (Desagar) wird am 25. September 1808 "entlassen".
- 68 Rastatter Wochenblatt 1852 Nr. 64 und 75.
- 69 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Katholische Pfarrei Ettlingen Kirchenbücher, Heiratsregister.
- 70 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehen.
- 71 Rastatter Wochenblatt 1842.
- 72 Rastatter Wochenblatt 1854 Nr. 105 (2. 9. 1854).
- 73 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehen.
- 74 Pfarrarchiv Stiftskirche Baden-Baden: Traubuch 1736.
- 75 Stadtarchiv Rastatt, B 287 Zunftbuch Kaufleute p. 18.
- 76 Stadtarchiv Rastatt, B 287: Zunftbuch der Rastatter Kaufleute seit deren Gründung vom Jahr 1720, S. 19. Der Eintrag lautet: "Anno 1748 Februar den 13ten in Rastatt Ist abermahlen der gewöhnliche bruder Tag der Ehrsternen Lendelserefft, schalten unstehe gewähnliche

Ehrsamen Handelszunfft gehalten worden und seyndt durch ordentliche wahl nach angehörter hl. Meß zu und Ober Meister erwählt worden.

Johannes Masino

Batist Anthon

deßgleichen zu jungeren Dinsten renovirt worden Carl Zwieffelhoffer".

- 77 St. Alexander, TotenE (1752-1776), p. 79.
- 78 Zu Lihl vergl.: Iris Baumgärtner, Wolfgang Reiß: Überlegungen zu Hofmaler Heinrich Lihl und zum Lihlschen Familienbild. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 1993. Rastatt 1993. Dort finden sich auch weiterführende Quellen- und Literaturangaben.
- 79 Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um das im Thieme/Becker erwähnte Bild: "Szenen aus den Leben des heiligen Franziskus", das die Stadt Rastatt 1985 ankaufen konnte.
- 80 Generallandesarchiv Karlsruhe 65/222, p. 212 Franziskaner-Annalen.
- 81 Consiliarius aulicus: Hofberater.
- 82 Ebenda.
- 83 Der originale lateinische Text im Kirchenbuch lautet: "... omnibus morientium s[ancti]s sacramentis sepius munitus obiit".
- 84 Pfarrarchiv St. Alexander, Schloßkirchenbuch, S. 19.
- 85 Christina Müller: Karlsruhe im 18. Jahrhundert. Zur Genese und sozialen Schichtung einer residenzstädtischen Bevölkerung. Karlsruhe 1991. S. 227.
- 86 Ebda.: S. 217 und 218.
- 87 Freundlicher Hinweis von Dr. Johannes Werner, Elchesheim-Illingen.

- 88 Familienforschungen von Reinhard Masino, Göppingen. Am 7. Januar 1859 starb Georg Masino. Ein Sohn Josef wurde am 16. September 1819 geboren. Der Enkel Franz Josef Masino erblickte am 24. Dezember 1869 in Burbach das Licht der Welt.
- 89 Stadtarchiv Rastatt, B 287 Handelszunftbuch Rastatt, S. 6.
- 90 Vergl. hierzu: Hans Heid: Geschichte der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, S. 180.
- 91 Stadtarchiv Baden-Baden, A 12/2, Contractenprotocolle, S. 10, 20. Oktober 1702.
- 92 Stadtarchiv Baden-Baden, A 12/2, Contractenprotocolle S. 23, 9. Januar 1704.
- 93 Stadtarchiv Baden-Baden, A 12/2, Contractenprotocolle S. 50, 24. September 1704.
- 94 Stadtarchiv Baden-Baden, A 12/2, Contractenprotocolle S. 235r, 23. Mai 1736.
- 95 Stadtarchiv Baden-Baden, A 12/2, Contractenprotocolle S. 145, 6. Februar 1707.
- 96 Ebenda S. 146.
- 97 Stadtarchiv Rastatt B 287 Handelszunftbuch S. 37.
- 98 Pfarrarchiv St. Alexander, Totenbuch Erwachsene 1777–1790, S. 8.
- 99 Stadtarchiv Rastatt, B 278, Handelszunftbuch, S. 51.
- 100 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehenbuch.
- 101 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehenbuch.
- 102 Notizen Emilie Ruf ohne Signatur, Umschlag Italiener.
- 103 Peter (Petro) Maria Querra stammte aus Oligo/Italien; er kam um das Jahr 1665 zur Welt und starb am 15. März 1736.
- 104 Stadtarchiv Baden-Baden, A 12/1, Contracten-Protocolle S. 460b, 20. Januar 1701. Der genaue Text lautet folgendermaßen: Der hochwohlgeborene Graf und Herr Antonius de Lacheraine, Graf von Lechan und Maria Francisca de Lacheraine geb. von Erolzhausen verkaufen den hochedlen und gestrengen Herrn Johann Bernhard von Weißenbach, fürstlich markgräflicher badischer Cammerrat und Amtmann zu Bühl und Petro Maria Querra, Burger und Krämer dahier und Dufart, Krämer und seßhaft zu Fort Louis Haus, Hof, Scheuer, Stallung, Garten, samt ungefähr 8 Huch (Hufe, M. W.) und bei die 7 lauen Matten, auch alle andere Zugehörde der "Hanenhof" genannt, bad. bann es. der Stadt Baden Hochwald
 - as. Allmendgaße, alles beisammen in einem Beschluß.

Item eine Behausung beim Capellum gelegen (Kapelle St. Wolfgang, M. W.) es. der Oosbach, as. der Forbacher Straßen oben auf das Beuremer Tal unten Käufer selbst. Item ein ahngeröhrte Capelle zu St. Wolfgang samt dem Kirchen Ornat. Item ein klein lauen Matten beim Falkensteg, die Allmatt genannt, beiderseits und oben Käufer selbst, unten Oosbach, item 3//4 Matten so dermalen zu einem Acker gemacht beim falkensteg, die Altmatt genannt. es. neben vorgeschrieb lauen matten, as. Jacob Thiergärtner, oben Allmend, unten Bach. Item ein Stück Acker ungefähr eine (?) Huch groß, der Altacker genannt, beim falkensteg. es. das falkensteggut, sonst allenthalben Käufer selbst.

- Item 1 Viertel Acker allda zwischen obigen gütern ... Item 2/4 Matten in der Altmatt. es. und as. Käufer. Oben gemeiner Weg, unten Oosbach. Item ein Baumgarten des Müllers Garten bei dem Guntzenbacher Brückhel gelegen. es. die Bach, as. hintere Spitalacker vom Weg sodann den sechsten Teil an dem sogenannten falckenstegergut, und auch den sechsten Teil an der dazugehörigen Behausung, welche sämmtliche Güter ... (Der Text ist hier zu Ende, obwohl das ganze Blatt sonst unbeschrieben ist).
- 105 Vgl hierzu: Kunstdenkmäler Badens, Stadt Baden-Baden S. 356.
- 106 Generallandesarchiv Karlsruhe, 339 Zug. 1899/12 Nr. 179.
- 107 Stadtarchiv Baden-Baden, Cameral-Protokolle 20. Januar 1701.
- 108 Stadtarchiv Baden-Baden, Einzugsregister 1702, Eintrag vom 4. März.
- 109 Stadtarchiv Baden-Baden, Contracten-Protocolle S. 473b, 26. April 1702.
- 110 Stadtarchiv Baden-Baden, A 12/4, Contracten Protocolle S. 98b, 15. Januar 1721.
- 111 Stadtarchiv Baden-Baden, A 12/6, Contracten-Protocolle S. 213b, 6. Dezember 1735.
- 112 Stadtarchiv Baden-Baden, A 12/2, ohne Angabe des Fundortes, S. 11, 3. Juni 1703.
- 113 Stadtarchiv Baden-Baden, Angabe ohne Signatur, S. 248r.
- 114 Stadtarchiv Baden-Baden, A 12/6, S. 133r, 10. Februar 1733.
- 115 Notizen Emilie Ruf Baden-Baden ohne Signatur, Stiftskirche Baden-Baden Liber mortuorum(?) S. 38r, 17. September 1738.
- 116 Stadtarchiv Baden-Baden, A 21/2, Bürgermeisterrechnung 1722 und 1727.
- 117 Stadtarchiv Baden-Baden, A 21-2/157, Bürgermeisterrechnungen 1710, 1720, A 21-2/157, 1721.
- 118 Stadtarchiv Baden-Baden, Bürgermeisterrechnung 1705.
- 119 Pfarrarchiv der Stiftskirche Baden-Baden: Liber mortuorum.
- 120 Stadtarchiv Baden-Baden, Bürgermeister-Rechnungen 1669 bis 1679.
- 121 Stadtarchiv Baden-Baden, Bürgermeister-Rechnung 1676.
- 122 Stadtarchiv Baden-Baden, Contracten-Protocoll, S. 74b, 1. Januar 1676.
- 123 Stadtarchiv Baden-Baden, LB, 15. Dezember 1738.
- 124 Die Lesung des Datums ist nicht zweifelsfrei zu deuten. Vermutlich handelt es sich um den 12. August.
- 125 faber lignarius: Schreiner.
- 126 Querra, badischer Bürger und Kaufmann war auch bei der Heirat von Maria Magdalena Nicolino und Franz Ignaz Bettendorf in der Stiftskirche zu Baden-Baden Trauzeuge. Quelle: Pfarrarchiv, Stiftskirche Baden-Baden, Ehenbuch 1689–1756, p. 87.
- 127 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehenbuch I 1649/60 bis 1723, S. 57.
- 128 Ebenda.
- 129 Stadtarchiv Baden-Baden, Bürgermeisterrechnungen 1680 bis 1736.
- 130 Pfarrarchiv St. Alexander, Taufbuch Band 2, S. 58.

131 Ebenda, S. 57.

- 132 Ebenda, S. 86.
- 133 Ebenda, S. 103.
- 134 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehenbuch (1752 bis 1776/7) S. 87.
- 135 Im Original in lateinischer Sprache: "distinctis proclamationibus".
- 136 Pfarrarchiv St. Alexander, Taufbuch (1768 bis 1788), S. 8.
- 137 Ebenda.
- 138 Pfarrarchiv St. Alexander, Kindertotenbuch (1752 bis 1770), S. 97.
- 139 Ebenda.
- 140 Pfarrarchiv St. Alexander Ehenbuch (1752 bis 1776/7) p. 87.
- 141 Generallandesarchiv Karlsruhe 195/251 Bürgerannahmen 1658 bis 1803, Seite 34.
- 142 Stadtarchiv Baden-Baden, Bürgermeisterrechnung 1687.
- 143 Johann Claudius Dita, civis et lanio in veteri Brisaco.
- 144 Albert Neininger: Rastatt als Residenz, Garnison und Festung, Selbstverlag Rastatt 1961, S. 82.
- 145 Vergleiche hierzu das Kapitel "Backsteinbrenner".
- 146 Pfarrarchiv St. Alexander, Taufbuch 1648–1723, S. 288.
- 147 Johannes Georg Schindler aus Kuppenheim und Catharina Gaulin, die Frau eines Rastatter Zieglers.
- 148 Pfarrarchiv St. Alexander, Taufbuch 1702.
- 149 Eine Familie Brutschin ist bis in die fünfziger Jahre in Rastatt nachweisbar. Ob es ich um Italiener handelt, kann nicht durch Quellenfunde belegt werden. Denkbar wäre auch, dass die Familie Brutschi aus Schlackenwerth stammte.
- 150 Gemeindearchiv Mahlberg: Bürgermeisterrechnung 1734/35. Freundl. Hinweis von Herrn Dieter Weis (Anfrage an das Stadtarchiv 23. August 1995).
- 151 Ebenda.
- 152 Thieme-Becker, Band 31, S. 262.
- 153 Hans Rott (Bearb.): Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Neunter Band Kreis Karlsruhe, Zweite Abteilung Amtsbezirk Bruchsal, S. 107.
- 154 Stadtarchiv Rastatt, R 54, p. 4r, Bürgermeisterrechnung 1752.
- 155 Stadtarchiv Rastatt, R 54 8v, Bürgermeisterrechnung 1752.
- 156 Pfarrarchiv St. Alexander, Totenbuch Eintrag Nr. 151, S. 37.
- 157 Hermann Krämer.
- 158 Stadtarchiv Rastatt, R 54 S. 28, Bürgermeisterrechnung 1752. Der Originaleintrag lautet: "Hanns Georg Vanino auß der Rötteren gleichfalß seinen ZügelhüttenZinnß bezahlt mit 60 Gulden.".
- 159 Stadtarchiv Rastatt, R 54, Bürgermeisterrechnung 1752, S. 45.
- 160 Hermann Kraemer: Gotteshaus und Kunstdenkmal aus Rastatts Glanzzeit. In: Die Ortenau 1950, S. 79.

- 161 Stadtarchiv Rastatt, B 156, Ratsprotokoll Nr. 726 vom 10. Juli 1836.
- 162 Ebenda.
- 163 Rastatter Wochenblatt Nr. 45, 6, November 1841.
- 164 Stadtarchiv Rastatt, Bürgerbuch Z, S. 468-469.
- 165 Stadtarchiv Rastatt, C 85, "Die Einteilung der Bürgerwehr in sechs Fähnlein …".
- 166 Vergl. auch: Rastatter Wochenblatt Nr. 90, 8. November 1848.
- 167 Rastatter Wochenblatt vom 21. Mai 1853, Nr. 41.
- 168 Stadtarchiv Rastatt, Bürgerbuch Z, S. 468–469.
- 169 Stadtarchiv Rastatt, B 155, Ratsprotokoll Nr. 1839 vom 16. September 1829.
- 170 Supplicant: Antragsteller.
- 171 Stadtarchiv Rastatt, B 155, Ratsprotokoll Nr. 2006 vom 6. Oktober 1830.
- 172 Stadtarchiv Rastatt, B 155, Ratsprotokoll vom 24. November 1830.
- 173 Ebenda.
- 174 Stadtarchiv Rastatt, B 155, Ratsprotokoll Nr. 2212 vom 4. Januar 1832.
- 175 Stadtarchiv Rastatt, Bürgerbuch Z, S. 466-467.
- 176 Ebenda.
- 177 Stadtarchiv Rastatt, C 85, Die Einteilung der Bürgerwehr in sechs Fähnlein.
- 178 Rastatter Wochenblatt 1853, Nr. 72 und 73.
- 179 KaRa 6/Standesbücher Kuppenheim 1900–1904.
- 180 Heinz Bischof: Heimatbuch Niederbühl und Förch 1057–1988, S. 207.
- 181 Freundlicher Hinweis von Franziska Reynaud.
- 182 Pfarrarchiv St. Alexander, Ehenbuch 1724–1751, S. 17.
- 183 Pfarrarchiv St. Alexander, Totenbuch 1831-1840.
- 184 Pfarrarchiv St. Alexander, Taufen (1768–1788), n. 64
- 185 Wochenblatt für die Aemter Rastatt, Ettlingen und Gernsbach Nr. 69 vom 27. August 1845.
- 186 Pfarrarchiv St. Alexander, Taufbuch.
- 187 Thieme-Becker, Band 30, S. 527.
- 188 Stadtarchiv Rastatt, C 85.
- 189 Stadtarchiv Rastatt, A 4496, Die Aufnahme der Seelenzahl pro 1830.
- 190 Stadtarchiv Rastatt, A 4497, Die Aufnahme der Bevölkerung dahier betreffend. 1831.
- 191 Stadtarchiv Rastatt, A 4496, Die Aufnahme der Seelenzahl pro 1830.
- 192 Die Durchsicht der Akten Stadtarchiv Rastatt A 4497, A 4499 bis A 4503 erbrachte keine einschlägigen Hinweise.

Anschrift des Autors: Martin Walter Kreisarchiv Fortunatstraße 2 76437 Rastatt



Im Donner der Motoren

Karl Kappler Die Geschichte des erfolgreichsten deutschen Rennfahrers der 1920er Jahre

"Karl Kappler sei der Schumi der 1920er Jahre", so urteilt die Auto-Bild über den einst so bekannten Badener. Der Ausnahme-Rennfahrer war vor einem dreiviertel Jahrhundert mit über 300 Siegen auf so legendären Marken wie Mercedes, Simson Supra, Benz oder Bugatti einer der erfolgreichsten deutschen Rennfahrer und erzielte auch respektable Erfolge im Ausland. Karl Kappler wurde hoch geehrt, er erhielt hohe Auszeichnungen vom ADAC (beispielsweise als erster die goldene Vereinsnadel, ihm wurde die silberne und die goldene ADAC-Kanne überreicht). Der AvD zeichnete ihn für besondere Verdienste aus, der Schnauferlclub Deutschland erhob ihn sogar zum "Ehrenbundesbruder". Von vielen anderen nationalen und internationalen Institutionen erhielt er Ehrungen.

JUGEND UND LEHRZEIT

Karl Kappler wurde am Morgen des 21. August 1891 als Sohn von August und Karoline Kappler im elterlichen Haus in der



Charlie Kappler gewinnt als 15-jähriger die Subventionsfahrt Berlin–Stuttgart auf einem Produkt der Süddeutschen Automobilfabrik Gaggenau, 1907 Kreisarchiv Rastatt

Gernsbacher Igelbachstraße geboren. Der junge Karl begann 1906 eine Mechanikerausbildung bei der Süddeutschen Automobilfabrik Gaggenau (SAF). Nach eigenen Angaben hat er bereits mit 13 Jahren hinter dem Steuer eines Wagens gesessen. Im Jahr 1906 erhielt er als einer der ersten und als jüngster Automobilist in Deutschland seinen Führerschein. Seinen ersten "Auftrag" diesbezüglich bekam er nur wenige Tage darauf übertragen. Von seinem Arbeitgeber wurde er gebeten, einen Wagen ins ferne Berlin zu überführen.

Sein erstes siegreiches Rennen, die Subventionsfahrt Berlin-Stuttgart, bestritt der angehende 15 Jahre alte Mechaniker auf einem SAF mit der Startnummer 637 im Jahr 1907. 1908 startete er als Beifahrer bei der Herkomerfahrt und 1909 nahm er an der Prinz-Heinrich-Fahrt teil. Karl Kappler arbeitete weiterhin bei den "Benzwerken Gaggenau". Zum Sommersemester 1913 nahm Kappler das Studium am "Rheinischen Technikum Bingen für Maschinenbau und Elektrotechnik" auf. Während des Krieges war der frisch gebackene Ingenieur in Leipzig verantwortlich für den Bau des bis dahin größten Flugzeuges: der viermotorigen Zeppelin Staaken R VI.

DER RENNFAHRER KARL KAPPLER

Das erste Rennen mit dem Kappler an die Öffentlichkeit tritt, ist das Flach- und Bergrennen in Baden-Baden, das er 1922 auf einem 1909 gebauten, bzw. 1920/21 modernisierten Benz-Gaggenau gewinnen kann. Er triumphiert in diesem Jahr auch beim schweren Bergrennen in Pforzheim-Huchenfeld. Selbst beim Internationalen Klausenrennen 1923 im Schweizer Kanton Uri belegt er "mit dem alten



1927 gewinnt der "Schumi der 1920er Jahre" den Freiburger Bergrekord auf einem Simson Supra SS. Dabei zeigt Kappler was einen Herrenfahrer ausmacht. Am Steuer des seltenen Rennwagens ist Kappler oft nur mit Jacket, weißem Hemd und Binder zu finden. Kreisarchiv Rastatt

Kappler'schen Benz-Gaggenau" in der Sportwagen-Klasse über 5000 ccm einen hervorragenden zweiten Platz.

Das Highlight 1923 war sicherlich der unerwartete Gesamtsieg des Baden-Badener Automobilturniers. 1924 wechselte Karl Kappler das Fabrikat und steuerte in dieser Saison einen Mercedes. Mit der jeweils schnellsten Zeit des Tages gewinnt er das Kasseler Herkules-Bergrennen, ein drittes Mal in Pforzheim-Huchenfeld und wird zweiter beim Baden-Badener Automobilturnier. Unter anderem fährt er im September des Jahres auch ein Rennen in der Region, das "2. Motorrad und Automobilturnier Herrenalb" und startet in der Rennwagenklasse mit einem Kompressor-Mercedes.

1925 erwirbt Kappler einen Simson Supra SS, eine Marke die heute nur noch Spezialisten kennen, damals gehörte der Rennwagen aber zu den schnellsten Fahrzeugen in Europa. Erste Erfolge mit dem Simson Supra SS erfuhr sich Karl Kappler bei der Baden-Badener Robert-Batschari-Fahrt 1925, aber auch bei den Freiburger Rekordtagen, bei denen er einen Doppelsieg feiern konnte. Einen souveränen Bergrekord konnte er auch beim II. Bergrennen in Marburg verbuchen. Insgesamt 32 erste Plätze belegten die Simson-Supras in diesem Jahr. 1926 gelang Kappler der 100. Sieg. Bei den "Rekordtagen" in Freiburg 1927 konnte Kappler bereits den 200. Sieg in seiner



Die Sektion Baden-Baden des Badischen Automobilclubs verlieh Karl Kappler im Juni 1930 diese wertvolle Bronzeplatte auf Eichenholz für seine Verdienste um das legendäre Baden-Badener Automobilturnier. 1930.

Privatsammlung

Laufbahn als Rennfahrer feiern. Dies brachte ihm eine Titelseite in der ADAC Motorwelt ein. Unglaubliche 300 Siege sollten es bis zum Ende seiner Laufbahn werden.

Kappler und Baden-Baden

Zahlreiche Siege beim Automobilturnier und bei den Herbstsporttagen verbinden das Ausnahmetalent mit Baden-Baden, das ihm sicher zu einer zweiten Heimatstadt geworden ist. Er siegte in der Weltkurstadt auf den berühmten Bugatti Rennwagen vom Typ 35, auf Simson-Supra SS, aber natürlich auch mit dem 1909 in Gaggenau produzierten Rennwagen Benz-Gaggenau des Typs Prinz Heinrich sowie auf Benz und später auf Mercedes-Benz. Kappler siegt in Bergrennen, bei den Geschicklichkeitsturnieren vor dem Kasino und er dominiert die Flachrennen zwischen Rastatt und Ettlingen, die auf der kerzengeraden heutigen B 3 ausgetragen wurden. Und nicht

nur einmal schlug er Koryphäen wie Rudolf Caracciola. 1930 erhielt er vom Badener Automobilclub für seine Leistungen, aber auch als Förderer des BAC eine wertvolle Bronzetafel auf Eichenholz (ein Unikat, das sich bis heute erhalten hat).

1926 siegte Karl Kappler mit dem Bugatti 35 T beim Schauinslandrennen, beim Kniebis-Rennen, im August des Jahres beim Oberjoch-Rennen im Allgäu sowie bereits im Mai '26 beim Herkules-Bergrennen bei Kassel. 1927 gewann er in das Taubensuhl-Rennen bei Landau und das Krähberg-Rennen im September 1927. Dabei stellte er mehrere Streckenrekorde auf. Bei fast jedem Start war Kappler siegreich.

Im Hinblick auf die Teilnahme am ersten deutschen Grand-Prix-Rennen 1927 – durchaus vergleichbar mit der heutigen Formel 1 – auf dem Nürburgring entschloss sich Kappler zum Kauf eines leistungsstärkeren Bugattis vom Typ 35 C mit Kompressor. In seinem 1932 erschienen Buch mit dem Titel "Im Donner der Motoren" berichtet der Journalist Rolf Marben u. a. über zwei unerfreuliche Erlebnisse in der Rennfahrerkarriere des Gernsbacher Ingeni-

eurs, die er mit diesem Bugatti 35 C, hatte. Im Mai 1927 ging Charly Kappler mit seinem neuen 2-Liter Bugatti an den Start. Nachdem Kappler den Massenstart und die ersten drei Runden gut überstanden hatte, kam es in der vierten mit dem Rennfahrer Heusser fast zur Kollision, Kappler wich seinem Konkurrenten aus und trat mit aller Macht auf das Bremspedal "und stemmt sich gegen das Steuerrad, daß ihm die Gelenke schwellen". Kappler bleibt nichts weiter übrig, als in den Graben zu fahren. Das Fahrzeug schoss allerdings darüber hinaus, der Bugatti kam ins Schleudern und raste in den Wald. Dabei rasierte der Bugatti eine Tanne mit einer Stammdicke von 28 cm ab und prallte gegen einen weiteren Baum, den er zunächst wie ein Streichholz umknickte. Kappler fand sich samt Bugatti in der Baumkrone eines Nachbarbaumes wieder. Kappler wurde in das Hospital eingeliefert. Wie sich dort später herausstellte, hatte er eine Beckenquetschung erlitten, die ihn aber nur wenige Tage ans Krankenbett fesselte. Allerdings brachte ihn dieser Unfall für geraume Zeit einen Spitznamen ein: "Karl Kappler der Rekord-Fäller von Wiesbaden".¹



67 Jahre ist Karl Kappler mittlerweile alt. Hier sitzt er am Volant eines Mercedes Benz anlässlich des Gaggenauer Volksfestes.

Auf dem Beifahrersitz sein Schäferhund Ajax. 1958.

Kreisarchiv Rastatt

Das rennfahrerische Highlight 1927 war sicher der erste Große Preis von Deutschland auf dem Nürburgring bei Adenau.

Karl Kappler nahm am 17. Juli 1927 mit dem reparierten Fahrzeug am Ersten Großen Preis von Deutschland teil.² Der Gernsbacher startete in der 2-Liter-Rennwagenklasse und hatte 6 Konkurrenten, denen er zunächst sicher davon gefahren war. Nach der fünften Runde besaß er bereits einen sicheren Vorsprung von knapp zwei Minuten. Nach einem Boxenstopp, bei dem das Kühlwasser aufgefüllt wurde, fuhr er weiter, ohne seine Spitzenposition zu verlieren. In der sechsten Runde steigerte er seine Geschwindigkeit auf rund 190 km/h und "brauste in die hintere Zielgerade bei den Tribünen, Sein Motor donnerte rund 13 000 Zuschauern um die Ohren. Kurz vor dem Zielrichterhaus bremst Kappler ab und will vom vierten auf den dritten Gang zurückschalten. In dem Augenblick, da er das Gas wegnimmt, merkt er, daß das Gas-Pedal, sich festgeklemmt hat, daß es 'hängt' Das Gehirn kann kaum so schnell arbeiten, wie der Wagen rast. Kappler kuppelt aus und zieht die Handbremse. Aber die Geschwindigkeit läßt nicht nach. Der Wagen fegt in die Kurve hinein".

Der Bugatti 35 C schießt mit einer viel zu hohen Geschwindigkeit in die Kurve und rast direkt auf eine grasbewachsene Böschung zu. Der Rennwagen fliegt fast 15 Meter weit durch die Luft. Kappler wird dabei aus dem Fahrzeug geschleudert und landet im weichen Lehmboden. Er verliert das Bewusstsein. Das Publikum hält ihn für tot. Und so wird auch das Gerücht unter den Zuschauern weitergetragen: Kappler ist tot!

Aber auch diesmal hat er wieder unsagbares Glück. Nach 23-stündigem Koma wacht er im Adenauer Krankenhaus auf. Nach wenigen Tage der Ruhe fährt er nach Hause nach Gernsbach, lässt sich in Baden-Baden röntgen, wo man dann feststellt, dass er "nur" zwei Rippen gebrochen hatte. Ruhelos wie er ist, startet er acht Tage später beim Freiburger Bergrennen und siegt dort überlegen in der Sportwagenklasse.



Eines der Lieblingsfotos des Rennfahrers zeigt ihn zu Beginn der 1930 Jahre vor einem luxuriösen Mercedes-Benz Cabriolet. Im Hintergrund Schloss Neueberstein im Murqtal. Um 1932. Kreisarchiv Rastatt

1928 erlebt Kappler wieder die Sonnenseiten im Leben eines Rennfahrers. Im Wiesbadener Automobil-Wettbewerb gewinnt er zwei Rennen. Zum einen in der Sportwagenklasse auf Simson Supra, zum anderen aber mit dem damals brandneuen Kompressor-Bugatti.

Die Ära Bugatti

Da das Leistungspotential des Simson Supra SS für Grand-Prix-Rennen sicherlich nicht ausreichte, kaufte Kappler bereits 1926 einen 120 PS starken Bugatti 35 T. Kappler konnte mit dem Rennwagen kaum zu zählende Erfolge erzielen. 1926 siegte er u. a. beim Freiburger Schauinslandrennen, beim Oberjoch-Rennen im Allgäu, beim Herkules-Bergrennen bei Kassel. 1927 gewann er überlegen das Taubensuhl-Rennen bei Landau und das Krähberg-Rennen im September 1927, um nur zwei Erfolge aus diesem Jahr zu nennen.

Kappler's zweiter Bugatti: Type 35 C und Abschied vom Rennsport

Auch mit diesem etwa 20 PS stärkeren Rennwagen nahm der Gernsbacher an zahlreichen Rennen teil. Im Sommer 1927 startete er beim Zweiten Großen Preis von Deutschland auf dem neu gebauten Nürburgring. Er war für die 2-Liter-Rennwagenklasse gemeldet und hatte 6 Konkurrenten, denen er zunächst souverän davonfuhr. Nach der fünften Runde besaß er bereits einen sicheren Vorsprung von zwei Minuten. Nach einem Boxenstopp fuhr er weiter, ohne seine Spitzenposition zu verlieren. Leider musste er wegen eines technischen Defektes aufgeben und landete, wie zuvor erwähnt, mit dem Wagen im Seitengraben. Der Bugatti 35 C von Kappler gilt übrigens in Fachkreisen bis heute als der erfolgreichste seines Typs. Mit dem Verkauf des teuren Rennwagens im Frühjahr 1930 beendete Kappler seine Rennfahrerkarriere und wandte sich einem neuen Kapitel in seinem Autofahrer-Leben zu: den Langstreckenfahrten. Auch hier war "unser" Charlie wie gewohnt erfolgreich. Er nahm bei allen bekannten nationalen Rallyes und Langstreckenfahrten teil und war auch im Ausland erfolgreich. Er startete seit 1928 bei der Rallye Monte Carlo und avancierte dabei zu einem der erfolgreichsten deutschen Piloten. Sein außergewöhnlicher Wagemut brachte ihm auch eine besondere Auszeichnung aus der Hand des Fürsten von Monaco ein.

Die ruhigen Jahre nach 1945

Wenn man heute gerade die ältere Generation befragt, so erinnert sich mancher an den legendären Badener: "Rennfahrer Kappler fährt wieder" und ähnliches wissen die Murgtäler zu berichten, wenn der "schnelle Charlie" mal wieder auf den engen Kehren zwischen Gernsbach und Baden-Baden Staub aufwirbelte, oder die kerzengerade B3 zwischen Rastatt und Ettlingen als "Hausrennstrecke" beanspruchte. Im Zweiten Weltkrieg stellte er seine Villa in Gernsbach-Scheuern als Entbindungsheim zur Verfügung und zog in die umgebaute Garage. Nach dem Ende des Krieges setzten ihn die Franzosen sogar zeitweise als Bürgermeister in Scheuern ein. Vielen aber ist Karl Kappler wegen seines Reifenhandels noch in Erinnerung, den er bis zu seinem Tode im November 1962 betrieb.

Anmerkungen_

- 1 Rolf Marben: Im Donner der Motoren. 1932. S. 64 ff.
- 2 Beide Unfälle hat Kappler wohl mit dem 35 C verursacht. Denn Rolf Marben schreibt, dass Kappler bereits im Mai 1927 mit dem neuen 2 Liter Bugatti an den Start in Wiesbaden gegangen ist. Der "alte" 35 T hatte rund 300 ccm mehr Hubraum.

Anschrift des Autors: Martin Walter Kreisarchiv Fortunatstraße 2 76437 Rastatt

Eisenbahn- und Automobil-Pioniere in und aus Baden-Baden

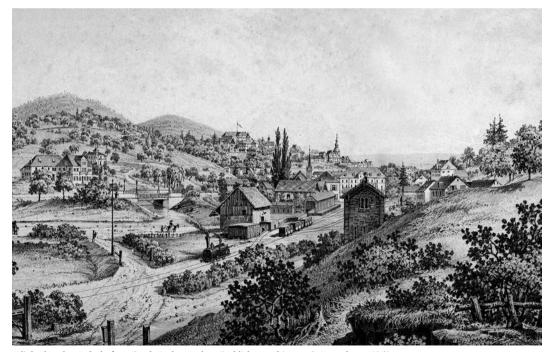
Baden-Baden und High-Tech

I. ZEITALTER DER REVOLUTION

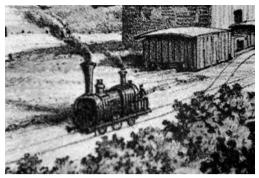
"Die Geschichte von High-Tech in Kurorten muss noch geschrieben werden" stellte 1997 Hans-Erhard Lessing in einem Aufsatz über Karl Drais fest.¹ In der Tat fällt es bis heute schwer, das "mondäne" Baden-Baden mit dem "Zeitalter der Revolutionen" (Leopold von Ranke) in Verbindung zu bringen. Das gilt sowohl für die herausragende Rolle Baden-Badens in der Revolution 1848/49 als auch auf technischem Gebiet. Die Kräfte der Veränderung bekamen seit der Französischen Revolution immer mehr geistigen, kulturellen und

politischen Einfluss. Mit der Konstruktion der Dampflokomotive wurde der Transport von Menschen, Tieren und Waren revolutioniert. Heinrich Heine fasste diesen Prozess 1843 in folgende Worte: "Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unsrer Anschauungsweise und in unseren Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getötet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig".

In der Karlsruher Zeitung vom 24. Januar 1825 erfahren wir von englischen Aktiengesellschaften, "welche für die Ausführung von



Blick über den Bahnhof zur Stadt Baden-Baden. Farblithographie von C. Pausch um 1850.



Bahnhof Baden-Baden mit Lokomotive. Bildausschnitt aus C. Pausch.

Eisenbahnen auf die bedeutendsten Entfernungen" Kapital suchten.² Die gleiche Ausgabe berichtet von den "Annehmlichkeiten einer Gasbeleuchtung", die der englische General Congreve in mehreren deutschen Hauptstädten einführen wollte sowie von der "Bequemlichkeit von geruchlosen Abtritten", die eine Pariser Gesellschaft anbot. Baden-Baden selbst bekam die erste Gasbeleuchtung 1845, 30 Jahre nach der Partnerstadt Karlsbad, aber zeitgleich mit Prag …

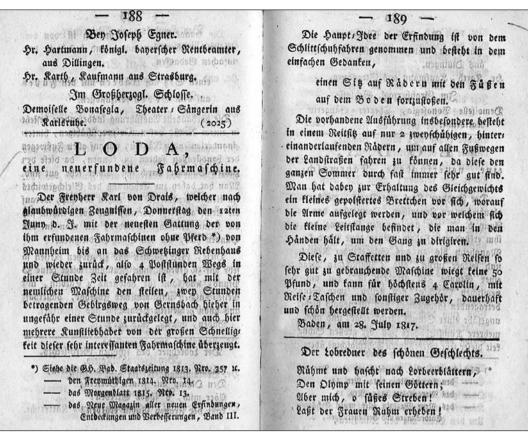
II. FRIEDRICH LIST UND LUDWIG BÖRNE Theoretiker in Baden-Baden

Einer der wichtigsten Wegbereiter der deutschen Eisenbahnen war Friedrich List. Am 6. August 1789 wurde er in Reutlingen geboren, 1819 gründete er den Deutschen Zollverein für die "Beförderung des deutschen Handels und Gewerbes". Deutschland litt zu Beginn der 19. Jahrhunderts unter Unfreiheit, Kleinstaaterei und fehlender Handelsfreiheit. Lists ganzes Streben galt der wirtschaftlichen und nationalen Einheit Deutschlands sowie der Errichtung eines Eisenbahnnetzes. Am 5. Mai 1819 war der Tübinger Professor bereits zu Besprechungen mit den Badischen Abgeordneten von Liebenstein und von Lotzbeck in Karlsruhe. Es war sein erstes Treffen mit Badischen Liberalen, deren Aufgeschlossenheit für die neue Zeit als vorbildhaft zu gelten hat.

Im Mai 1825 veröffentlichte die Karlsruher Zeitung eine Meldung zu den Verhandlungen über einen süddeutschen Zoll- und Handelsverein: "Mögen die ... Verhandlungen bald zu dem Resultate führen, das von Millionen fleißiger Staatsbürger mit Sehnsucht erwartet wird, mögen die Regierungen Süddeutschlands in der durch einer freien Bewegung des Verkehrs herbeigeführten Vermehrung der inneren Kräfte ihrer Staaten sich bald eines beglückenden Erfolges ... erfreuen!". In diesem Jahr musste der "Pionier des Reiches"3 nach Amerika auswandern, nachdem er bereits am 6. April 1822 wegen Verleumdung der Regierung, Beschimpfung der Staatsdiener und anderer "Verbrechen" zu 10 Monaten Festungshaft verurteilt wurde. Er floh über Rheinbischofsheim nach Straßburg und hielt sich ab September in Kehl auf.4

Das Zeitalter der Revolutionen war auch eines der Restauration, es galt alle liberalen Ansätze zu unterdrücken und zu verfolgen. Daher war Börne öfters gezwungen, "die Kampfstätte zu räumen und häufiger seinen Wohnsitz zu wechseln".⁵ Das "Verzeichnis der im Mai dahier anwesenden Badgäste" im Badeblatt Nr. 1 vom 20. Mai 1832 führt Börne mit seiner Freundin Jeanette Wohl im "Au Bade de Stéphanie" (Im Stephanienbad) auf. Nach Wilhelm Chezy "... erschien Börne ziemlich früh im Lenze von 1832 und miethete eine Wohnung für den ganzen Sommer".6 "Gerne" hätte Börne Chezy "für die Partei gewonnen", ihr Verhältnis beschrieb Chezy als "sehr gut", Börne selbst als "leberkranken Staatshämorrhoidarius von unwirscher Gemüthsart; sobald er jedoch warm wurde, ... ließ er ein lustiges Feuerwerk in unerschöpflicher Fülle los". Chezy berichtet, dass Börne zur Massenkundgebung des süddeutschen Liberalismus in Hambach Mitstreiter werben wollte. "In scherzhaftem Tone" drohte er mit einem Freunde, und dass er "nicht wüsste, ob ich euch vor dem Wütherich retten kann, ... wenn ihr nicht nach Hambach geht".

Im vorangegangenen Jahr 1831 besuchte Ludwig Börne auch schon Baden-Baden. Nach einem Gespräch mit Friedrich List schreibt Börne: "Diese Eisenbahnen sind meine und Lists Schwärmereien wegen ihrer ungeheuren politischen Folgen. Allem Despotismus wäre dadurch der Hals gebrochen, Kriege ganz unmöglich". Nach Bernt Engelmann lernte Börne List in Baden-Baden kennen.⁷ Diese



Erste Nachricht über die Fahrt von Gernsbach nach Baden-Baden im Juli 1817 mit der Fahrmaschine LODA

Behauptung widerlegt ein Brief vom 8. Oktober 1831 aus Paris, in dem Börne über den Abschied von List schreibt: "Es gibt nichts Komischeres als die Verzweiflung dieses Mannes, wieder in den deutschen Kerker eingesperrt zu werden und nicht in Paris bleiben zu können".⁸ Im Alter von 57 Jahren schied List freiwillig aus dem Leben, ein deutsches Schicksal wie wir es auch beim nächsten Pionier feststellen müssen.

III. KARL DRAIS Mit dem Fahrrad in die Kurstadt

Baden-Baden bot nicht zuletzt wegen seines internationalen Publikums eine Plattform zur Kommunikation und Demonstration neuer Ideen. Den ersten Nachweis einer technischen Pioniertat in Baden-Baden lieferte Karl Drais – als bekennender Demokrat hatte er 1848 auf seinen Adelstitel verzichtet – Ende Juli 1817 mit seiner "Fahrmaschine LODA", als er "den steilen, zwey Stunden betragenden Gebirgsweg" von Gernsbach nach Baden-Baden in "ungefähr 1 Stunde" bewältigte.⁹ Weiter heißt es: "Die Haupt-Idee der Erfindung ist dem Schlittschuhfahren genommen und besteht in dem einfachen Gedanken, einen Sitz auf Rädern mit den Füßen auf dem Boden fortzustoßen". Praktischerweise gehörten auch Reisetaschen zum Zubehör.

In dieser Anzeige erfahren wir von der vorangegangenen Fahrt in der Rheinebene von Mannheim zum Schwetzinger Relaishaus (nicht Rebenhaus), "die als die früheste bekannt gewordene Zweiradfahrt der Welt zu gelten hat".¹⁰ Im Sommer 1818 berichtete das Badwochenblatt von einer "noch größeren Kunst bei der Behandlung dieser Maschine, indem er öfter – auf etliche Stöße, die er sich an dem Promenadenhaus gab – durch die ganze Länge der Haupt-Allee des Promenadeplatzes und alsdann



Georg Muhl. Die westeuropäischen Eisenbahnen in ihrer Gegenwart und Zukunft. Baden-Baden 1838.

noch links um das Eck herum seitwärts noch über 100 Schritte weiter (im Ganzen also über 230 Schritte) balanciert hat, ohne dazwischen einen Fuß auf den Boden zu bringen".¹¹

Krank und für "blöd" erklärt starb das Genie 1851 verarmt in Karlsruhe, ein Jahr zuvor war der Sohn eines Polizeidirektors von der Polizei aus der Kurstadt "entfernt worden". Die nach ihm benannte – von Hand oder Fuß fortbewegte – Draisine auf Eisenbahnschienen kündet noch heute von dem Erfindergeist des "Freiherrn von Sauerbronn."

IV. GEORG MUHL Schriftsteller pro Bahn

Im Mai 1838 erschien eine bei G. Scotzniovsky in Baden-Baden gedruckte Schrift von Georg Muhl über seine Eindrücke der Eisenbahn in Belgien. ¹² Die Schrift erschien nach dem sog. "Eisenbahnlandtag" vom Februar und März und vor den ersten Bauarbeiten an der Eisenbahntrasse zwischen Mannheim und Heidelberg. Damals herrschte im ganzen Land eine Eisenbahneuphorie. ¹³ So erhoffte sich Muhl eine erhebliche Zunahme von Gästen nach Baden-Baden, dem "Eldorado aller Touristen und Reisenden": "... statt der 16 000 Fremden, die es während der schönen Jahreszeit besucht haben, sechszehnmahl sechszehntausend zählen können".

Neben der ausführlichen Darstellung des Schienen- und Wagenmaterials beschreibt Muhl auch das Fahrerlebnis, nicht zuletzt um die zahlreich vorhandenen Vorurteile zu widerlegen: vor allem dem Rückwärtsfahren wurden "Beklemmung oder Schwierigkeiten im Atemholen" nachgesagt. Der letzte Abschnitt mit seinem optimistischen Ausblick auf ein einiges und friedliches Europa lautet: "Nationen und Städte werden sich näher rücken; Feindseligkeiten und Kriege müssen der Civilisation weichen; Völkerschaften werden mit Völkerschaften in einem Verhältniß leben, wie ein Nachbar zum andern; die allgemeine Wohlfahrt befördert, denn ein Theil der Erde ist reicher an Natur-, ein anderer an Industrieund Kunstproducten; der gegenseitige Verkehr und Austausch wird so erleichtert werden, dass sich Alles gleichmäßig vertheilen kann; die Menschen unter einander werden sich als Brüder kennen lernen und freundschaftlich die Hand bieten; - ja, was schon Viele geahnet, Wenige ausgesprochen haben, das wird eine nicht mehr ferne Zukunft vielleicht schon dem kommenden Geschlechte offenbaren: die europäischen Staaten werden durch dieses großartige Bindungsmittel das Bild einer großen Staatenfamilie, das Bild eines einzigen und friedlichen Ganzen darbieten".14

Veit Valentin bezeichnete in seinem Werk über die Revolution 1848/49 die Eisenbahn als "beste Revolutionsmacherin". "In der Revolution selber, die ohne die Eisenbahn in dieser Form gar nicht denkbar gewesen wäre, verdoppelte sich dann noch einmal schlagartig das gesamte Aufkommen im Bereich des Personenverkehrs."¹⁵ "Hofrath Dr." Muhl wirkte zehn Jahre nach dem Erscheinen seiner 38seitigen Schrift selbst aktiv an der Verwirklichung

seiner Vision mit. Baden-Baden wurde am Morgen des 14. Mai 1849 Zeuge einer "Sonderfahrt" mit der Eisenbahn: Nachdem Lorenz Brentano vom Gasthaus zum Geist abgeholt worden war, bestieg er im Bahnhof Baden-Baden zusammen mit Gustav Struve einen "Extrazug", der ihn zur Regierungsübernahme nach Karlsruhe brachte. Struve selbst blieb in Oos und schildert die damalige Situation in seiner 1849 in Bern erschienenen Geschichte der Badischen Revolution wie folgt: "In Baden-Baden wurden die erforderlichen Befehle zur Bewirkung einer allgemeinen Volkserhebung erlassen. Bis Oos reisten Brentano und Struve zusammen. Dort blieb Letzterer zurück, um die schon von allen Seiten herbeiströmenden Volkswehren zu organisieren ...".

Der Großherzog Leopold war in der Nacht zuvor aus dem Karlsruher Schloss geflohen, die Eisenbahn ermöglichte einen "reibungslosen" Machtwechsel.

Muhl repräsentiert einen der vielen zugezogenen Bürger dieser Zeit, denen die größtenteils wohlhabenden Kur- und Dauergäste vielfache Verdienstmöglichkeiten boten. Der gebürtige Westfale kam nach dem Abschluss seines Theologie- und Philologiestudiums in Heidelberg als Hofmeister einer englischen Familie nach Baden-Baden, wo er um 1835 ein Unterrichtsinstitut für alle Fächer mit besonderem Schwerpunkt in deutscher Sprache gründete. 16 Er integrierte sich rasch in der Stadt und nahm in der Revolution nicht zuletzt als Herausgeber der Allgemeinen Badzeitung (ab April 1849 Mittelrheinische Zeitung) eine führende Stellung ein. Dabei vertrat er "die Richtung des wahren Fortschrittes in entschiedener Weise". Er war Mitglied in der Bürgerwehr, 1849 wurde er im demokratischen Volksverein und in den neu entstandenen politischen Ausschüssen aktiv. Ende Juni 1849 musste er über Straßburg und Nancy in die Schweiz flüchten, danach hielt er sich in Frankreich und London auf. 17

Baden-Baden war zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein beliebter Aufenthaltsort von Engländern. In welchem Zusammenhang der im Juli 1838 erwähnte Baillie¹⁸ mit dem 1841 zum Lokomotivbau in der Karlsruher Maschinenfabrik angestellten John Baillie (1806–1859) steht, ließ sich nicht nachweisen. Fest steht.



14. Mai 1849 Bahnhof Oos. Von G. Struve, K. Blind und G. Metternich unterzeichnetes Schreiben an den Bürgermeister von Oos.

dass der Mitbegründer dieser Fabrik, Emil Keßler, in Baden-Baden geboren wurde.

V. EMIL KESSLER Der Eisenbahnpionier aus Baden-Baden

Der Eisenbahnpionier der Kurstadt wurde am 20. August 1813 in Baden-Baden geboren. Sein gleichnamiger Vater wurde 1769 in Marburg geboren und kam 1803 nach Baden. Aus gesundheitlichen Gründen zog er mehrmals nach Baden-Baden, in den Jahren nach 1812 ist er auch als Vermieter und Hauseigentümer nachzuweisen. 1820 finden wir den Vater in Karlsruhe, der Sohn aber verbrachte die "Saison" mit seiner Mutter in Baden-Baden.¹⁹ Ab dem Jahr 1821 wohnte Keßler sen. wieder in Baden-Baden u. a. beim Färber Siefert, wo er auch 1824 starb. Im Taufbuch der Stiftskirche wird er als "Großherzoglich badischer Major und Ritter des Großherzoglich Badischen Militärverdienstordens" bezeichnet.

Durch seine zwei Heiraten in einflussreiche und vermögende badische Familien schuf er günstige Startbedingungen für die Karriere seines Sohnes. Sein Schwiegervater Gottfried Posselt²⁰ gründete durch seine vielen Kinder eine "neue badische 'Dynastie' von Hofräten, Amtmännern, Räten und Amtsverwaltern, aber auch Ärzten, Professoren und weiteren Geistlichen, die sicherlich über nicht geringen Ein-



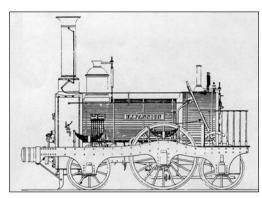
Emil Keßler. Ölgemälde von Johann Grund, 1858.

fluss beim badischen Hof und bei der badischen Regierung verfügten".²¹

1809 ehelichte der pensionierte Militär Carolina Schübler aus Lichtenau, Tochter des Amtmannes Johann Daniel Schübler. Ihr Sohn Emil Julius Karl wurde am 22. August in der Stiftskirche katholisch getauft, da eine evangelische Gemeinde noch nicht existierte und Pfarrer Lorenz ein Beispiel für die damals herrschende Toleranz darstellte.²² Emil jun. hat in Baden-Baden seine Kindheitsjahre verbracht. In allen Publikationen ist zu lesen, dass er seine erste Schulbildung am Pädagogium, der Nachfolgeschule des 1809 nach Rastatt verlegten Lyceums, erhielt. Im Nachlass findet sich eine Notiz, dass Emil im Jahr 1826 seine Schulbildung am Pädagogium abgeschlossen habe.²³ Im selben Jahr finden wir ihn dann auf einer Schülerliste der Polytechnischen Schule in Karlsruhe, 1835 bis 1837 war er dort selbst als Lehrer tätig. 1832 errichtete der nur 4 Jahre ältere Lehrmeister von Emil, Jakob Friedrich Messmer (1809 in Karlsruhe geboren), eine mechanische Werkstatt in Karlsruhe, die Keßler 1836 mit 23 Jahren übernahm.

Die Heirat am 22. Dezember 1837 mit Caroline Sachs, Tochter des Karlsruher Stadtapothekers, behinderte seine Karriere auf keinen Fall. Im selben Jahr wurde sein Antrag auf Gründung seiner Maschinenfabrik vom Innenministerium genehmigt und er begann mit seinem Kompagnon Theodor Martiensen die Produktion von mechanischen Gerätschaften. 1838 wurde die erste Dampfmaschine produziert. Nach dem Beitritt Badens zum Zollverein im Jahre 1835 – 16 Jahre nach dem ersten Besuch Lists in Karlsruhe in dieser Sache – entstanden im Großherzogtum Baden drei große Unternehmen: Spinnerei und Weberei Ettlingen und Zuckerfabrik Waghäusel als Aktiengesellschaften und die Maschinenfabrik Keßler & Martiensen als Privatunternehmen (Keßler brachte 18 000 Gulden, Martiensen 2000 Gulden ein). Im Dezember 1841 war die erste Lokomotive BADENIA fertiggestellt, Karlsruhe war zu diesem Zeitpunkt noch nicht an das Eisenbahnnetz angeschlossen. Die ersten sechs Lokomotiven der Badischen Staatsbahn wurden aus England importiert.

Ab Dezember 1847 stellte der bisherige Geldgeber, das Karlsruher Bankhaus Haber & Söhne, alle Zahlungen an Keßler ein. Nach Stemmermann zog das Frankfurter Bankhaus Rothschild seine Kredite an Haber zurück, weil Keßler "Erzeugnisse herstellte, für welche die britische Industrie bisher eine Monopolstellung genoß."24 Am 14. März 1846 hatte Keßler die "Maschinenfabrik Emil Keßler, Esslingen" gegründet, was nicht nur von Max von Haber mit Skepsis bedacht wurde. Nach zahlreichen Rettungsversuchen (sog. Drei-Fabriken-Frage) wurde die Fabrik 1852 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Keßler konzentrierte sich auf seine Fabrik in Esslingen und zog nach Stuttgart: "Ich gebe die Früchte meiner Arbeit dahin, um den Vergleich nach Billigkeit zustand bringen zu können, und so



Die Lokomotive EXPANSION. Keßler 1843, Karlsruhe

glaube ich getan zu haben, was nur immer mit Recht von mir erwartet werden kann".²⁵

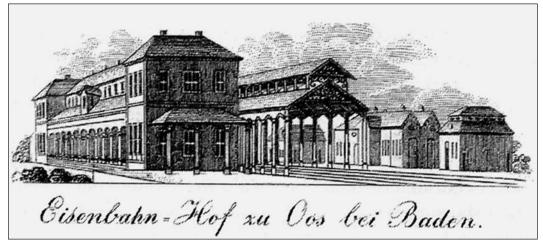
Emil Keßler war einer der wichtigsten südwestdeutschen Industriellen mit guten und selbstbewussten Beziehungen zum Badischen wie Württembergischen Hof. Auch die standesgemäßen Ehen von Vater und Sohn schufen wichtige Kontakte. Seine gute Schulbildung in Baden-Baden²⁶ und Karlsruhe und die vielen Auslandskontakte (Paris, England, Alpenländer) befähigten ihn zum Unternehmer im vollsten Sinn des Wortes. Der Badische Staat unterstützte ihn diplomatisch und finanziell, wobei er selbst ein großes kaufmännisches Wagnis (in jungen Jahren) einging. Er zeigte ein großes Selbstbewusstsein, sein Angestellter Niklaus Riggenbach²⁷ bezeichnete ihn sogar als "selbstherrlich, überheblich und skrupellos", aber auch als "dankbar". Riggenbach selbst schreibt, dass er "bei guter Bezahlung ... sehr gut aufgenommen" wurde.²⁸ Sein neben dem Ettlinger Tor in Fabriknähe gebautes Haus wurde nach seinem Umzug nach Basel 1853 an die Chistofle-Fabrik verkauft.

Im Alter von nur 54 Jahren erlag er am 16. März 1867 einem Herzschlag, einhundert Jahre später ging die Keßler'sche Maschinenfabrik Esslingen AG zum Mercedes-Benz-Konzern über. Carl Benz, dessen Vater aus dem Albtal stammte und als Lokomotivführer arbeitete, war nach seinem Studium von 1864 bis 1866 für die Maschinenfabrik Karlsruhe tätig. Auch Wilhelm Maybach und Gottlieb Daimler waren in der von Keßler gegründeten Fabrik beschäftigt. Von beiden wird noch zum Thema High-Tech im Kurort die Rede sein.

V. FRIEDRICH EISENLOHR Eisenbahn- und Kirchenarchitekt in Baden-Baden

Eisenlohr wurde am 23. November 1805 in Lörrach geboren und war 1824, zwei Jahre vor Keßler, Schüler an der Karlsruher Polytechnischen Schule. 1832 folgte ein Lehrauftrag, zusammen mit Heinrich Hübsch (1795–1863) übernahm er die Leitung der höheren Baufachschule. Bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1854 prägte er als Leiter des Hochbauwesens das Erscheinungsbild der Badischen Staatsbahn bis in die heutigen Tage. Sein Motto lautete: "Der Baustil soll einfach und bescheiden, würdig, überall sparsam, aber nirgends ärmlich sein ... ".29 Er hat sämtliche Hochbauten der Badischen Staatsbahn projektiert: von den Entwürfen zu Bahnhöfen (einschließlich der Inneneinrichtung mit Stühlen und Lampen) und Bahnsteighallen über Schuppen, Barrieren bis zu den Stationstafeln hat er modernste Bauaufgaben mit Mitteln der historischen Architektur, neben klassizistischer Ornamentik und mittelalterlichen Zierformen. errichtet. Im damals selbständigen Oos hat er den Bahnhof an der Rheintalstrecke entworfen. Die am 6. Mai 1844 "mit Sang und Klang und Fahnen und Kränzen und dem obligaten Festmahl"30 offiziell eröffnete Bahnstation wurde im Rundbogenstil errichtet und lag zur damaligen Zeit weiter südlich. 1900 wurde das neue Stationsgebäude in Oos eröffnet, vom ehemaligen Eisenlohr'schen Gebäude ist nichts mehr erhalten.

Das Gebäude besaß neben einer Wagenhalle auch ein Maschinenhaus, Kohlenmagazin, Waschküche und einen Pferdestall mit Eilwagenremise. In der Mitte des steinernen Gebäudes wurde ein kleiner Turm mit einer Glocke für den Fahrbetrieb errichtet. Rechter und linker Flügel waren zweistöckig, natürlich unterkellert und neben Wohnungen auch mit einer "Restauration" versehen. An der ehemaligen Stichbahntrasse ist heute noch das Bahnwärterhäuschen Oosscheuern erhalten. Baden-Baden wurde eine der ersten Stationen, die nach erfolgreichen Versuchen Eisenlohr's 1851 einen Bahntelegraphen, der auch von Privatpersonen benutzt werden konnte, erhielt.³¹



Bahnhof Oos. F.-G. Delkeskamp, 1852.

Im Juli 1845 wurde der im Schweizerhaus-Stil – mit den charakteristischen Sägearbeiten - erbaute Sackbahnhof "Baden" mit einem Fürstensaal der Öffentlichkeit übergeben. Auch dieser Bau musste dem gesellschaftlichen Stellenwert Baden-Badens gerecht werden, da Mitglieder regierender Häuser - oft unter großem Publikumsandrang – empfangen wurden. Der Mannheimer Liberale Friedrich Daniel Bassermann "sprach sich nachdrücklich gegen die Neigung zu 'Prunkbauten' und gegen Versuche aus, mit besonderen Aufenthaltsräumen für "Standespersonen" Prinzipien der Vergangenheit in die moderne Welt zu schmuggeln".32 Der westlich angebaute fürstliche Wartesalon wurde dennoch "nobel ausgestattet".33 Die Bahnsteighalle wurde in einem Novembersturm 1870 zerstört; im Stadtwald selbst wurden ungefähr 10 000 große Bäume umgeworfen. Im Laufe der Zeit genügte der Stadtbahnhof nicht mehr den Bedürfnissen, obwohl er mehrfach erweitert worden war. Der "alte" Bahnhof Eisenlohr's stand bis zur Eröffnung des neuen Betriebsgebäudes im März 1895. Der heutige sog. "Alte Bahnhof" dient als Vestibül des Festspielhauses.

1853 entschied sich der evangelische Kirchengemeinderat mit Zustimmung des Oberkirchenrats unter 5 Entwürfen einer Kirche für die Planung von Professor Eisenlohr. Die Grundsteinlegung im Jahr 1855 hat er nicht mehr erlebt, Eisenlohr starb bereits 1854 in

Karlsruhe. Die beiden Kirchtürme wurden erst 1876 aufgesetzt, deren Architekt Lang wich jedoch erheblich von dein Entwurf Eisenlohr's ah

VI. GOTTLIEB DAIMLER 1887 zu Wasser und auf Schienen im Kurort

Am 13. Oktober 1887 kam der "Ingenieur" Gottlieb Daimler, "dem Wunsche einiger hiesigen Herrn entsprechend", mit einem neu erfundenen 1,5-PS-Motor in die Kurstadt an der Oos.³⁴ Im Beisein von Oberbürgermeister Gönner und Bürgermeister Seefels "machte er auf dem Waldsee eine halbstündige Fahrt mit einem kleinen Schiff und später mit einer Draisine Fahrten auf den Geleisen des hiesigen Bahnhofes". Am Baden-Badener Bahnhof hatten sich auch "Ihre Hoheiten", die Prinzen Herrmann und August zu Sachsen Weimar, eingefunden "und ließen sich dieselben von dem Erfinder die (D. B.) Konstruktion des neuen Fahrzeuges erklären". Daimler logierte im Hotel Goldener Stern, in Begleitung von dem "Ingenieur Wilhelm Maybach aus Cannstatt".

Das Badener Wochenblatt berichtete weiter, dass 2 Tage später "Ihre Königliche Hoheiten der Großherzog und die Großherzogin … geruht haben, … den neu erfundenen Motor des Herrn Ingenieur Daimler in Augenschein zu nehmen und den überraschenden Experimenten beizuwohnen, welche der Erfin-

der auf dem Waldsee in der prägnantesten Weise ausführte".³⁵ Großherzog Friedrich I. hatte gerade eine Fahrt mit einem Kursschiff auf dem Bodensee erlebt. Durch den wiederum anwesenden Oberbürgermeister Gönner wurde der Vertreter der "Eßlingen'schen Maschinenfabrik, Herr Baurath Groß" dem Großherzog vorgestellt. Vermutlich handelt es sich dabei um die 1846 von Emil Keßler gegründete Maschinenfabrik Esslingen, die auch die ersten Motorlokomotiven der "Daimler-Motoren-Gesellschaft Bad Cannstatt" herstellte.

Der Ettlinger Unternehmer Wilhelm Lorenz berichtete 1888 seiner Tochter Adda über Gottlieb Daimler ("merke dir den Namen"), dass "ein kerniger Schwabe", dem es an "Geld fehlt", mit seinem Motor "die ganze Welt erobern" werde: "wir werden ohne Pferde fahren, wir werden die großen Schiffe damit treiben, die Maschinen laufen lassen, wir werden fliegen und die Luft erobern!"³⁶

VII. JOSEPH VOLLMER Der Automobil-Pionier aus Baden-Baden

Seit Pfingstmontag 2005 erinnert ein Schild am Geländer der Oosbrücke zwischen Feuerwehr und Tourist-Information an den großen Baden-Badener Automobil-Pionier Joseph Vollmer.³⁷ Der Sohn eines Schlossermeisters wurde am 13. Februar 1871 in Baden-Baden geboren. Als im Jahr 1886 Baden-Baden elektrische Bogenlampen der Marke Siemens erhielt, stand sein Berufswunsch fest; er wollte Elektrotechniker werden, sein Vater soll jedoch für eine solide Ausbildung als Feinmechaniker in der Maschinenfabrik Esslingen plädiert haben. In der Literatur wird auch "eine Ausbildung zum Elektromonteur in Cannstatt"38 angeführt. Beide Orte verbindet seltsamerweise ein Zeitungsartikel über Vollmer aus dem Jahre 1942: hier heißt es "Maschinenfabrik Esslingen zu Cannstatt".39 Da Vollmer zu dieser Zeit nachweislich "vor allem Apparate für die Eisenbahn"40 baute, spricht vieles für die Keßler'sche Maschinenfabrik in Esslingen.

Die Nähe der beiden Fabriken im Neckartal ermöglichten Vollmer auf jeden Fall einen Blick über den Zaun zum "Kollegen" Daimler in Bad (!) Canstatt, dessen zwei Demonstrationen seines neuen Motors 1887 in Baden-



Joseph Vollmer, Automobil im Hintergrund

Baden der technologiebegeisterte Vollmer auf jeden Fall "mitgekriegt" hatte.

Nachdem Vollmer u. a. den gesamten Stuttgarter Güterbahnhof mit Beleuchtungsanlagen versehen hatte, studierte er Maschinenbau. Im August 1894 erhielt Vollmer von Theodor Bergmann aus Gaggenau den Auftrag für Werkzeichnungen. Damit begann die Karriere Vollmers, "den die Fachwelt zu den zehn wichtigsten Automobilpionieren der Welt rechnet".⁴¹ Vollmer beschreibt die Ereignisse im Sommer 1894 so: "Im August des Jahres 1894 habe ich mich zu Fuß über Ebersteinburg nach Gaggenau begeben und bei dem Fabrikanten Theodor Bergmann höchstpersönlich vorgesprochen. Ich schlug ihm vor, die Fabrikation von Motorfahrzeugen nach den vorgelegten, von mir gefertigten Konstruktionen aufzunehmen. Der Mann und die Zeichnungen haben Bergmann wohl imponiert, und wir wurden schnellstens einig, dass ich den folgenden Tag die Werkzeichnungen bei meinen Eltern in Baden-Baden beginnen sollte, die dann nacheinander in den Bergmann-Industriewerken zur Ausführung gelangten".⁴²

Im Sommer 1897 trifft er bei einer Fahrt mit seinem Erfolgsmodell "Orient-Express" den in Baden-Baden zur Kur weilenden



Joseph Vollmer

Wagenbauer Eduard Kühlstein. Er wurde Teilhaber an dessen Berliner Fabrik, danach Chefkonstrukteur in einem Automobilwerk und baute 1903 den ersten Automobil-Lastzug der Welt mit dem programmatischen Namen "Durch". 1900 erhielt er auf der Weltausstellung in Paris den Grand Prix für seinen Postbus mit Elektroantrieb.

Der bei Keßler schon erwähnte Carl Benz übernahm im Jahre 1910 endgültig die Bergmann'schen Industriewerke. Die Unternehmen der beiden gebürtigen Baden-Badener Keßler und Vollmer wurden also von den fusionierten Benz- und Daimler-Fabriken übernommen. Vollmers Entwicklungsarbeiten und Patente für Personen- und Lastwagen erwiesen sich als Konkurrenz zu der von Keßler mitbestimmten Eisenbahn. Beide sind das Paradebeispiel für die eingangs erwähnte "High-Tech" aus einer Kurstadt. Während ihrer Jugendzeit in der internationalen Kurstadt kamen sie in Kontakt mit interessanten Theoretikern und Praktikern und den in Baden-Baden präsentierten technischen Neuheiten.

Über Vollmer, der auf einer Reise zum Volkswagenwerk 1955 verstarb, lesen wir im Heimatbuch des Landkreises Rastatt zu diesem Thema: "... und stammt ausgerechnet aus dem Baden-Baden der Belle Epoque, das man eher mit seinem Savoir-vivre als mit der Entwicklung technischer Innovationen in Verbindung bringt". ⁴³

Anmerkungen.

- Lessing, Hans-Erhard: Technik im Weltbad in: Mannheimer Geschichtsblätter 1996, Seite 304.
- "In allen diesen öffentlichen Anzeigen berufen sich die unterzeichneten Direktoren der verschiedenen Gesellschaften, auf die bereits allgemein anerkannten überwiegenden Vortheile der nach den neuesten Erfindungen verbesserten Eisenbahnen, in Hinsicht auf den möglichst wohlfeilen, sicheren und schnellen Transport von allen Arten von Waaren und Produkten, so wie auch von Reisenden, Diligencen, Briefposten u. dgl., und überall soll die mächtigste und wohlfeilste aller bewegenden Kräfte: der elastische Wasserdampf mittelst wandelnder, oder noch besser, mittelst stehender Dampfmaschinen, statt der bisher gebrauchten Pferde, zum Fortschaffen der auf den eisernen Geleisen mit der größten Leichtigkeit rollenden Wagen angewendet werden". Karlsruher Zeitung vom 24. 1. 1825.
- 3 Buchtitel von K. A. Meißinger.
- 4 Dittler, Erwin: Friedrich List als Flüchtling in Kehl und im Hanauerland in: Die Ortenau 1964, Seite 126.
- 5 Hinderer, Walter (Hrsg.): Ludwig Börne. Sammlung Insel o. J., Seite 11.
- 6 Chezy, Wilhelm: Erinnerungen aus meinem Leben. Zweites Buch: Helle und dunkle Zeitgenossen. Schaffhausen 1864, Seite 138 f.
- 7 Engelmann, Bernt: Trotz Alledem. Deutsche Radikale 1777–1977. Reinbeck 1979, Seite 136. Für einen Aufenthalt Lists habe ich keinen Beleg gefunden.
- 8 Rippman, Inge und Peter (Hrsg.): Ludwig Börne 3. Band. Düsseldorf 1964, Seite 283 f. Das Zitat stammt aus dem "Brief" vom 8. 10. 1831.
- 9 Badwochenblatt für die Großherzogliche Stadt Baden vom 24. 7. 1817, Seite 188 und 189.
- 10 Lessing wie Anmerkung 1, Seite 302. Vgl. Badische Staatszeitung 1817, Blatt 211.
- 11 Badwochenblatt 1818, zitiert nach Karl Jörger: Baden-Baden in der Geschichte des Fahrrades in: Badisches Tagblatt 19. 7. 1955.
- 12 Muhl, Georg: Die westeuropäischen Eisenbahnen in ihrer Gegenwart und Zukunft. Baden-Baden 1838.
- 13 Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim (Hrsg.): Eisenbahn-Fieber. Ubstadt-Weiher 1990, Seite 291 ff.
- 14 Muhl wie Anm. 12, Seite 32.
- 15 Gall, Lothar: Bürgertum in Deutschland. Berlin 1989, Seite 544.
- 16 Perkow, Ursula: Residents and Visitors. Baden-Baden 1990, Seite 103 ff und 180.
- 17 Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden (Hrsg.): AQUAE 98. Baden-Baden 1998, Seite 77 f.

- 18 Perkow wie Anm. 16, Seite 52. Der Königlich Britische Geschäftsträger E. P. Montagu Baillie "und dessen Verwandtschaft ... selbst jahrelang in Baden-Baden Sommerquartier nahm."
- 19 Enzweiler, Hans-Jürgen: Emil Julius Karl Kessler (1813–1867). Ansätze zu einer Biographie in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte Heft 4/1992, Seiten 221–253. Keßler schrieb sich immer mit "ß", auf den Fabrikschildern finden wir jedoch die Großbuchstaben "SS".
- 20 "Neben Keßler stand der Prokurist ,Carl Posselt" als Zeichnungsträger zu dieser Zeit (1851, D. B.) der Firma vor". Willhaus, Werner: Lokomotivbau in Karlsruhe. Die Geschichte der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe und ihre Vorgänger. Freiburg, 2005, Seite 14.
- 21 Enzweiler wie Anm. 19, Seite 225. Diese Heirat war 1805.
- 22 Pfarrer Lorenz zählte auch zu Emils Lehrern am Pädagogium. Laut Enzweiler, Seite 230 Anm. 45 findet sich im Nachlass auch das Erbauungsbüchlein "Schule der Weisheit und Tugend" mit einer Widmung von 1820.
- 23 Enzweiler wie Anm. 19. Seite 229/230 mit Anm. 45.
- 24 Stemmermann, Hans Paul: Die badisch-pfälzische Familie Buhl in: Oberrheinische Studien II. Bretten 1978, Seite 304.
- 25 Willhaus wie Anm. 20, Seite 12: "..., wohlwissend, dass er mit diesem Schritt praktisch sein gesamtes Privatvermögen verlor". Dieses Buch aus dem Eisenbahnkurier-Verlag führt neben hervorragenden Fotos auch weitere Badische Eisenbahnunternehmen auf.
- 26 Der Baden-Badener Maler und Zeichner (!) Johann Stanislaus Schaffroth (1766 Baden-Baden 1851) zählte zu seinen Lehrern.
- 27 1817 in Gebweiler (Elsass) geboren, Tätigkeit in der Montage 1840 bis 1842, zuletzt als technischer Betriebsleiter. Erfinder des gleichnamigen Zahnstangensystems.
- 28 Zier, Hans-Georg: Die Industrialisierung des Karlsruher Raumes in: Oberrheinische Studien II. Bretten 1978. Seiten 340 und 347 ff.
- 29 Roth, Erik: Offenburg–Freiburg. Die Bauten der Badischen Staatsbahn und der viergleisige Ausbau der Rheintalbahn in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg.

- 30 Badeblatt vom 7, 5, 1844.
- 31 Carganico, Walter: Vor 150 Jahren fuhr die erste Eisenbahn nach Baden-Baden. In: AQUAE 95, Seite 79.
- 32 Gall wie Anm. 15, Seite 538.
- 33 Findeisen, Peter: Baden-Baden, Bahnhof in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft April–Juni 1988.
- 34 Badener Wochenblatt Nr. 124 vom 15. 10. 1887.
- 35 Badener Wochenblatt Nr. 125 vom 18, 10, 1887.
- 36 Stemmermann, Hans Paul: Wilhelm Lorenz. Sein Ettlinger Werk und die Daimler-Motoren-Gesellschaft in: Oberrheinische Studien II. Bretten 1978, Seite 377.
- 37 Seiter, Roland: "Ein Bugatti brüllt auf, als wolle er zum Mond starten!": die außergewöhnliche Automobilchronik Baden-Badens. Baden-Baden 2002. Ders. in: Badisches Tagblatt vom 12. und 14. 5. 2005.
- 38 Zincke, Gisela/Hundt, Michael: Vergessener Pionier, Joseph Vollmer: Einer der bedeutendsten Konstrukteure aus der Frühzeit des Automobils in: Oldtimer 9/98. Seite 202.
- 39 Badische Presse vom 9. 4. 1942. Vgl. dazu meine Ausführungen im Kapitel VI.
- 40 Heinemann, Sven: Mit knatterndem "Orient-Express" durch die Allee in: Badisches Tagblatt vom 16. 9. 1998.
- 41 Karcher, Martin: Wegbereiter der Murgtäler Automobilindustrie in: Landkreis Rastatt (Hrsg.): Heimatbuch 2001, Seite 150.
- 42 Zitiert nach Zincke wie Anm. 38.
- 43 Karcher wie Anm. 41, Seite 149.

Dieter Baeuerle Stadtmuseum Baden-Baden Küferstraße 3 76530 Baden-Baden Telefon: 0 72 21/93-22 73

E-Mail: dieter.baeuerle@baden-baden.de



Der Kunst-Knast von Baden-Baden

Versuche, Kunst aus den Justizvollzugsanstalten hinaus ins Publikum zu tragen, gibt es seit langem – da zeigen Gefangene Werke, die sie während ihrer Haftzeit geschaffen haben. Einen umgekehrten Weg aber beschritt man kürzlich in Baden-Baden – in ein ehemaliges Gefängnis wurde Kunst hineingetragen.

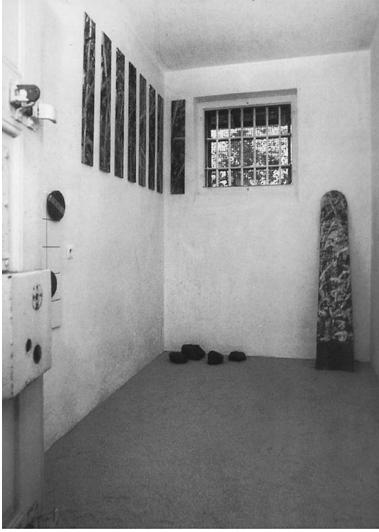
In der Bäderstadt hatte man bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Delinquenten in den Verliesen der alten Stadttürme oder im Keller der Polizeiwache, vorübergehend auch in

einigen Verschlägen im alten Rathaushof verwahrt. Um 1847/48 war dann hinter dem Bezirksamt ein zweistöckiges Gefängnisgebäude richtet worden. Es ist im Jahre 1938, als die Haftplätze nicht mehr ausreichten, durch einen dreistöckigen Bau ersetzt worden, für damalige Verhältnisse modern ausgestattet mit Waschbecken, Toiletten und Zentralheizung in jeder der 42 Zellen. Diese Einrichtung musste im Jahre 1990 auf Betreiben der Baden-Badener Stadtverwaltung geschlossen werden, vorgeblich stand die Anstalt den Planungen im Bäderviertel im Wege. Doch heute, fünfzehn Jahre später, grüßt das leerstehende Bauwerk unverändert zur dampfenden Caracallatherme hinüber.

Im Sommer 2000 entdeckte die ortsansässige Gesellschaft der Freunde junger Kunst das Vakuum. Der Plan reifte, es mit Kunst-



Degand, Margot; lebt und arbeitet in Freiburg/Brsg.



Rosenstiel, Eva; lebt und arbeitet in Freiburg/Brsg.

schöpfungen zu füllen. Vorweg musste gründlich gesäubert, Strom und Wasser angeschlossen werden. Dann rückten 138 Künstlerinnen und Künstler aus dem In- und Ausland an, um Zellen, Diensträume, Treppenhaus, Gänge und Hof auszugestalten. Fresken, Skulpturen, Balken und Gestänge wurden eingesetzt, um den alltäglichen Zwängen und dem unerfüllten Freiheitsstreben bildliche Form zu leihen. Ausgeschnittene Vögel und Blumen am Zellenfenster versinnbildlichten den Drang nach draußen, dunkel bemalte Wände erinnerten an die öden täglichen Abläufe, ins Rauminnere ragende Objekte verstärkten das drü-

ckende Enge-Gefühl, In einem der Hafträume kauerte eine zwergenhafte Figur am Zellenboden, das Unterworfensein des Gefangenen darstellend. Das bepflanzte Waschbecken einer anderen Zelle gaukelte eine Schrebergartenidylle vor, nebenan blickte ein riesiges Auge fragend durch die geöffnete Essensklappe der Zellentür. Drüben ließen perspektivisch an die Wand konterfeite Landschaften den Blick in die unerreichbare Natur schweifen, in der Zelle nebenan wiesen einfache Streifenmuster nach draußen. Oder die schier endlose Wortkette warten-warten-warten plakatierte die banale Eintönigkeit des Haftvollzugs an die Zellenwand. Und vor dem Verwalterbiiro wartete ein Handkoffer mit zwei menschlichen Beinen vollgepackt mit all den Hoffnungen und Erwartungen des zu Entlassenden. Träume und Albträume sind da fest-

gehalten. Mochten die vorgestellten Arbeiten unterschiedliche Qualität aufweisen, gemeinsam schufen sie eine ganz eigentümliche Atmosphäre, die diesen musealen Knast als eine Art Gesamtkunstwerk erscheinen ließ.

Randveranstaltungen verstärkten die Anziehungskraft der ungewöhnlichen Ausstellung: Die Baden-Badener Oberbürgermeisterin eröffnete mit einfühlsamen Worten, alsdann trug der Schriftsteller Otto Jägersberg Besinnliches über hinter Gitter geratene Künstler vor. Einige Tage danach fand im Gefängnishof eine Podiumsdiskussion statt über das Gefängnis als Kunstgehäuse. Ein



Wolkenhauer, Alex; lebt und arbeitet in Gueberschwihr/Frankreich

ehemaliger Gefangener sowie Kunstmaler, Betreuer, ein Strafverteidiger und Vertreter der Justiz berichteten von dem Leben in der früheren Anstalt, von den Sorgen und Nöten der Insassen. Im Zuge des offenen Gesprächs kam auch die Frage hoch nach der Rechtfertigung von Freiheitsentzug. Schließlich leitete die Debatte über auf Möglichkeiten künstlerischen Gestaltens durch Gefangene. An einem nachfolgenden Tag veranstaltete die Turgenev-Gesellschaft in der Vollzugsanstalt einen literarisch-musikalischen Abend. Begleitet von einer Schlagzeugperformance wurden beklemmende Texte aus Straflagern und Kerkern rezitiert. Den Abschluss der Veranstaltungsreihe brachte ein Vortrag des ehemaligen Kunsthallendirektors Dietrich Mahlow zum Thema Das sich verändernde Denken sucht sich ein Bild in der Kunst.



Weitz, Peter; lebt und arbeitet in Baden-Baden

Etwa 6700 Besucher haben die anderthalb Monate währende Ausstellung aufgesucht. Die meisten hatten noch nie ein Gefängnis betreten. Die Kälte des Baus ließ sie das Spannungsfeld zwischen Eingesperrtsein und Freiheit erspüren. Gerade hier erfüllten die haftbezogenen Werke eine wichtige Brückenfunktion: Angeregt durch die Sichtweisen der Künstler hat so mancher Bürger erstmals über Freiheitsstrafe und Resozialisierung nachgedacht.

Anschrift des Autors: Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer Hirschstraße 3 76530 Baden-Baden



Reinhard Fieser

Ein tatkräftiger Oberbürgermeister in Baden-Baden

Im Zuge des anbrechenden 19. Jahrhunderts war der bescheidene Badeort Baden-Baden aufgestiegen zum angesehenen Weltbad. Wehrmauern und Stadttürme fielen, um Parks und Promenaden Platz zu machen. Das neue Konversationshaus, ein Theaterneubau und die klassizistische Trinkhalle wurden erstellt, Hotelpaläste überragten nunmehr die Ufer der Oos. Rasch wurde es Mode, die Urlaubszeit hier in der Schwarzwaldlandschaft und an den heißen Quellen zu verbringen. Bürger und Adlige, Finanzleute und Mätressen, Künstler und Spieler aus vielen Ländern quartierten sich während der Sommermonate in der Stadt ein. Den Mittelpunkt allen gesellschaftlichen Lebens bildete die Spielbank der französischen Pächterfamilie Benazet/Dupressoir im Konversationshaus.1 Hier rollte die Roulettekugel, hier konnte man erlesen speisen, hier spielten die Orchester zum Tanz auf. Die Gelder der internationalen Gästeschar bedeuteten für viele Einwohner Arbeit und Brot, zudem konnten aus den hohen Spielbankerlösen viele städtische Anliegen finanziert werden. Da empfand man das unerwartete Verbot von Spielbanken² nachgerade als Schicksalsschlag. Nach einer Gnadenfrist musste im Jahre 1872 auch die Baden-Badener Spielbank schließen. Das Versiegen der Mittel aus dem Glücksspiel wirkte sich auf den gesamten Fremdenverkehr und damit auf die wirtschaftliche Situation der Stadt und ihrer Bewohner hemmend aus. Versucht wurde daher, neue Schwerpunkte zu schaffen, man besann sich wieder auf die heilenden Thermalquellen. So wurde im Jahre 1877 das moderne Friedrichsbad erstellt, einige Jahre danach entstand das kunstvoll ausgestaltete Augustabad. Daneben gelang es, durch Gründung des Internationalen Clubs die beliebten

Iffezheimer Pferderennen fortzuführen. Nur schleppend erholte sich der Kurort, ganz schrittweise begann sich jener Wiederaufstieg abzuzeichnen, der mit dem Namen von Reinhard Fieser eng verbunden bleiben wird.

Fiesers Vater war Oberbaurat, er wirkte am Ausbau des Rheinbetts und des Eisenbahnnetzes mit.3 Die Familie hatte somit häufiger den Wohnsitz zu wechseln. Eher zufällig erblickte daher Reinhard am 30. Mai 1867 in Wertheim das Licht der Welt. Am Lörracher Gymnasium legte er das Abitur ab. Dann absolvierte er seinen Wehrdienst beim Infanterie-Regiment Nr. 110 in Freiburg. Sein Onkel, nachmals Freiburger Landgerichtspräsident,4 mag ihn zum Studium der Rechtswissenschaft ermuntert haben. So studierte Reinhard in Freiburg, Berlin und Heidelberg, 1888 legte er die erste, 1891 die zweite juristische Staatsprüfung ab. Er wurde in den badischen Verwaltungsdienst übernommen und sah sich bei verschiedenen Bezirksämtern eingesetzt. Bald heiratete er Margaretha geb. Riemerschmidt, aus der Ehe gingen zwei Söhne und eine Tochter hervor. Im Juli 1892 wurde der Baden-Badener Oberbürgermeister Gönner⁵ auf den tüchtigen Verwaltungsjuristen aufmerksam, er wollte ihn zum Bürgermeister machen. Doch Fieser hatte noch nicht das erforderliche Mindestalter von 26 Jahren. So begann er seinen Dienst im Rang eines Amtsgehilfen, obgleich er fortan den Oberbürgermeister zu vertreten hatte. Im darauffolgenden Jahre konnte er vom Stadtrat zum Bürgermeister gewählt werden. Eine große Arbeitslast kam auf ihn zu. Gönner gehörte nämlich als Mitglied der Nationalliberalen Partei und Abgeordneter der Zweiten Kammer dem Karlsruher Landesparlament an, zudem hatte man ihn im Jahre 1893 zum Kammerpräsidenten gewählt.



Reinhard Fieser

Zeichnung von Arthur Grimm

Dies brachte es mit sich, dass er oft über Wochen in der Landeshauptstadt tätig sein musste und dort in seiner Zweitwohnung im Landtagsgebäude verblieb. So hatte der junge Bürgermeister vor Ort selbständig die wichtigen Entscheidungen zu treffen und die Kontakte zu Dienststellen und Persönlichkeiten wahrzunehmen. Man wusste, er war die Schlüsselperson, an die man sich in allen Anliegen zu wenden hatte. Erhebliche Unruhe machte sich daher breit, als im Jahre 1907 der Karlsruher Oberbürgermeister den dynamischen Mann als Ersten Bürgermeister in die Residenzstadt holen wollte. Eilig erhöhte der Baden-Badener Stadtrat Fiesers Gehalt. Obendrein sagte man ihm zu, dass er ohne Stellenausschreibung als Kandidat für den Oberbürgermeistersposten aufgestellt werde. Dazu kam es schon bald, denn bereits im Juli verstarb Gönner. Fieser wurde mit überwältigender Mehrheit zum Nachfolger gewählt,6 zweimal sollte er wiedergewählt werden.

Fieser hatte schon mit seinem Dienstantritt die Zügel fest in die Hand genommen, stets der Zustimmung Gönners gewiss – soweit dieser überhaupt befasst worden war. In seine Dienstgeschäfte ließ er sich von Anbeginn nicht gerne hineinreden. Als durch sein Aufrücken zum Oberbürgermeister die Bürgermeisterstelle freigeworden war, wollte das Karlsruher Innenministerium den dort tätigen Amtmann Fecht⁷ zum Nachfolger machen. Bei dem Vorstellungsgespräch spürte der Kandidat iedoch gleich. ... daß Fieser hinter dem Eintreten der Regierung für meine Person besondere Absichten witterte als ob man gewissermaßen in mir ihm einen Aufpasser an die Seite setzen wolle.8 Angesichts der misstrauischen Haltung Fiesers verzichtete Fecht auf die Bewerbung um den Bürgermeisterstuhl. Fieser hat bei seinem weiteren Wirken an Gönners frühere Bemühungen angeknüpft und diese erfolgreich fortgeführt. Vorweg ging es um eine vergrößerte Infrastruktur, denn man wollte wohlsituierte Zuwanderer in der Stadt ansässig machen. So wurde das Straßennetz mitsamt der Kanalisation erweitert, die Gasversorgung modernisiert, das Elektrizitätswerk gebaut und auf der benachbarten Sandweierer Gemarkung ein Grundwasserpumpwerk erstellt. Auf der Friedrichshöhe am Hang des Merkurberges entstand das neue Stadtviertel Paradies. Dort baute der Oberbürgermeister sein eigenes Wohnhaus, geschmückt mit Jugendstilornamentik. Das Schulangebot wurde um eine Oberrealschule erweitert, untergebracht in einem geräumigen Neubau mit großen, hellen Klassenzimmern. In der Lichtentaler Allee entstand nach Plänen des Karlsruher Architekten Billing⁹ der Kunsthallenbau mit neoklassizistischen Elementen. Im Jahre 1908 konnte das Dorf Lichtental mitsamt den gleichnamigen Klosteranlagen eingemeindet werden, 1928 folgte das in der Rheinebene gelegene Dorf Oos. Damit war das gesamte Oostal zu einer städtischen Verwaltungseinheit zusammengewachsen. Bereits im Jahre 1910 waren Straßenbahnlinien angelegt worden, wichtig für die Anbindung der Außenstadtteile. Wenige Jahre später hat man eine Drahtseilbahn zum Merkurgipfel erbaut, die auf steiler Trasse einen Höhenunterschied von 370 m überwindet.

Rasch reagierend vermochte Fieser ein neues Verkehrsmittel für die Kurstadt zu erschließen. Er erinnert sich: *Ich werde nie den*

Eindruck vergessen, welchen der Anblick des ersten Zeppelinluftschiffs auf seiner großen Versuchsfahrt entlang dem Rhein auf mich gemacht hat: damals wurde der Gedanke in mir wach, den Versuch einer Verbindung der Stadt mit dem Werke des Grafen Zeppelin zu machen. 10 Unverzüglich reiste Fieser nach Friedrichshafen zum Grafen und bot einen Landeplatz in Baden-Baden an. Das Angebot wurde angenommen. Nunmehr betrieb Fieser die Gründung der Luftschiffahrts-AG Delag in Frankfurt, die wiederum Mittel für die Erstellung einer Halle bereitstellte, während die Stadt das Gelände westlich des Ooser Bahnhofs unentgeltlich einbrachte. Da viele Grundstückseigentümer sich gegen die Abtretung gesträubt hatten, mussten umständliche Enteignungsverfahren durchgeführt werden. Schließlich konnte während der Iffezheimer Rennwoche im August 1910 der Flugplatz feierlich eröffnet werden, der Zeppelin LZ 6 landete erstmals und wurde in die neue Luftschiffhalle eingebracht. Dank Fiesers Eingreifen war Baden-Baden zum ersten Zeppelinlandeplatz außerhalb des Werftorts Friedrichshafen geworden. Fortan fanden Passagier-Rundfahrten und auf Bestellung auch Zielfahrten zu anderen Landeorten statt - eine ganz außergewöhnliche Attraktion für Gäste und Einwohner. Nach dem Ersten Weltkriege musste die Halle laut Versailler Vertrag abgerissen werden, ab 1925 kam es mit Förderung der Stadtverwaltung zur Aufnahme fahrplanmäßiger Anflüge durch Verkehrsflugzeuge, die Besucher und Geschäftsleute in die Stadt brachten.¹¹

Mannigfache Bemühungen Fiesers galten der Förderung des kurörtlichen Charakters, wodurch man neue Gästescharen in die Hotels und Pensionen zu ziehen hoffte. Ein städtisches Verkehrsamt wurde gegründet, das rege Werbung für Stadt und Bäder entfaltete. In der Zeit von 1909–1912 entstand auf dem rechten Oosufer nach Plänen des Karlsruher Künstlers Laeuger¹² die großzügige Gönneranlage als Heckengarten, überragt vom Josefinenbrunnen. Am Hang des Fremersberges wurde inmitten der malerischen Landschaft ein hügeliger Golfplatz angelegt. Von 1912 an hat man den Eingangsbereich des Kurhauses umgestaltet und den Bühnensaal im Ober-



New York 1922: In der Mitte Oberbürgermeister Fieser, rechts der New Yorker Bürgermeister Hylan

geschoss angefügt. Um das benachbarte Theater regelmäßig bespielen zu können gründete der Gemeinderat, veranlasst durch Fieser, ein städtisches Schauspielensemble mit angestellten Schauspielern und Intendanten. In der Notzeit nach dem Ersten Weltkriege zeigte Fieser großes soziales Engagement: Ausgedehnte Wohnungsbauten für weniger bemittelte Bürger wurden erstellt wie etwa die Ooswinkel- und die Maiersbach-Siedlung, zudem hat man eine Volksküche, Kindergärten und ein Altenheim eingerichtet. Die Brückenwerke vor dem Kurhaus und unter dem heutigen Hindenburgplatz wurden erneuert und verbreitert.

Kaum war die Geldinflation überstanden. da reiste internationales Publikum wieder an. Bälle, Konzerte, Ausstellungen, Pferderennen, Blumenkorsos, Autorallyes und Tennisturniere belebten die Atmosphäre - jetzt war der Badeort zum Schauplatz der goldenen zwanziger Jahre geworden. Dieser neuerliche Aufschwung spiegelt sich in einer ungewöhnlichen Erfolgszahl: Trotz der Weltwirtschaftskrise konnte das örtliche Beherbergungsgewerbe im Jahre 1929 etwa 680 000 Übernachtungen verbuchen. 13 In seiner zupackenden Art hat sich Fieser in jenen Nachkriegsjahren um den Zufluss finanzieller Mittel fürs leere Stadtsäckel verdient gemacht. In den Vereinigten Staaten war als Kriegsfolge das beträchtliche Dollarlegat eines ehemaligen Mäzens der Stadt eingefroren worden. Um den Jahreswechsel 1921/22 reiste Fieser daher in die USA. Mit diplomatischem Geschick ver-

stand er es, das beschlagnahmte Guthaben zugunsten der Stadt auszulösen. Auf dieser Amerikareise empfing der US-Präsident Warren Harding persönlich den Baden-Badener Oberbürgermeister.¹⁴ Auch zu Hause engagierte sich Fieser allemal an vorderer Stelle. Er besaß Sitz und Stimme in der staatlichen Bäderverwaltung, er fungierte als Vertreter des Badischen Städteverbands, er gehörte dem Aufsichtsrat der Delag an, er sorgte als Vorsitzender der Ortsbaukommission für die Wahrung des überkommenen Stadtbilds. Bei all dem zeigte Fieser stets eine leutselige, offene Wesensart, allzeit zu Rat und Hilfe bereit. Groß war daher das Bedauern aller Einwohner, als der populäre Oberbürgermeister Ende 1929 aus Gesundheitsgründen seinen Rücktritt ankündigte. Der Bürgerausschuss ernannte ihn zum Ehrenbürger und beschloss, die Brücke vor dem Kurpark nach ihm zu benennen.

Der Pensionär zog sich zurück nach München. Nach der braunen Machtergreifung kam es zu verleumderischen Presseattacken. Man warf Fieser vor, ein überhöhtes Ruhegehalt zu beziehen, forderte sogar die Sperrung seines Reisepasses. 15 Schließlich musste er dem öffentlichen Druck nachgeben und sich mit einer geringeren Monatspension begnügen. Die Fieserbrücke wurde damals umbenannt nach einem SA-Rabauken. Nach Kriegsende erhielt sie ihren früheren Namen zurück. 1953 wurde Fieser das Bundesverdienstkreuz verliehen, 1956 wurde er von Oberbürgermeister Schlapper¹⁶ in Baden-Baden empfangen und geehrt. Damit sah sich der verdiente Mann rehabilitiert. Am 28. April 1960 ist Reinhard Fieser in Kempten verstorben, beigesetzt wurde er auf dem Münchner Ostfriedhof.

Rückblickend hat Fieser festgehalten, dass es in den Jahrzehnten nach Aufhebung des Glücksspiels um die Umstellung vom Vergnügungs- und Luxusbad zu einem Heilbad ging. Dabei sah er seine Auffassung bestätigt, dass nur die Kombination zwischen Thermalwassertherapie und Unterhaltungsfaktor (Kultur-, Gesellschafts- und Sportveranstaltungen) wirtschaftlichen Erfolg bringen kann. ¹⁷ Nach diesem Rezept sind denn auch seine Amtsnachfolger bei der Wiederbelebung des Fremdenverkehrs nach dem Zweiten Weltkriege verfahren. Seither wird es mit Erfolg angewandt. Gleichwohl sind heutzutage neue Ideen und Initiativen gefragt: Vor allem bedroht ein jährlich anschwellendes, hausgemachtes Verkehrsgedränge das Flair des Traditionsbads.

Anmerkungen_

- 1 Ab 1910 als Kurhaus bezeichnet.
- 2 Gesetz v. 1. 7. 1868; vgl. Karl Stiefel, Baden 1648–1952, Bd. 1, 1977, S. 810.
- 3 Otto Fieser (1836–1908), BB VI, 1935, S. 86.
- 4 Emil Fieser (1835–1904), BB VI, 1935, S. 171.
- 5 Albert Gönner (1838–1909), BB VI, 1935, S. 270.
- 6 Staatl. Dienerakte: GLAK 236/17741 und 276/ 17742; städt. Dienstakte: StadtA Baden-Baden, 11-6-50.
- 7 Dr. Hermann Fecht (1880–1952), später badischer Justizminister, BadH 2003, S. 96 und Lebensbilder aus BW, Bd. XXI, 2005, S. 520.
- 8 Fecht, Aus den Lebenserinnerungen eines badischen Beamten, Manuskript in GLAK 65/ 11887. AS 234.
- 9 Prof. Hermann Billing (1867–1946), BBNF II, 1987, S. 40.
- 10 Erinnerungen aus dem amtlichen Leben von Oberbürgermeister i. R. Reinhard Fieser, München, Juni 1934, S. 24, Manuskript in StadtA B.-Baden, 26-9-018.
- 11 Manfred Koch u. a. (Hg.), Von Graspisten zum Baden-Airport, 1999, S. 13.
- 12 Prof. Max Laeuger (1864–1952), BBNF I, 1982, S. 195.
- 13 Rolf Gustav Haebler, Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, Bd. II, 1969, S. 178; zu Fieser vgl. S. 152 ff.
- 14 Zur Amerikareise: StadtA B.-Baden 26-10/9.
- 15 Führer Nr. 73 v. 14. 3. 1933.
- 16 Dr. h.c. Ernst Schlapper (1887–1976), BadH 2001, S. 721.
- 17 Masch.-schr. Manuskript in StadtA B.-Baden 11-6-50.

Anschrift des Autors: Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer Hirschstraße 3 76530 Baden-Baden



Schüsse auf den König

Das Attentat in der Lichtentaler Allee

Capitale d'été - Sommerhauptstadt Europas, so nannte man im 19. Jahrhundert den Badeort an der Oos. Gekrönte Häupter hatten damals Baden-Baden zu ihrem Feriendomizil auserkoren. Da wurden Teile des Gefolges und des Hofes mitgeführt, Stäbe eingerichtet, unaufschiebbare Regierungsgeschäfte über Kuriere und schon bald per Telefon oder Telegramm vom Urlaubsort aus erledigt. Prominente Dauergäste waren der König von Preußen und seine Frau Augusta, alljährlich logierten sie in der Maison Messmer neben dem Kurhaus. Natürlich hatten beide eine bedeutende Rolle bei dem Fürstenkongress vom Juni 1860 gespielt, der in Baden-Baden den Kaiser Napoleon III. mit den deutschen Landesfürsten zusammenführte. Im darauffolgenden Sommer des Jahres 1861 wollte sich das preußische Königspaar¹ an der Oos geruhsamer als im Kongresstrubel des Vorjahres erholen. Königin Augusta reiste vorweg mit ihrem Gefolge an. Bald darauf traf König Wilhelm I. am Bahnhof von Baden-Baden ein, wo ihn der badische Großherzog Friedrich I. mit seiner Frau Luise erwartete und zum Hotel geleitete. Ehrerbietig empfingen die Wirtsleute Wilhelm und Luise Messmer ihre hohen Gäste. Zwischen ihnen und dem Königspaar hatte sich im Laufe der Zeit ein derart freundschaftliches Verhältnis herausgebildet, dass Augusta die Patenschaft über die älteste Tochter der Messmers übernahm.2

Am frühen Morgen des 14. Juli 1861 begab sich die Königin mit ihren Hofdamen auf einen Spaziergang hinaus zum Kloster Lichtenthal. Gegen 8 Uhr machte sich der König über die baumbestandene Lichtentaler Allee auf den Weg, um beim Kloster mit den Damen zusammenzutreffen. Unterwegs begegnete er nahe der Kettenbrücke dem Grafen Flemming, preußischer Gesandter am badischen Hofe in

Karlsruhe. Er forderte ihn auf, ein Stück Weges mitzugehen. Ins Gespräch vertieft schritten die beiden zwischen 8.30 und 8.45 Uhr etwa 150 Meter jenseits der Brücke am Oosufer entlang. Sie achteten nicht auf den dunkel gekleideten jungen Mann mit Hut und Brille, der sie überholte. Plötzlich drehte der sich um und gab aus einer Pistole zwei gezielte Schüsse auf den König ab. Der König griff mit beiden Händen an Kopf und Hals. Der Täter stand blass und regungslos da, die Waffe hatte er weggeworfen. Graf Flemming schrie ihn an, ob er geschossen habe. Der Schütze rief: Ja, ich habe auf den König geschossen! Da packte der Graf den Mann am Halse, gleichzeitig stürzte der junge Rechtsanwalt Julius Süpfle herbei, der mit dem Amtsverweser Carl Schill auf der gegenüber liegenden Alleeseite entlang gegangen war. Süpfle warf den Täter zu Boden, hielt ihn fest und rief: Du Schandbube, du Hund von einem Hund hast auf den König geschossen! Er drückte den Schützen weiter zu Boden, damit der nicht eine etwa verborgene Waffe ziehen könne. Der König näherte sich und sagte, man solle dem Liegenden kein Leid antun. Unterdessen fand der Zeuge Schill die Tatwaffe nur wenige Meter entfernt im Grase. Ein hinzukommender Franzose namens Blanquet machte den König darauf aufmerksam, dass sein Überrock an der linken Schulter aufgerissen sei. Der König hat dazu erklärt, dass er auf den Schuss hin sofort einen Schmerz an der linken Halsseite fühlte und eine Dröhnung im ganzen Kopf empfunden habe. Wie man feststellte hatte die Kugel die Halsbinde gestreift und eine Rötung der Haut verursacht. Die zweite abgefeuerte Kugel hatte nicht getroffen. So setzte der Monarch nach kurzer Zeit seinen Weg in Richtung Lichtental fort. Gleichwohl hält sich in der Literatur hartnäckig die Legende, er sei in das kleine



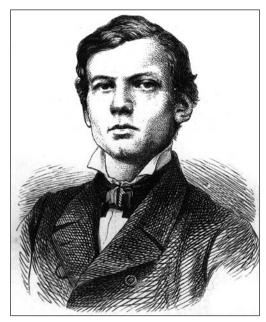
Sérénade aux flambeaux donnée par la municipalité de Bade au roi de Prusse, dans la soirée du 14 julliet

Hirtenhäuschen gegenüber der Kettenbrücke verbracht und dort versorgt worden. Dafür geben aber die sorgfältig geführten Ermittlungsakten nicht den geringsten Anhalt.

Zufällig näherte sich eine Kutsche dem Tatort. Man hielt sie an, auf Anordnung des Grafen Flemming wurde der Festgenommene durch Süpfle, Schill, Blanquet und den hinzukommenden Zeugen Carl Wilhelm Brandt in die Droschke befördert. Alle vier Zeugen stiegen zu, während Graf Flemming auf den Kutschbock kletterte. Unterwegs befragte man den Täter, warum er geschossen habe. Er antwortete: Das werden Sie in meiner Brieftasche *finden*. Die Fahrt ging zum Bezirksamt in der oberen Sophienstraße, in dessen Dienstgebäude zugleich das Amtsgericht untergebracht war. Dort vernahm der Referendar Dr. Gerstner den Beschuldigten. Der gab an, Wilhelm Oskar Becker zu heißen, 22 Jahre alt, Student in Leipzig. Die Tat gestand er ohne Umschweife. Zum Motiv erklärte er, dass der König von Preußen seiner politischen Aufgabe einer deutschen Einigung nicht gewachsen sei. Deshalb habe er sich entschlossen, ihn zu töten. Vor einiger Zeit habe er im Leipziger Schützenhaus das Scheibenschießen erlernt, danach zwei Terzerole und ein Foto des Königs erworben. Als er in der Zeitung gelesen habe, der König sei zum Urlaub nach Baden-Baden gefahren, sei er ebenfalls dorthin gereist und im Hotel Blume abgestiegen.³ In der Stadt habe er sich durchgefragt nach dem Hotel Messmer, Einen Mann, der dem Porträtfoto ähnelte, habe er beobachtet und sich von einem Kellner bestätigen lassen, dass dies der König sei. Am nächsten Morgen habe er sich auf eine Bank nahe der Lichtentaler Allee gesetzt, um den Monarchen bei seinem üblichen Morgenspaziergang abzupassen. Als dieser gegen 8 Uhr erschien, sei er ihm gefolgt und habe das Zusammentreffen mit dem

Grafen Flemming gesehen. Jetzt habe er sich rasch den beiden genähert und geschossen. Becker schloss seine Schilderung mit den Worten: Ich hatte dabei keine andere Absicht, als die längst vorausbedachte, den König zu töten. Ich zielte nicht lange, sondern hielt das Terzerol ungefähr nach der Gegend der Brust zu ... In seiner Tasche fand sich ein Zettel, auf dem er am Vortage den Beweggrund für seine Tat schriftlich festgehalten hatte: Ich habe mich entschlossen zur That, die ich begehen werde, deßhalb, weil ich der Meinung bin, daß Seine Majestät der König von Preußen, trotz vielfältiger anerkennungswerther Bestrebungen, nicht im Stand sein wird die Umstände zu bemeistern, die sich der Lösung der Aufgabe entgegensetzen, die er als König von Preußen in Bezug auf die Einigung Deutschlands zu erfüllen hätte. Ich weiß, daß Viele meine That mißverstehen werden, Viele werden sie daher reprobieren oder sogar lächerlich finden, ich kenne die bedauerlichen Folgen, die diese That für meine Person haben wird, - aber mich trägt die Hoffnung, daß sie von wohlthätiger Wirkung für die Zukunft Deutschlands sein werde. Mögen doch endlich die Deutschen vom fruchtlosen Hin und Herreden sich zur That wenden! Geschrieben zu Baden am 13. Juli 1861. Oskar Becker Student der Rechte in Leipzig. Jetzt erließ der Richter Haftbefehl, Becker wurde in den Gefängnisbau hinter dem Bezirksamt verbracht.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages versammelten sich die Baden-Badener Bürger am Leopoldsplatz und zogen mit flammenden Fackeln hinüber zum Hotel Messmer. Der Bürgermeister und eine Gruppe von Honoratioren begaben sich hinauf in das Hotelzimmer, um den Monarchen zu seiner Rettung zu beglückwünschen, während unten auf der Straße der Gesangverein einige Stücke vortrug, gefolgt von den Vivatrufen der Menge. Reinhold Schneider, der aus der Hoteliersfamilie Messmer stammende Baden-Badener Dichter, schildert uns späterhin die Szene: Seine Majestät steht auf dem Balkon, aufrecht, mit einem leichten Verband um den Hals statt der korrekten Binde, Ihre Majestät steht daneben, als müsse sie den Gatten beschützen, stolz, bleich und schmal und nicht gewillt, Ihre Empörung zu verbergen. Und ein jeder Recht-



Oskar Becker, Stud. jur. aus Odessa

Nach einer Photographie

schaffene, und dazu gehören die 48er gewiß, hat eine Fackel ergriffen ... ⁴

Der Anschlag auf Wilhelm I. hatte in ganz Europa großes Aufsehen erregt. Lebte man doch inmitten einer Epoche, die durch das Anwachsen und Abgrenzen von Machtzentren gekennzeichnet war. Im deutschsprachigen Raum war eine Nationalbewegung entstanden, getragen von dem Wunsch nach staatlicher Geltung und wirtschaftlicher Einheit. Offen blieb damals noch, ob Österreich oder aber Preußen die Führungsrolle in dem angestrebten deutschen Staatswesen zukommen sollte. In diesem Spannungsfeld richtete sich das Medieninteresse natürlich auf die Person des preußischen Königs und dessen Schicksal. So berichtete etwa der Moniteur Universel aus Paris, dass göttliche Gnade die Majestät vor schwerer Verletzung bewahrt habe und dass der jetzige Gesundheitszustand voll zufriedenstellend sei. Die Leipziger Zeitung merkte an, dass die Verantwortung für das Verbrechen allein den Täter treffe, was wir im Interesse unserer Universität besonders hervorheben wollen. Und das lokale Badener Wochenblatt konstatierte in allen Schichten der Bevölkerung den tiefsten Abscheu und die Verfluchung einer ruchlosen Bluttat. wozu nur der tiefste

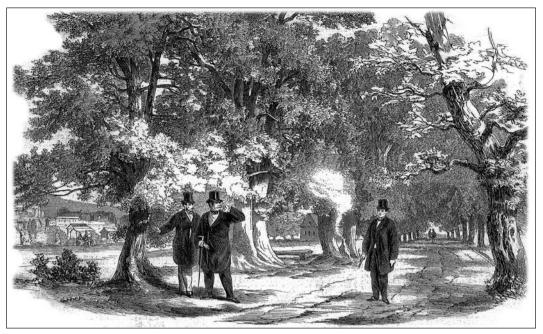
verbrecherische Wahnsinn ein menschliches Gemüth hinzureißen vermag.⁵

Unterdessen hatte die zuständige Karlsruher Staatsanwaltschaft die Ermittlungen eingeleitet. In Beckers Hotelzimmer stellte die Polizei verschiedene Schriftstücke, Schreibzeug, einen Stadtplan von Baden-Baden, ein zweites doppelläufiges Terzerol, ein Pulverhorn, Pulver, Zündhütchen, Kugeln und einen Kugelgießer sicher. Die an verschiedenen anderen Orten durchgeführten polizeilichen Nachforschungen führten zu folgendem Ergebnis: Der aus Sachsen stammende Vater Beckers war als Schulprofessor nach Odessa gezogen, wo er Direktor des Lyzeums Richelieu und russischer Staatsrat wurde. So kam es, dass Becker am 18. Juni 1839 in Odessa geboren wurde. Er hatte noch einen jüngeren Bruder.⁶ Oskar Becker besuchte zuerst in Russland die Schule, später kam er auf die Kreuzschule in Dresden, wo er 1859 das Abitur ablegte. Danach immatrikulierte er sich an der Universität Leipzig, er wollte Rechts- und Cameralwissenschaften studieren. Da er die russische Sprache beherrschte, verdiente er sich neben dem Studium ein Zubrot durch Übersetzungen und Sprachunterricht. Er war ein eigenbrötlerischer Einzelgänger. Geselligen Umgang mit Kommilitonen pflegte er kaum, er gehörte weder einer Studentenverbindung noch einer politischen Vereinigung an. Gleichwohl zog ihn die große Politik an, stundenlang konnte er sich in die Lektüre von Tageszeitungen vertiefen. Er verfasste auch Artikel zu tagespolitischen Fragen, die er in der Presse unterzubringen suchte. Mehr und mehr konzentrierten sich seine Ideen auf einen Zusammenschluss der verschiedenen deutschen Einzelstaaten. Dabei glaubte Becker, Preußen unterlasse es, diese Sache wirksam voranzutreiben. Fortan befasste er sich mit historischen Fällen von Fürstenmord und verstieg sich in die Vorstellung, ein derartiger Anschlag könne als Fanal wirken. Bei der richterlichen Vernehmung unmittelbar nach der Tat erklärte er mit Bezug auf König Wilhelm: So kam ich auf den Gedanken, dass ein Attentat auf das Leben desselben der Einigung Deutschlands förderlich sein werde. Nach und nach fing ich an, mich mit dem Gedanken zu beschäftigen, ich selbst solle mich zu diesem

Zweck aufopfern... Das Tatmotiv entsprang somit der schwärmerisch-romantischen Gedankenwelt eines einzelnen, Mittäter oder Mitwisser hat es nicht gegeben.

Schon im Laufe der in Sachsen angestellten Ermittlungen hatten mehrere Zeugen angedeutet, dass Becker recht exaltiert daherkomme, vielleicht sei er nicht recht im Kopfe. Es ging auch der Hinweis ein, wegen der vielen zwischen Blutsverwandten geschlossenen Ehen bestehe eine Anlage zu Geisteskrankheiten, die Großmutter sei in einer Irrenanstalt untergebracht worden. Nun hat man in früherer Zeit dem Geisteszustand eines Straftäters kaum Beachtung geschenkt, Maßstab für die Strafe war die äußere Tat. Erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts richteten die Gerichte ein verstärktes Augenmerk auf die Täterpsyche.⁷ So erklärt sich, dass im vorliegenden Falle die Staatsanwaltschaft beschloss, einen Sachverständigen zu beauftragen. Der Baden-Badener Medizinalrat Dr. Julius Füßlin, als Gerichtspsychiater weithin bekannt, untersuchte den Delinguenten. Er stellte fest, dass Becker aus Überstürzung und Ehrgeiz mit einem Fürstenmord ein Beispiel geben wollte, das Gleichgesinnte zu Nachahmern macht, ihm selbst aber die Märtyrerkrone erringen sollte. Im Ergebnis sei Becker daher uneingeschränkt schuldfähig und für seine Handlungen verantwortlich. Ob man aus heutiger Sicht noch zu solch einer fachlichen Diagnose kommen würde, sei dahingestellt.

Ende August 1861 erhob die Staatsanwaltschaft Anklage wegen versuchten Mordes beim Schwurgericht des Hofgerichts in Bruchsal. Die Schwurgerichte waren im Zuge der Demokratisierung der Rechtspflege um die Jahrhundertmitte im Großherzogtum eingeführt worden, um der 1848/49 erhobenen Forderung des Volkes auf Teilhabe an der Rechtsprechung zu genügen. Sie tagten damals in einer Besetzung von zwölf Geschworenen unter Vorsitz eines Berufsrichters. Die Hauptverhandlung gegen Oskar Becker begann am 23. September 1861 um 8 Uhr morgens in dem vollbesetzten Sitzungssaal des Bruchsaler Schlosses. Vorweg wurde der Angeklagte vernommen. Zur allgemeinen Verwunderung behauptete er plötzlich, er habe nur ein Scheinattentat verüben wollen. Mit einem Terzerol, das er lediglich mit



Das Attentat auf den König von Preußen in der Lichtenthaler Allee bei Baden-Baden am 14. Juli 1861

Pulver, aber ohne Kugel geladen habe, sei er auf dem Wege zu Schießübungen gewesen. Als er dem König begegnete, habe er mit dieser blind geladenen Waffe einen Schuss abgegeben, um mit einem derartigen Scheinangriff eine moralische Wirkung in Deutschland zu erzielen und das Land aus seiner Schlaffheit aufzurütteln. Jetzt aber habe er mit großer Bestürzung bemerkt, dass er im Hotel versehentlich sein zweites, scharf geladenes Terzerol eingesteckt und damit geschossen habe. Den Irrtum habe er unmittelbar nach der Tat nicht einräumen wollen, da er sich sonst lächerlich gemacht hätte. Diese Darstellung schien allen Anwesenden von vornherein unglaubhaft, obendrein wurde sie in den Vernehmungen der elf Zeugen eindeutig widerlegt. Sodann trug Dr. Füßlin die Ergebnisse seines Gutachtens zur Zurechnungsfähigkeit vor. Nach den Plädoyers von Anklage und Verteidigung erhielt Becker das letzte Wort. Beredt breitete er erneut seine Version vom vorgetäuschten Attentat aus, dann zog sich das Gericht zur Beratung zurück. Das anschließend verkündete Urteil lautete auf Zuchthausstrafe von zwanzig Jahren wegen eines beendigten Mordversuchs, ferner auf Landesverweisung und Kostentragung. Die Sitzung endete noch am selben Tage um 22.30 Uhr.⁸

Am Tage nach der Hauptverhandlung verzichtete der Verurteilte auf Rechtsmittel. Er räumte jetzt ein, dass das Vorschützen eines Scheinattentats lediglich aus prozesstaktischen Gründen geschehen sei, um einen Freispruch zu erreichen. Seine Strafe, von der während der ersten neun Jahre sechs in Einzelhaft zu vollstrecken waren, verbüßte Becker im Männerzuchthaus in Bruchsal. Das Gebäude war etwas mehr als ein Jahrzehnt zuvor nach modernen vollzugspädagogischen Erkenntnissen erstellt worden.9 Der Strafgefangene Becker arbeitete dort in der Schreinerwerkstatt. Im Laufe der Zeit ließ sich ein erheblicher körperlicher und geistiges Verfall beobachten. Gleichwohl führte der Strafgefangene eine umfangreiche Korrespondenz, versandte Heiratsanträge und reichte immer neue Gnadengesuche ein. Im Oktober 1866 erließ der badische Großherzog einen Gnadenerweis zur Freilassung unter der Auflage, dass der Entlassene zukünftig nicht mehr deutschen Boden betreten dürfe. Vater Becker holte seinen Sohn in Bruchsal ab und kündigte an, man wolle sich nach Namur in Belgien bege-

ben. Oskar Beckers Spur verliert sich im Ausland, angeblich soll er später in Ägypten verstorben sein.

Sinnieren darf man, ob die Entwicklung in Deutschland einen anderen Verlauf genommen hätte, wenn der König durch Beckers Schüsse getötet worden wäre. Der als Nachfolger bereitstehende liberale Kronprinz Friedrich Wilhelm hätte wohl kaum Bismarck zum Ministerpräsidenten ernannt, machtpolitischen Ambitionen hätte er sicherlich eher widerstanden als sein Vater. Vielleicht wäre unserem Lande eine friedvollere Zukunft vorbehalten gewesen. Allemal lässt sich das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen ...

Anmerkungen_

- 1 Prinzregent Wilhelm übernahm nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV. die Königswürde, die Krönungsfeier fand erst am 18. Oktober 1861 in Königsberg statt.
- 2 Augusta Messmer (1865–1956) ehelichte den Baden-Badener Hotelier Camill Brenner.

- 3 Heute Haus Langestraße 34.
- 4 Reinhold Schneider, Der Balkon, 1957, S. 67.
- 5 Moniteur Universel v. 18. 7. 1861; Leipziger Zeitung Nr. 169 v. 18. 7. 1861; Badener Wochenblatt Nr. 85 v. 16. 7. 1861.
- 6 Der Bruder Karl Waldemar Becker (1841–1901) wurde später Architekt, er erstellte zahlreiche Eisenbahnbauten.
- 7 Silviana Galassi, Kriminologie im Deutschen Kaiserreich, 2004, S. 12, 136.
- 8 Strafakten in GLAK 250/8 bis 250/17, dort auch Fundstelle der Zitate aus dem Verfahren. Bericht über die Hauptverhandlung in: Hitzig/Häring/ Vollert, Der neue Pitaval, 32. Teil, der 3. Folge 8. Teil, 1862, S. 1–60.
- 9 Paul Freßle, Die Geschichte des Männerzuchthauses Bruchsal, Diss. Freiburg 1970.
- 10 Vgl. dazu Reiner Haehling von Lanzenauer, Das Baden-Badener Attentat, 1995, S. 43.

Anschrift des Autors: Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer Hirschstraße 3 76530 Baden-Baden



Joachim Ringelnatz als Baden-Badener Kasperlefigur von Eugen Schmidt

Fast hätte er es geschafft, der eindrucksvollen Galerie von Literaten, die in Baden-Baden gelebt oder sich doch hier regelmäßig zur Kur aufgehalten haben, die Reihe der Fjodor Dostojewski, Justinus Kerner, Reinhold Schneider, Werner Bergengruen - um nur die bekanntesten Namen zu nennen - um eine leichtfüßige, zumindest in vielfachen Farben schillernde Figur zu bereichern. 1 Dr. Eugen Schmidt (1892-1939) wäre der richtige Mann gewesen, Joachim Ringelnatz in das pulsierende kulturelle Leben der Kurstadt in den Dreißiger Jahren hinein zu ziehen. Als Erscheinung eindrucksvoll, im gesellschaftlichen Umgang gewandt und liebenswürdig, an Kunst und Literatur interessiert, fiel es ihm leicht, Kontakte zu knüpfen.² Die erste Begegnung mit Ringelnatz fand in mondänem Milieu statt, 1929, am 11. Dezember, in der Bar des Pavillons Excelsior in Stuttgart. Ringelnatz war mit seiner Frau, Muschelkalk genannt, auf Gastspielreise. Der Baden-Badener Arzt Schmidt wollte mit seiner Gattin Gertrud den virtuosen Reim- und Verseakrobaten Ringelnatz kennenlernen und schaffte es, ihn nach der Abendvorstellung in der Hausbar des Excelsior zu sprechen. Man war sich sympathisch, so läßt sich der Verbrauch von neun Whiskys an diesem Abend – das meiste dürfte auf Ringelnatzes Konto gegangen sein – deuten.³ Jedenfalls behielt Ringelnatz die sympathischen Baden-Badener in Erinnerung und übersandte ihnen seine gerade erschienenen "Flugzeuggedanken" mit der Widmung:

"Dr. Gertrud und Eugen Schmidt wünscht frohes Weihnachten

Joachim Ringelnatz München. Dez. 1929"

Eugen Schmidt bedankte sich seinerseits mit Zigaretten. Soviel geht aus einem Brief vom 17. Dezember 1929 hervor, in dem Ringelnatz in knappen Sätzen – Briefe schreiben, war nicht sein Metier – wiederum Dank sagte (Ob das das richtige Geschenk für Ringelnatz war, der fünf Jahre später an Tuberkulose starb, sei dahingestellt).

Die Bekanntschaft wurde zu einer dauerhaften Verbindung, ja zur Freundschaft. Im nächsten Jahr 1930 lud Heinrich Burkhard, einer der beiden künstlerischen Leiter des renommierten Festivals für neue Musik, der "Deutschen Kammermusik Baden-Baden", Eugen Schmidt zur "Neuen Musik Berlin 1930" mit der die Baden-Badener Musiktage fortgeführt werden sollten, nach Berlin ein. In diesen Berliner Tagen besuchte Eugen Schmidt auch Ringelnatz, der am Sachsenplatz im Stadtteil Westend wohnte.4 Bei dieser Begegnung schenkte Ringelnatz eine seiner älteren Lyriksammlungen, ein Exemplar der "Schnupftabakdose", die schon 1912 erschienen war. Nun war für Eugen Schmidt der Zeitpunkt gekommen, den Dichter von "Kuttel Daddeldu", der mit lebhafter Mimik seine Seemannsgedichte den Landratten vorzutragen pflegte, für ein Gastspiel in Baden-Baden zu gewinnen. "Lieber Herr Ringelnatz" - so beginnt ein Brief Schmidts vom 6. Dezember 1930 -

"Ich finde, da Sie so nah von Baden-Baden weg sind, daß Sie jetzt sehr leicht hierher zu uns kommen können, wenn am 15. Ihre Tätigkeit in Stuttgart zu Ende ist. Daß meine Frau Gertrud und ich uns sehr darüber freuen würden, wissen Sie wohl. [...] Ich habe mit dem neuen Kurhauspächter gesprochen, der z. Zt. immer wieder Kabarettabende veranstaltet. Er würde sich freuen, wenn während Ihrer Anwesenheit hier ein Abend mit Ihnen zu

Stande käme. Der 20. Dezember (Samstag) wäre dafür frei und geeignet. Was meinen Sie dazu? Dann könnten Sie doch dem lieben guten Muschelkalk auch noch was besonderes zu Weihnachten mitbringen. Was bekommen Sie denn allemale für einen derartigen Abend? Der Mann sprach was von ungefähr 15 M. Schreiben Sie mir darüber. Aber bitte bald.

Und wenn zufällig – oder auch nicht zufällig – Muschelkalk in der Nähe ist, bringen Sie ihn mit.

Das ist doch selbstverständlich! nicht? Wir freuen uns, wenn Sie so bald wie möglich kommen."

Es wurde nichts daraus. Ringelnatz, der so viele Jahre von zu Hause ausgerissen als Seemann, als Hausmeister einer Pension in England, als Angestellter in einem Reisebüro ein entbehrungsreiches und verworrenes Leben geführt hatte, wußte inzwischen – er war siebenundvierzig Jahre alt – welchen Wert er als Kabarettist hatte. Mit Datum vom 9. Dezember schrieb er zurück:

"Sehr lieber Doktor!

Nehmen Sie vielen Dank für Ihre lieben Zeilen. Leider aber kann ich nicht nach Baden-Baden kommen, da ich von hier aus noch Abende in Sachsen gebe, es ist mir sehr leid. Ich wäre gar zu gern wieder einmal mit Ihnen und Ihrer verehrten Frau zusammen gekommen.

So billig bin ich übrigens nicht, sondern ich erhalte für einen derartigen Abend je nachdem ca. M. 200.–/500.–.

Ich danke Ihnen aber herzlichst für Ihre liebenswürdigen Bemühungen und grüsse Sie vielmals und ebenso Frau Gertrud als *Ihr ergebener*

Joachim Ringelnatz"

Ob Dr. Eugen Schmidt noch weitere Versuche unternahm, ist unbekannt. Jedenfalls war das Kurleben Baden-Badens um eine Attraktion gekommen, die sehr wohl in das städtische Winterprogramm gepaßt hätte. Ringelnatz hätte sich sicher zu Versen gereizt gefühlt, die über Baden-Baden nicht ganz so boshaft wie über Stuttgart, woher er schrieb, ausgefallen wären:⁵

Stuttgart

"Ich kam von Düsseldorf, dort sah ich Radschläger.

Ich kam nach Stuttgart, dort trank ich Steinhäger.

Denn mit dem schwäbischen Wein Scheint mit nicht allzuviel los zu sein, Wenigstens nicht mit dem billigen. Doch ich wohnte in dem Olgabau, Einem Schlosse einer hohen Frau, Die mir auch die besten Sorten tat bewilligen.

..."

Nach Erscheinen von Ringelnatz "Kinder-Verwirrbuch" (Berlin 1931) ergab sich für Dr. Schmidt eine Möglichkeit, seine Kinder und vor allem seine Tochter Gertrud in das freundschaftlich gewordene Wechselspiel mit einzubeziehen. Mit dieser neuesten Veröffentlichung hatte Ringelnatz sozusagen ein Vatererbe aufgenommen. Sein Vater Georg Bötticher war unter anderem als Jugendschriftsteller und Herausgeber von "Auerbachs Deutschem Kinderkalender" hervorgetreten.⁶ Das "Verwirrbuch für Kinder" hatte freilich völlig anderen Charakter als die Jugendschriften des Vaters. Ringelnatz parodierte den lehrerhaften Ton pädagogisch bemühter Kinderschriften.⁷

"Der Spanier lebt in fernen Zonen Für die, die weitab davon wohnen."

"Die Guh gibt Milch und stammt aus Leipzig

Wer zuviel Milch trinkt, der bekneipt sich."

Und er provozierte aufrührerische Gedanken gegen Familienautoritäten:

"Kinder, ihr müßt euch mehr zutrauen! Ihr laßt euch von Erwachsenen belügen Und schlagen. – Denkt mal: fünf Kinder genügen,

Um eine Großmama zu verhauen."

Es zeugt von einer sehr liberalen Gesinnung des Vaters, daß er das "Kinder-Verwirrbuch" in der Vorweihnachtszeit 1931 seiner etwa achtjährigen Tochter in die Hand gab. Er hatte es von einem erneuten Besuch bei Ringelnatz, der wieder einmal in Stuttgart

gastierte, mitgebracht, mit einer Widmung vom 6. Dezember 1931

"Was ist hier schon hineinzuschreiben Von 'alt' bis 'Kind' So, wie wir lieb zunander sind So sollten wir auch bleiben. Joachim Ringelnatz. Stuttgart, 6. Dez. 31."

Eugen Schmidt: Joachim Ringelnatz in Kuttel-Daddeldu-Montur als Kasperlefigur. Aquarell über Bleistift auf Papier. 29 x 22,5 cm, 1933.

Das Bändchen fand nicht volles Gefallen bei seiner Tochter. Denn diese quittierte das zuletzt zitierte Gedicht in einem Brief an Ringelnatz vom 18. Februar 1932:8"

"Aber Du schreibst das unrecht, seine Großmutter zu verhauen".

Das letzte Jahr der Freundschaft vom

Dezember 1933 bis zum 17. November 1934, an dem Ringelnatz in seiner Berliner Wohnung an Tuberkulose starb, stand schon im Schatten der Machtergreifung durch die Hitler-Partei und verfestigte doch, vielleicht gerade deshalb, die Bindung zwischen dem Badener Arzt und dem Berliner Improvisator skurriler Verse und Kabarettist. Ringelnatz erhielt schon bald ein Auftrittsverbot in Deutschland. Durch einen Brief von Dr. Schmidt vom 5. Dezember 1933 zieht sich politische Düsternis.

> "Lieber und guter Ringelnatz.

Seit Monaten liegt ein angefangener Brief an Dich auf meinem Schreibtisch, der nicht zu Ende gebracht werden konnte, weil es so schwer ist, das richtig zu sagen, was ich sagen wollte. Es geht wohl auch nur ganz einfach. Es hat mich jeden Tag bedrückt, und jeden Tag irgendwie gequält, daß die jetzige Zeit Dir vielleicht Enttäuschungen an Deinen Freunden gebracht hat. Und ich wollte Dir irgendwie zum Ausdruck bringen, daß wir immer sehr herzlich und in Freundschaft und Dankbarkeit an Dich denken und daß ich nichts weiß, das dieses Denken irgendwie ändern könnte. Und daß wir Dir und Muschelkalk ich darf wohl so sagen sehr viel Gutes wünschen.

Es geht uns eigentlich nicht sehr gut. Auch wirtschaftlich und sonst. Man soll immer schwimmen und muß immer innerlich anderen helfen, die nicht mehr schwimmen können und wird selbst oft recht müde. Aber an Dich denke ich sehr oft. Du mußt auch schwimmen und paddeln und dabei noch anderen helfen."

Aus dem gleichen Brief geht hervor, daß Dr. Schmidt seinem Dichterfreund schon Geld geschickt hatte. Nicht ohne eine Gegenleistung zu erwarten. Es zeigte sich, daß er in Ringelnatz' Gedichten das oft berührte Thema der Kunst des rechten Schenkens beachtet hatte. In Gedichten wie:⁹

Ich habe dich so lieb!
Ich würde dir ohne Bedenken
Eine Kachel aus meinem Ofen
Schenken

Im selben Brief fährt Schmidt fort:

"Du wirst Dir überlegen müssen, was Du nun tust. Es gibt mancherlei Möglichkeiten ... Z. Beispiel habe ich 12 Kasperlefiguren geschnitzt und auch abgemalt. Das sind 12 Blätter und Du könntest zu jedem Blatt ein paar Worte schreiben etwa so, wie solche Kasperlefiguren vor einer Vorstellung sich mit ein paar Worten selbst vorstellen."

Ein origineller Einfall, um Ringelnatz die Beschämung durch ein Geldgeschenk zu ersparen. Schmidt nämlich hatte eine künstlerische Ader. Er aguarellierte, vor allen auf Reisen, und verstand es offenbar auch, mit dem Hohleisen zu schnitzen. Die Kasperlefiguren waren als Weihnachtsgeschenk für seine drei Kinder gedacht. Ringelnatz ging ohne zu zögern auf den Vorschlag ein und erhielt mit einem Brief vom 13. Dezember 1933 auf vierzehn Blättern die Aguarellzeichnungen von 1. dem Kasperle, 2. seiner Mutter, 3. dem Schutzmann, 4. dem Lehrer oder Pfarrer, 5. einem Strolch, 6. einem Bauernmädchen, 7. dem Teufel, 8. einem Zauberer, 9. dem König, 10. der Prinzessin, 11. einem Wirt, 12. einem ungeheuren Krokodil, 13. dem Tod und 14. einem Matrosen namens Ringelnatz.¹⁰

Der Kasperle zum Beispiel stellte sich dann so vor:¹¹

"Seid ihr alle da?

Ja??

Dann schreit einmal Hurra.
Denn, geliebte Kinder,
Ich bin der
Kasperle und bin wieder da.
Bin vergnügt, seid ihr es auch.
Lacht ein Loch euch in den Bauch,

Aber gebt dabei recht acht, Daß ihr nicht danebenlacht.

Wer hier stört und wer nicht gut Aufpaßt, kriegt eins auf den Hut."

Schmidts Porträt von Ringelnatz, das hier reproduziert ist, zeigt in seiner expressiv karikierenden Art die zupackende Auffassungsgabe Dr. Schmidts. ¹²

Die Verdienste Dr. Eugen Schmidts um die Stadt Baden-Baden und ihre Kurbäder sind zu groß und vielfältig, als daß man sie übergehen dürfte. Er zog 1924 mit seiner Familie hierher und war zunächst, bis 1928, im Sanatorium Quisisana beschäftigt. Danach eröffnete er eine eigene Praxis im Bad-Hotel Badischer Hof in der Langen Straße 47, der Hauptader der Stadt. Inzwischen hatte er ein Einfamilienhaus in der Maximilianstraße 1 erwerben können.

Seine Tätigkeiten in öffentlichen Angelegenheiten waren vielseitig. Im August 1933 wurde er zum Stadtrat ernannt. Er übernahm dieses Amt bis zu seinem Tod am 22. November 1939 und war einige Zeit Mitglied des Kulturausschusses des Stadtrats und des Verwaltungsrats der Spielbank.

Schmidts weit gestreuten künstlerischen Interessen kamen den Stadtgeschichtlichen Sammlungen Baden-Baden zugute, deren ehrenamtlicher Betreuer er lange Zeit war. Als Vorsitzender des Ärztevereins gab er immer wieder Anregungen für die Entwicklung der Kurbäder. Kein Wunder, daß ein Besucher, der sich in Schmidts Bibliothek umgesehen hatte, in die Worte ausbrach: "Sie verschwenden sich unglaublich."¹⁴

Anmerkungen.

¹ Einen kompakten Überblick über die literarische Vergangenheit Baden-Badens gab Reiner Haehling von Lanzenauer: Die Literaten von Baden-Baden. In: Badische Heimat 1996, H. 2, S. 179–195.

- 2 Für die Biographie Eugen Schmidts stütze ich mich auf: Helmut Heintel (Hg.): Das Kasperle-Bilderbuch mit Versen von Joachim Ringelnatz und Figuren von Eugen Schmidt. Zürich 1994, Nachwort S. 43–51. Helmut Heintel (Hg.): Joachim Ringelnatz, Eugen Schmidt, Gertrud Schmidt. Briefwechsel. Zürich 1994, Einleitung S. 5–9. Ich konnte zusätzlich die Akten A 26/9-36 und A 26/19 des Stadtarchivs Baden-Baden einsehen und danke der Stadtarchivarin Dagmar Kicherer für den Hinweis auf diese Akten. Die zitierten Briefe finden sich in dem an zweiter Stelle genannten Titel.
 - Zur Biographie von Ringelnatz: Herbert Günther: Joachim Ringelnatz mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1964 (rororo Nr. 50096).
- 3 Über die wenig zimperlichen Trinkgewohnheiten von Ringelnatz Herbert Günther (wie Anm. 2), S. 120–121. H. Heintel: Joachim Ringelnatz (wie Anm. 2), S. 5.
- 4 Zum Wohnsitz Herbert Günther (wie Anm. 2), S. 51.
- 5 Joachim Ringelnatz: und auf einmal steht es neben dir. Gesammelte Gedichte. Berlin 1951, S. 165.
- 6 Herbert Günther (wie Anm. 2), S. 13.
- 7 J. Ringelnatz (wie Anm. 5), S. 359, 362, 366.
- H. Heintel: Das Kasperle-Bilderbuch (wie Anm. 2),
 S. 42. Ders.: Joachim Ringelnatz (wie Anm. 2),
 S. 15.

- 9 J. Ringelnatz (wie Anm. 5), S. 199.
- H. Heintel: Das Kasperle-Bilderbuch (wie Anm. 2), S. 46.
- 11 Ebd., S. 6
- 12 Ich danke Schmidts Tochter Gertrud, die gleichfalls Ärztin geworden ist, für die Zusendung des "Kasperle-Bilderbuchs" und für die Erlaubnis, das Ringelnatz-Porträt von der Hand ihres Vaters reproduzieren zu dürfen.
- 13 Ernennungsurkunde des Landeskommissärs des Kreises Karlsruhe vom 29. August 1933 (Stadtarchiv Baden-Baden A 26/9-36).
- 14 H. Heintel: Kasperle-Bilderbuch S. 44. Ein Nachruf für Schmidt fand sich im Neuen Badener Tagblatt vom 24. November 1939 und in "Der Führer" vom 24. November 1939.

Anschrift des Autors: Prof. Dr. Walter E. Schäfer Horhaldergasse 17 76534 Baden-Baden



Das Schönborn-Gymnasium in Bruchsal

Eine Schule und ihre Geschichte (1755–1955)

Von der Grundschule bis zur International University in Germany: In Bruchsal gibt es über dreißig verschiedene Bildungseinrichtungen und daher kann man die Stadt sicherlich als Stätte der Schulen und der Bildung bezeichnen. Eine dieser zahlreichen Schulen, das Schönborn-Gymnasium, feiert in diesem Jahr ihr 250jähriges Bestehen und kann somit immerhin auf ein Vierteljahrtausend bewegte Geschichte zurückblicken. Der folgende kleine Aufsatz soll dazu dienen,



Erstes Schulgebäude: Das Alte Schloss. Unterkunft des Gymnasiums von 1753–1773.

den Schülerinnen und Schülern, der Lehrerschaft und allen interessierten Bürgerinnen und Bürgern einen kurzen Einblick in die traditionsreiche Geschichte dieser Bildungseinrichtung zu geben.

Perpetuo et irrevocabiliter – also für immerwährend und unwiderruflich – wollte Fürstbischof Franz Christoph von Hutten seine Schulstiftung verstanden wissen, als er am 30. Juli des Jahres 1757 seine Unterschrift unter die Gründungsurkunde zum heutigen Schönborn-Gymnasium setzte. Dies erfolgte mit vierjähriger Verspätung, denn bereits 1753 hatten Patres aus dem Jesuitenorden ihre Tätigkeit als Lehrer aufgenommen. Doch die Geschichte der Schule beginnt schon früher.

Bereits kurz nach seinem Amtsantritt hatte sich Huttens Vorgänger, Damian Hugo von Schönborn dem Schulwesen zugewandt. So ist beispielsweise eine allgemeine Schulpflicht für alle Kinder im Alter von sechs bis zwölf Jahren vom 4. November 1722 überliefert. Ebenso ist bekannt, dass er das von ihm errichtete Priesterseminar durch ein Gymnasium ergänzen wollte. Der Plan scheiterte jedoch, da es an den hierfür erforderlichen finanziellen Mitteln fehlte. Immerhin gelang es ihm, einen Fonds zu stiften, der nach Aussagen seiner Nachfolger für die Gründung eines öffentlichen Gymnasiums bestimmt war. Schönborn selbst war es allerdings nicht mehr vergönnt, das Entstehen der Schule zu erleben, er starb am 19. August des Jahres 1743.

Fünf Jahre nach seinem Tode wandte sich der Bruchsaler Stadtrat an den nun regierenden Fürstbischof Hutten und machte den "unterthänigsten, unmaßgeblichen Vorschlag wegen Fundirung eines perpetuirlichen gymnasii in Bruchsal". Die Stadt war auch bereit, ein Schulhaus "in behörender Größe" zu erstellen und auch anderweitig finanzielle



Ehemaliges Gymnasium im Schlossraum Bruchsal

Mittel für das Gelingen des Vorhabens beizusteuern. Ob Hutten sich zu diesem Vorschlag geäußert hat, ist nicht überliefert.

Bekannt ist jedoch, dass sich der Stadtrat zwei Jahre später in gleicher Angelegenheit wieder an den Fürstbischof wandte. Nun nahm Hutten den Vorschlag auf, obgleich wiederum zwei Jahre vergingen, bis er am 21. Januar 1752 seine Antwort folgen ließ. Er war bereit, Gelder aus Schönborns Stiftung zur Verfügung zu stellen, erhöhte die Summe durch Zuwendungen aus seiner eigenen Schatulle und legte darüberhinaus einen Baufonds an, in den alle durch den Fiskus vereinnahmten Strafgelder fließen sollten. Also kann man sagen, dass die Gründung des Gymnasiums sowohl von den Bürgern der Stadt als auch durch den Landesherrn getragen wurde.

Uneinigkeit herrschte allerdings bei der Berufung des Lehrpersonals. Der Bruchsaler Rat tendierte zu Vertretern des Augustinerordens, die als Lehrer gewonnen werden sollten, Hutten jedoch war mehr dem Jesuitenorden zugeneigt und konnte sich letztendlich auch durchsetzen.

Seine erste Unterkunft bezog das Gymnasium in Räumlichkeiten des sogenannten

Alten Schlosses von dem heute nur noch der Bergfried aus dem 14. Jahrhundert übrig geblieben ist. Dort wurden die "Schuhl- und Lehrstuben" sowie eine "aula academica" eingerichtet, den Lehrern wurde das benachbarte städtische Spital als Wohnung zugewiesen. In seinen Anfangszeiten gab es im Gymnasium fünf Klassen, wenige Jahre später wurde es um zwei Klassen erweitert, was auch eine Erhöhung der Lehrerzahl zur Folge hatte. Für das Jahr 1764 werden neben dem damaligen Präfekten (= Schuldirektor) P. Ignatius Stiber vier weitere Professoren erwähnt.

Als die Schule gerade mal zwanzig Jahre alt war, kam es zu einer ersten einschneidenden Veränderung. Im Jahre 1773, zwischenzeitlich regierte in Bruchsal Huttens Nachfolger Damian August von Limburg-Stirum, verfügte Papst Clemens XIV. die Aufhebung des Jesuitenordens. Dies hatte zur Folge, dass die Ordensleute sich als sogenannte Weltgeistliche in das Bruchsaler Priesterseminar begeben mussten und somit das Gymnasium quasi über Nacht seine Lehrkräfte verloren hatte. Der Unterricht musste daher zwangsläufig eingestellt werden. Nur durch eine organisatorische Änderung war es möglich, den Unterricht

sechs Wochen später wieder aufzunehmen. Limburg-Stirum ließ die Schule und das Priesterseminar zusammenlegen und die Seminargeistlichen waren ab diesem Zeitpunkt auch für die Unterrichtung der Gymnasiumsschüler zuständig. Dem Seminarregens Bernhard Alth wurde zusätzlich das Amt des Gymnasiumspräfekten übertragen. Durch die Zusammenlegung der beiden Einrichtungen stand für die Schule auch ein räumlicher Wechsel bevor. Sie war ab diesem Zeitpunkt im südlichen Flügel des Seminargebäudes an der heutigen Wilderichstraße untergebracht.

In den folgenden Jahren gab es wohl öfters Unstimmigkeiten zwischen dem Fürstbischof und dem Lehrkörper. Bekannt sind einige Entlassungen in der Lehrerschaft und ein häufiger Wechsel bei den Schul- und Seminarleitern. Limburg-Stirum war nicht zufrieden mit diesen Zuständen und er erkannte, dass die Vereinigung der beiden Einrichtungen nicht zum gewünschten Erfolg geführt hatte. Es ist überliefert, dass er ein Jahr vor seinem Tod über den "augenscheinlichen Verfall des Schulwesens" klagte und man kann davon ausgehen, dass er das Gymnasium gerne wieder unter der Leitung des zu seinem Bedauern nicht mehr bestehenden Jesuitenordens gesehen hätte.

Damian August von Limburg-Stirum starb am 26. Februar 1797 und auf ihn folgte mit Philipp Franz Wilderich von Walderdorff der vierte und letzte Bruchsaler Fürstbischof. Auch ihm missfiel die Vereinigung von Schule und Seminar. Daher wollte er schnellstmöglich wieder für eine Trennung der beiden Einrichtungen sorgen. Er wandte sich an den Provinzial der Augustiner in Münnerstadt mit der Bitte um Bereitstellung von Lehrern und bereits im Winter 1797 war die Schule wieder eine selbständige Einrichtung, die von Vertretern des Augustinerordens betreut wurde. Aber auch in dieser Zeit herrschte nicht nur Freude und Zufriedenheit. Einerseits klagte die Lehrerschaft über die in ihren Augen schlechte Bezahlung, andererseits hatte man auf fürstbischöflicher Seite den Eindruck, dass den Ordensleuten die rechte Erfahrung und Kenntnis zur Ausübung des Lehrerberufes fehlte.

So stellte sich also die Situation der Schule am Ende des 18. Jahrhunderts dar und wenige

Jahre später sollte es wieder einen bedeutenden Einschnitt in ihrer Geschichte geben. Durch die Säkularisation kam es zur Aufhebung des bisherigen Fürstbistums Spever und Bruchsal verlor seinen Status als Residenzstadt, ab dem 1. Oktober 1802 gehörte es zur Markgrafschaft Baden. Das Gymnasium existierte glücklicherweise auch unter den neuen Landesherren weiter. Hinsichtlich der Lehrerschaft sollte es den Charakter eines katholischen Gymnasiums behalten, die Schüler konnten jedoch auch eine andere Konfessionszugehörigkeit besitzen. In der Folgezeit gab es natürlich auch Änderungen im Lehrplan und in der Organisationsstruktur. So wurde beispielsweise Griechisch für alle verbindlich gelehrt und das Erlernen der französischen Sprache wurde als neues Fach in den Lehrplan aufgenommen. Bekannt ist auch, dass es eine strenge Schulordnung gab. So war beispielsweise den Schülern das Spazierengehen nur in Begleitung ihrer Eltern erlaubt. Verstöße gegen die Schulordnung wurden mit Strafarbeiten, Arrest und - im schlimmsten Fall - sogar mit Verweis von der Schule geahndet. Beklagenswert war zu jener Zeit die Ausstattung der Schule mit Lehrmitteln: So gab es beispielsweise keine Schulbibliothek und keine Gerätschaften für den naturwissenschaftlichen Unterricht.

Bei den Räumlichkeiten und beim Lehrpersonal gab es zunächst keine Änderungen. Die Schulaufsicht lag nun bei der badischen Generalstudienkommission und in den folgenden Jahren war man bemüht, bestehende Mängel zu beheben und vorhandene Missstände abzuschaffen. Es wurden neue Lehrer eingestellt und es erfolgte auch eine Erhöhung ihrer Besoldung. Im Jahre 1808 wurde der bisherige Präfekt Müller durch Prof. Sprattler abgelöst. Dieser leitete die Schule bis zum Jahre 1815 und während seiner Amtszeit wurden auch Fächer wie Musik, Zeichnen und Schönschreiben in den Lehrplan aufgenommen. Auf ihn folgte der aus Trier stammende Professor Moritz Huberti (1815–1824) und die in diesen Jahren erfolgten Verbesserungen haben auch wieder zu einem Anstieg der Schülerzahlen geführt. Im Jahre 1820 besuchten 91 Schüler das Gymnasium, eine beachtliche Steigerung, wenn man

bedenkt, das zwei Jahrzehnte zuvor mit nur 38 Schülern ein historischer Tiefstand erreicht war.

In diesen Zeitraum fiel auch eine weitere Neuerung. Ab 1821 findet man im Lehrerkollegium auch staatlich geprüfte Lehrer, also weltliche Lehrkräfte, die keinem Orden angehören. Gleichzeitig wurden die geistlichen Lehrer verpflichtet, eine Prüfung für das höhere Lehramt abzulegen. Außerdem wurden die Dienstwohnungen vergrößert und "familiengerecht" ausgebaut.

In jenen Tagen hatte das Gymnasium einen Schüler, der später ein hohes Amt bekleiden sollte. Es handelt sich um Johann Baptist Orbin, der von 1817 bis 1824 die Schule besuchte und nach einem langen Berufsleben im Dienste der Kirche schließlich zum Erzbischof von Freiburg gewählt wurde. Nach nur vierjähriger Amtszeit starb er am 8. April 1886, in Bruchsal erinnert heute noch eine Straße an ihn.

Nach Professor Hubertis Pensionierung folgte Prof. Becker im Amt des Präfekten (1824–1830). Und auch in diesen sechs Jahren gab es wieder wichtige organisatorische Änderungen. Der Klassenunterricht wurde

durch den Fächerunterricht ersetzt und die Lehrer unterrichteten fortan nur noch in verwandten Fächergruppen. Ab 1828 war ein jährliches Schulgeld zu zahlen, lediglich begabte und bedürftige Schüler waren hiervon befreit. Sie wurden durch verschiedene Stipendien gefördert, die teilweise noch auf Stiftungen aus fürstbischöflicher Zeit zurückgingen. Im Jahre 1837 forderte die Stadtverwaltung, dass alle in Bruchsal geborenen Schüler vom Schulgeld befreit sein sollten, allerdings konnte sie sich mit dieser Forderung nicht durchsetzen.

Doch es gab auch eine Entlastung für die Schüler und ihre Eltern – die Druckkosten für die Jahresberichte des Gymnasiums wurden ab 1829 von der Schule übernommen. Neben den statistischen Daten zur Schule enthielten die Berichte in den späteren Jahren auch wissenschaftliche Publikationen von einzelnen Lehrern, erwähnenswert ist an dieser Stelle ein Aufsatz aus dem Jahre 1856 in dem der damalige Direktor Heinrich August Scherm ausführlich "Zur Geschichte und Statistik des Grossherzoglichen Gymnasiums in Bruchsal" berichtete.

Nach Professor Becker übernahm Professor J. Kupferer die Leitung der Schule



Nach dem Krieg: Notunterkunft im St. Paulusheim, dem Missionshaus der Pallottiner (1946-1950)

(1830–1835). Er war der letzte Vorstand, der die Amtsbezeichnung "Präfekt" führte, sein Nachfolger Anton Nokk (1835–1848) wurde bereits als "Direktor" bezeichnet. Nokk war nicht nur Lehrer und Wissenschaftler, im Jahre 1848 hat er als Abgeordneter der 2. Badischen Kammer auch die politische Bühne betreten.

Während Nokks Amtszeit gab es wieder mehrere Veränderungen im Schulbetrieb. Die traditionellen Klassenbezeichnungen wurden durch neue ersetzt, die erforderliche Anzahl der Lehrer wurde neu bestimmt und in den Lehrplan wurde ab dem Jahre 1839 nun auch das Turnen als Unterrichtsfach aufgenommen. Hier hatte das Bruchsaler Gymnasium eine wirkliche Vorreiterrolle, denn der obligatorische Turnunterricht an den sogenannten "Gelehrtenschulen" wurde erst 30 Jahre später, im Oktober 1869, durch eine Ministerialverfügung eingeführt.

Nachdem die Schule seit 1773 im Südflügel des Seminargebäudes untergebracht war, stand nun auch wieder ein Umzug ins Haus. Im Frühjahr 1845 bezog man die frisch renovierten Räumlichkeiten im Nordflügel des Seminargebäudes. Dieses neue Zuhause diente bis zum 1. März 1945 der Schule als Unterkunft, dann wurde es wie das Schloss und viele weitere Gebäude in Bruchsal ein Opfer des 2. Weltkrieges.

Der bereits oben erwähnte Direktor Scherm wurde im Oktober 1849 zum Leiter des Gymnasiums berufen und bekleidete das Amt bis zum Jahre 1865. Unter den Schulleitern des Schönborn-Gymnasiusm sticht er hervor, da er sich wohl besonders durch Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit, Ordnungssinn und Pünktlichkeit auszeichnete. Während seiner Amtszeit florierte der Schulbetrieb und die Beschäftigung mit der Geschichte der Schule war ihm ein besonderes Anliegen. Auch die genaue und kontinuierliche Auflistung der "statistischen Verhältnisse" des Schulbetriebs betrachtete er als eine wichtige Sache. Er sorgte auch dafür, dass während seiner Zeit als Direktor regelmäßig wissenschaftliche Beiträge der Lehrerschaft in den Jahresberichten der Schule erschienen. Wer sich hierfür interessiert, erfährt näheres im Verzeichnis der "Programmbeilagen der badischen höheren Lehranstalten", das im Jahre 1888 von Professor Jakob Köhler aus Rastatt erstellt wurde.

1862 wurde durch eine Verfügung die gesamte Schulverwaltung in staatliche Obhut genommen und sieben Jahre später standen wieder neue Organisationsstrukturen bevor. Künftig sollten nur noch 9-klassige Lehranstalten als "Gymnasium" bezeichnet werden. Somit wurde die Bruchsaler Schule als siebenklassige Lehranstalt nun zum "Progymnasium" erklärt. Gleichzeitig wurden die heute noch gängigen Klassenbezeichnugen Sexta, Quinta, Quarta, Tertia, Secunda und Prima mit den üblichen Unterteilungen eingeführt. Neue Lehrpläne erhöhten die Stundenzahlen für bestimmte Fächer und das Turnen wurde, wie bereits erwähnt, für alle ein Pflichtfach. Ab dem Jahre 1870 sah man die Schule auch nicht mehr als katholisches Gymnasium, dies hatte zur Folge, dass nun auch Lehrer anderer Glaubenszugehörigkeit angestellt werden konnten.

Der Vollständigkeit halber sollen an dieser Stelle auch die Nachfolger von Direktor Scherm nicht unerwähnt bleiben. Es waren dies Cyriak Duffner (1865–1875) und Jakob Ammann (1875–1895). Letzterer war bekannt für seine besonderen Kenntnisse auf dem Gebiet der alten und neuen Sprachen.

In Ammanns Dienstzeit fiel ein Vorgang, der für die Schulgeschichte von großer Bedeutung ist: Durch eine Ministerialentschließung vom 31. Juli 1879 wurde der Ausbau vom Progymnasium zum 9-klassigen Gymnasium genehmigt. Im "Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden" vom 29. August 1879 war zu lesen:

"Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben mit allerhöchster Staatsministerialentschließung ... auf den unterthänigsten Vortrag des Ministeriums des Innern ... gnädigst zu genehmigen geruht, daß das Progymnasium zu Bruchsal in ein Gymnasium umgewandelt werde.

Dies wird mit dem Bemerken zur öffenlichen Kenntniß gebracht, daß die erweiterte Anstalt, und zwar mit beiden Abtheilungen der Prima, auf Beginn des nächsten Schuljahres eröffnet werden wird."

Ein Jahr später, am 18. und 19. Juli 1880, wurde unter dem Vorsitz des Oberschulrats Dr. Ernst von Sallwürk die erste Abiturprüfung abgenommen – ein Ereignis, das man 50 Jahre später mit dem ersten überlieferten und schriftlich dokumentierten Schuljubiläum gebührend feierte.

Für die folgenden Jahre sind keine besonderen oder bemerkenswerte Geschehnisse überliefert. Geleitet wurde die Schule von Dr. Adolf Büchle (1895–1907), Dr. Ferdinand Rösinger, der nur kurz in Bruchsal weilte (1907–1909) und Dr. Alfred Hilgard (1909–1916). Das Jahr 1912 markiert den Beginn einer neuen Ära – erstmals erscheint im Verzeichnis der Abiturienten eine Schülerin: Emma Bürk. Seither gab es an der Schule gemischte Klassen, der Anteil der Abiturientinnen war jedoch immer gering. Erst nach dem 2. Weltkrieg begann die Entwicklung, dass auch immer mehr Schülerinnen das Gymnasium besuchten und die Reifeprüfung ablegten.

Eine Zäsur bedeutete der 1. Weltkrieg, der von 1914 bis 1918 wütete. Schüler aus den oberen Klassen wurden zum Wehrdienst einberufen und 21 von ihnen haben auf den Schlachtfeldern ihr Leben verloren. Auch zwei Lehrer gehörten zu den Gefallenen, Prof. Emil Pfeifer und Lehramtspraktikant Karl Hund. Der Schulleiter Alfred Hilgard verstarb 1916 während der Ausübung seines Berufes, auf ihn folgte Dr. Emil Wolf (1916-1924), dessen Aufgabe es war, die Schule durch die bewegte Nachkriegszeit zu führen. Unter seinem Nachfolger Albert Kreuzer (1924-1934) wurde schließlich das bereits erwähnte große Schuljubiläum gefeiert: 50 Jahre Abitur am Bruchsaler Gymnasium.

"Einen freudigen, einen herzlichen Willkomm!"

So lautete die Überschrift einer Sonderausgabe, die der "Bruchsaler Bote", die laut Eigenwerbung "größte und gelesenste Zeitung in Bruchsal-Stadt und Land", anläßlich des Schuljubiläums am 29. Juli 1930 herausgegeben hat. Aber auch die "Bruchsaler Zeitung" veröffentlichte eine "Festausgabe", die "den Festbesuchern zum Andenken an ihren Aufenthalt in Bruchsal gewidmet" war. Im "Boten" hieß es weiter:

"Nicht nur vom See bis zu des Mainesstrand, auch von weitab der rotgelben Grenzpfähle kommt ihr aus Ost und West, aus tieferem Süden und fernerem Nord, ihr ehemaligen Bruchsaler Gymnasiasten, um an der Stätte, die für euch verklärt ist durch freundliche Bilder der Erinnerung aus euerer sorglosen Jugendzeit, freudig am erstmaligen Jubiläumsfest euerer humanistischen Lehranstalt Anteil zu nehmen und wieder mit der alten selbstverständlichen Unbekümmertheit euerer Bruchsaler Scholarenzeit fröhlich mit den ehemaligen Mitschülern Stunden zu verleben, die der alten Freundschaft und Schulkameradschaft gewidmet sind."

An der überschwänglichen Sprache erkennt man, dass dieses Schuljubiläum eine besondere Sache gewesen sein muss. Immerhin erschien eine sechsseitige Sonderbeilage zur Tageszeitung und auch im regulären Teil des "Bruchsaler Boten" wurde ausführlich über die einzelnen Veranstaltungen berichtet.

Glücklicherweise haben diese Zeitungsberichte zusammen mit einer kleinen Festschrift den 2. Weltkrieg unbeschadet überstanden, so dass wir uns heute noch ein Bild über die Festtage im Juli des Jahres 1930 machen können.

Begonnen haben die Feierlichkeiten mit einem Begrüßungsabend im Hotel Keller. Der Einladung waren über 500 ehemalige Schüler gefolgt und laut Zeitungsbericht "verlief der Abend in fidelster und herzlichster Weise und bildete einen glänzenden Auftakt für den eigentlichen Festtag."

An diesem Abend wurde auch erstmals das von Otto Oppenheimer verfasste "Gymnasiumslied" vorgetragen. Interpret war der ehemalige Schüler Dr. Hans Ebbecke.

Der folgende Tag begann um 8.30 Uhr mit Festgottesdiensten für die verschiedenen Konfessionen, es folgte um 9.30 Uhr der Festakt im Saal des Bürgerhofes. Hier sprachen der Schuldirektor Prof. Albert Kreuzer, der Oberbürgermeister der Stadt Bruchsal, Dr. Karl Meister, sowie verschiedene Vertreter aus dem kirchlichen und schulischen Bereich. Nach dem Frühschoppen und einem gemeinsamen Mittagessen traf man sich nachmittags zu einer Theateraufführung von Aristophanes'

"Die Frösche" und der Tag klang schließlich mit einem Fackelzug durch die Stadt und einem Festkommers im Bürgerhof aus. Bezüglich des letzten Programmpunktes vermerkte der damalige Chronist, dass "die Festgäste mit einem ausgiebigen Durst behaftet" waren.

Am letzten Tag der Feierlichkeiten, dem 31. Juli 1930, wurden auf dem Sportplatz des Turnerbundes Turn- und Sportvorführungen gezeigt, da "bei einer Gymnasiumsfeier auch die Gymnastik nicht fehlen dürfe".

Der Tag endete schließlich mit einem gemütlichen Beisammensein im Gasthaus zur Reserve.

Mit der wenig später anbrechenden Zeit des Nationalsozialismus begannen auch für das Schönborn-Gymnasium schwere und unruhige Zeiten. Die Lehrer Dr. Dreifuß und Dr. Marx wurden wegen ihres jüdischen Glaubens aus dem Schuldienst entfernt und nach und nach zwang man auch die israelitischen Schüler, die Schule zu verlassen. Über das Leben an der Schule zu jener Zeit ist nicht viel überliefert, Zeitzeugen berichten uns jedoch im Rahmen einer Jubiläumsschrift über ihre persönlichen Erlebnisse und ihre Erfahrungen, die sie als Schüler während der Herrschaft der Nationalsozialisten gemacht haben.

Als am 1. März 1945 die Stadt Bruchsal Opfer eines alliierten Bombenangriffs wurde, sank auch das Schulgebäude in Schutt und Asche. Der Angriff erfolgte mittags gegen 14.00 Uhr und glücklicherweise konnten sich die Lehrer und die Schüler noch in den Keller des Gebäudes retten, so dass keine Todesopfer zu beklagen waren. Allerdings wurde die im Laufe der Jahre aufgebaute wertvolle und mehrere tausend Bände umfassende Schulbibliothek ein Opfer der Flammen.

Die Zerstörung des Schulgebäudes und die nachfolgende Besatzungszeit durch französische und amerikanische Truppen hatten zur Folge, dass der Unterricht für ein ganzes Jahr zum Erliegen kam. Die Zeit war so schlimm, dass man nicht einmal wusste, ob das Gymnasium überhaupt noch einmal als selbständige Schule aus den Ruinen erstehen würde. Doch Prof. Franz Bläsi, ehemals Lehrer an der Schule und zwischenzeitlich Bürgermeister der Stadt Bruchsal, setzte sich für den

Fortbestand der Schule ein und am 15. Februar des Jahres 1946 konnte der Unterricht wieder beginnen.

Untergebracht war das Gymnasium nun im Ostflügel des St. Paulusheim, das den Weltkrieg unbeschadet überstanden hatte. Für die nächsten vier Jahre sollte nun das Missionshaus der Pallottiner die Unterkunft sein. Zum Direktor wurde Prof. Karl Kurz berufen und seine bis 1949 dauernde Amtszeit war geprägt von Not und Mangel. Die Räumlichkeiten waren begrenzt, durch die angeordnete Entnazifizierung herrschte ein großes Lehrermangel, es gab kaum verwendbare Lehrbücher und zeitweise war nicht mal mehr die notwendige Tafelkreide verfügbar.

Im Januar 1950 stand ein erneuter Ortswechsel bevor. Für die nächsten 1½ Jahre war die Schule nun im Westflügel des heutigen Justus-Knecht-Gymnasiums untergebracht. Doch die Stadtverwaltung hatte bereits einen weiter in die Zukunft gehenden Beschluss gefasst: Das Gymnasium sollte wieder sein eigenes Schulhaus bekommen. Auserwählt wurde hierfür das 1750 erbaute Reservegebäude im Stadtgarten, das seit 1888 im Besitz der Stadt war. Nach den erforderlichen Umbaumaßnahmen und der Beschaffung der Innenausstattung konnte das Gymnasium am 30. Mai 1951 in sein neues Domizil einziehen. Es war der mittlerweile fünfte Umzug seit der Schulgründung vor 200 Jahren. Drei Jahre später folgte ein weiteres erwähnenswertes Datum in der Schulgeschichte: Am 18. März 1954 erhielt die Schule, einem Vorschlag des Lehrerkollegiums folgend, den "Schönborn-Gymnasium".

Im folgenden Jahr feierte die Schule erneut ein glanzvolles Jubiläum. Man erinnerte sich an das 200jährige Bestehen des Gymnasiums und an den 75. Jahrestag der ersten Abiturprüfung. Dokumentiert wurde das Jubiläum mit einer Festschrift und einer Chronik über den Verlauf der Festtage. Dass es sich hierbei nicht nur um ein einfaches Schuljubiläum handelte, sondern um eine große dreitägige Veranstaltung, in die die ganze Stadt involviert war, zeigt uns das gedruckte, 28 Seiten starke Programmheft. Da sowohl die Festschrift als auch das Programmheft selbst im Antiquariatsbuchhandel kaum noch zu finden sind, soll der

jetzige Anlass dazu dienen, eine kurze Rückschau auf die 200-Jahr-Feier zu geben.

Das Jubiläum begann am Morgen des 14. Juli 1955 mit einem musikalisch umrahmten Festakt, bei dem zahlreiche prominente Gäste begrüßt werden konnten, darunter auch Kultusminister Wilhelm Simpfendörfer, der als Vertreter der Landesregierung nach Bruchsal gekommen war. Am Nachmittag folgte eine Aufführung von Sophokles' *Antigone* in einer deutschen Übertragung von Berthold K. Weis, dem damaligen Direktor des Schönborn-Gymnasiums. Der erste Tag endete spät mit einem großen Treffen ehemaliger Schüler und Lehrer in der Turnhalle des Gymnasiums.

Der Vormittag des folgenden Tages galt der Besinnung. In der Lutherkirche und in der Hofkirche fanden Festgottesdienste für die ieweiligen Konfessionen statt, daran anschließend wurde im Lichthof des Gymnasiums eine Gedenktafel enthüllt, die an die über 100 Lehrer und Schüler erinnern sollte, die im Ersten und im Zweiten Weltkrieg ums Leben gekommen waren. Eine Stadtrundfahrt am Nachmittag und ein abendliches Serenadenkonzert im Stadtgarten waren weitere Programmpunkte. Den Abschluss des zweiten Festtages bildete ein großer Fackelzug mit über 400 Fackelträgern, der die Teilnehmer vom Stadtgarten hinunter zum Schloss und zum früheren Gymnasiumsplatz beim Hofkirchenturm führte. Dort intonierten die begleitenden Musikkapellen das "Gaudeamus", das "als imposanter Schlusschor den Abend. doch nicht das Zusammensein der Festgäste heendete".

Am Morgen des dritten und letzten Festtages fanden Schwimmwettkämpfe statt, die

unter der Leitung von Studienrat Albert Loewe im Städtischen Schwimmbad durchgeführt wurden. Nachmittags traf man sich zu einem Konzert im Kammermusiksaal des Schlosses. Zum Vortrag kamen Werke aus der Musikbibliothek der Grafen von Schönborn-Wiesentheid. Der Tag - und somit auch die 200-Jahrfeier - endete mit einem großen Festball zu dem sich über 600 Gäste in der Aula des Justus-Knecht-Gymnasiums eingefunden hatten. Die Chronik vermerkt: "In dyonisischer Daseinsfreude klangen die Tage der 200-Jahrfeier aus, die Besinnung auf große Traditionen und Bekenntnis zur umfassenden Weite humanistischer Lebensart und Weltansicht in gelöster Weltoffenheit vereinigt hatte."

Nach dem prächtig gefeierten Jubiläum begann nun wieder der Schulalltag.



250 Jahre Schönborn-Gymnasium Bruchsal. Hrsg. vom Schönborn-Gymnasium Bruchsal. 144 S. m. 116 s/w- u. 13 Farbfotos. Ubstadt-Weiher, 2005, ISBN 3-89735-410-1, € 19,80.

Anschrift des Autors: Thomas Moos Stadtarchiv Bruchsal Postfach 2320 76613 Bruchsal thomas.moos@bruchsal.de



Das Schönborn-Gymnasium und seine jüngste Geschichte (1955–2005)

Die dem 200-jährigen Schuljubiläum folgenden Jahre waren durch stabile bis steigende Schülerzahlen gekennzeichnet. So konnte OStD Dr. Bertold K. Weis 1959 bei seinem Wechsel auf die Schulleiterstelle am Reuchlin-Gymnasium in Pforzheim ein wohl geordnetes Haus hinterlassen. Bis zum Amtsantritt seines Nachfolgers OStD Dr. Bruno Schwalbach führte OStR Dr. Heinrich Unruh, der spätere Präsident des Oberschulamts Nord-



baden, die Amtsgeschäfte. Die weiterhin erfreuliche Zunahme der Schülerzahl konfrontierte Dr. Schwalbach jedoch mit einem neuen Problem: Die Zahl der Klassenräume reichte nicht mehr aus.

Zunächst half die Schule sich selbst, indem Fachräume als Klassenzimmer genutzt wurden. Eine Klasse konnte in das benachbarte *Haus der Jugend* verlegt werden.

Das Jahr 1964 war reich an Entscheidungen, die sich unmittelbar auf die innere und äußere Struktur des Schönborn-Gymnasiums auswirkten. Am 12. Februar beschloss der Elternbeirat des Schönborn-Gymnasiums – dem Beispiel mehrerer bisher rein altsprachlicher (humanistischer) Gymnasien folgend – bei den zuständigen Stellen den Antrag auf Einrichtung eines zusätzlichen neusprachlichen Zugs zu stellen, der den Schülern die Möglichkeit bot, zwischen Griechisch und Französisch als dritter Fremdsprache zu wählen. Der Antrag der Elternschaft wurde genehmigt und die Einführung des neusprachlichen Zugs auf das Schuljahr 1968/69 festgelegt.

Ebenfalls 1964 rief Georg Pichts Artikelserie über die deutsche Bildungskatastrophe – das Schlagwort war unglücklich gewählt, denn nicht die Qualität der an deutschen Gymnasien und Hochschulen vermittelten Bildung, sondern die Quantität der höheren Bildungsabschlüsse wurde kritisiert - in einer großen deutschen Illustrierten einen gewaltigen öffentlichen Sturm hervor. Als politische Reaktion auf diese Medienkampagne schlossen die Ministerpräsidenten der Bundesländer das Hamburger Abkommen zur Vereinheitlichung des Schulwesens, durch das u. a. der Beginn des Griechischunterrichts von Klasse 8 (Untertertia) auf Klasse 9 (Obertertia) verlegt wurde. Außerdem erhielten die Schüler die Möglichkeit, die erste Fremdsprache nach Klasse 11 abzuschließen.

Um den Schulbeginn in den deutschen Bundesländern anzugleichen, wurde in Baden-Württemberg der Anfang des Schuljahrs von Ostern auf den Herbst verlegt. Die Umstellung erfolgte auf dem Weg über zwei Kurzschuljahre, die von April bis November 1966 und von Dezember 1966 bis Juli 1967 dauerten.

Gleichzeitig sah sich die Schulleitung vor eine weitere große Herausforderung gestellt. Mit Beginn des ersten Kurzschuljahres wurde dem Schönborn-Gymnasium ein *Aufbauzug*



Eingang zum Gymnasium auf dem Belvedere

angegliedert, eine dreiklassige, ursprünglich für Realschulabsolventen gedachte Oberstufe, die zur fachgebundenen Hochschulreife führte.

Die Summe dieser Neuerungen ließ die Schülerzahl erheblich ansteigen. Lehrermangel und Raumnot waren die Folge. Obwohl die Stadt Bruchsal als Schulträger dem Schönborn-Gymnasium weitere Räume des Hauses der Jugend und einige Zimmer der Freiherrvom-Stein-Schule zur Verfügung stellte, waren Notregelungen nicht zu umgehen, die Schüler wie Lehrer gleichermaßen belasteten. Dazu gehörten Wanderklassen, Fünftagewoche für ein Drittel der Schüler, Schicht- und Nachmittagsunterricht.

Als Dr. Schwalbach im Herbst 1969 die Leitung des Bismarck-Gymnasiums in Karlsruhe übernahm, dauerte es fast ein ganzes Jahr bis zur Ernennung eines neuen Schulleiters. StD Karl Rudisile führte kommissarisch die Amtsgeschäfte, bis mit OStD Georg Purrmann ein langjähriges Mitglied des Kollegiums an die Spitze der Schule berufen wurde. 1973 übernahm Regierungsschuldirektor Dr. Rudolf Schmich, Referent für Alte Sprachen am Oberschulamt Nordbaden und ehemaliger Lehrer des Schönborn-Gymnasiums, die Schulleitung.

Der kontinuierliche Rückgang der Schülerzahl an der Freiherr-vom-Stein-Schule erleichterte es der Stadt, der dringenden Bitte von Schulleitung und Elternbeirat zu entsprechen und die verbliebenen Grundschüler nach und nach in die Hebelschule auszulagern. Die frei werdenden Räume konnten vom Schönborn-Gymnasium übernommen werden. Dies und die Aufstellung eines Holzpavillons mit zwei weiteren Schulräumen verhinderte eine weitere Verschlechterung der Raumsituation.

Im Hinblick auf die Lehrerlage bahnte sich ebenfalls eine Wende an. Die Zahl der Lehramtskandidaten hatte erheblich zugenommen; da fast alle in den Schuldienst übernommen wurden, verbesserte sich die Lehrerversorgung auch an unserer Schule zusehends.

Ein Problem harrte aber nach wie vor einer Lösung. Es herrschte Mangel an Fachräumen für Naturwissenschaften, Bildende Kunst und Musik. Deswegen beschloss der Gemeinderat 1975, einen Erweiterungsbau neben den Remisegebäuden zu errichten. Von früheren Plänen, einen völligen Neubau zu erstellen, hatte man Abstand genommen.

Für die Schulgeschichte wurde 1979 ein besonderes Jahr. Das Schönborn-Gymnasium



Blick auf das "Schönborn-Gymnasium" aus der Vogelperspektive (am 30. Mai 1951 bezogen)

feierte ein doppeltes Schuljubiläum: sein 225jähriges Bestehen und 100 Jahre Erhebung zum 9-klassigen Gymnasium mit Abitur. Gleichzeitig konnte der Erweiterungsbau für die mathematisch-naturwissenschaftlichen und musisch-technischen Fachbereiche feierlich eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben werden.

Auch in der inneren Entwicklung der Schule gab es eine Zäsur. Zum letzten Mal wurde die Reifeprüfung alter Art durchgeführt. Da für den Aufbauzug in der Konzeption der neugestalteten Oberstufe kein Platz mehr war, wurden bereits seit dem Schuljahr 1977/78 keine neuen Klassen mehr aufgenommen. Mit dem Abitur des letzten Jahrgangs lief 1979 dieser Schulzweig aus.

Im folgenden Jahr konnte auch der Lehrerund Verwaltungsbereich im Hauptgebäude entsprechend dem Wachstum der Schule und der damit verbundenen Zunahme der Aufgaben vergrößert und zweckmäßiger gestaltet werden. Im Herbst 1981 erreichte die Schülerzahl des Schönborn-Gymnasiums mit 906 Schülern den höchsten Stand seit seinem Bestehen. In der Folgezeit sank die Zahl der Neuanmeldungen beständig. Der daraus resultierende Rückgang der Schüler- und Klassenzahl war kein spezifisches Problem des Schönborn-Gymnasiums, sondern betraf alle Gymnasien mit grundständigem Latein in unserem Bundesland. Dies war offensichtlich eine Folge der Änderung der Elterninformation in den vierten Grundschulklassen, von der die Vertreter der Gymnasien ausgeschlossen wurden.

Indessen nagte am Hauptgebäude der Zahn der Zeit. Deshalb stellten Schulkonferenz, Personalrat, Elternbeirat und SMV am 13. 5. 1988 den Antrag zur Behebung dringender baulicher Mängel sowie zur Einleitung einer umfassenden Sanierung des Altbaus an die Stadt. Trotz des guten Willens aller beteiligten Stellen – da der gesamte Altbaubereich ein denkmalgeschütztes Ensemble darstellt, war

und ist stets auch das Landesdenkmalamt eingebunden – dauerte es vier Jahre, bis die Generalsanierung beginnen konnte.

Mit dem Schuljahr 1992/93 wurde am Schönborn-Gymnasium ein mathematischnaturwissenschaftlicher Zug zusätzlich zu den bestehenden Zügen (altsprachlich und neusprachlich I) eingeführt. Dieser Schritt war erforderlich, weil die Neuanmeldungen für die Eingangsklassen 5 in den vorangegangenen Jahren (wie bei den anderen Gymnasien mit Latein als 1. Fremdsprache) um etwa ein Drittel zurückgegangen waren. Der neue Zug sollte dazu dienen, das (von der Schülerzahl abhängige) Kursangebot der Oberstufe auf Dauer zu sichern.

Dass diese Entscheidung richtig war, bewiesen die von nun an kontinuierlich steigenden Schülerzahlen. Ende Januar 1996 trat OStD Dr. Schmich nach 22½ Jahren Tätigkeit als Schulleiter in den Ruhestand. Am 1. Februar übernahm OStD Manfred Becker die Amtsgeschäfte. Wie sein Vorgänger hatte er zuvor im Oberschulamt Karlsruhe die Alten Sprachen als Fachreferent vertreten. Der Raummangel, die Kehrseite der erfreulichen Steigerung der Schülerzahlen, erzwang in der Folgezeit die Umwandlung weiterer Fachräume in Klassenzimmer. Die schwierig werdende Finanzlage der Kommunen verschonte auch Bruchsal nicht und führte zu einer zeitlichen Streckung der Generalsanierung.

Im Schuljahr 1998/99 wurden anstelle der bisherigen "Züge" für alle Klassen das sprachliche und das naturwissenschaftliche Profil eingeführt. Ende Juli 2002 trat OStD Becker in den Ruhestand.

Mit seiner Nachfolgerin, OStD Monika Jung, übernahm zum ersten Male in der Schulgeschichte eine Frau die Leitung des Schönborn-Gymnasiums. Zu Beginn des Schuljahres 2003/04 wurden im sprachlichen Profil das Biberacher Modell, das "Europäische humanistische Gymnasium" und Spanisch als spät beginnende Fremdsprache ab Klasse 11 angeboten. Die Vorbereitungen für die Bildungsplanreform 2004 forderte von allen am Schulleben Beteiligten eine gewaltige Kraftanstrengung. Eltern, Schüler und Lehrer hatten die Vorarbeiten für das Schulprofil, das Leitbild und das Schulprogramm zu leisten, die Kon-

tingentstundentafel war zu beschließen, die Lehrkräfte mussten sich in Tagungen und schulinternen Konferenzen in die neuen Bildungsstandards einarbeiten, die die bisherigen Lehrpläne ablösen sollten.

Im Jahre 2004 konnten wir die ersten Fünftklässler aufnehmen, die nach der Regelzeit von acht Jahren das Abitur ablegen werden. Die Arbeiten am Schulprofil wurden weitergeführt; gleichzeitig liefen die Vorbereitungen für das 250-jährige Schuljubiläum an. Als Jubiläumsgeschenk erhofft sich die Schule den erfolgreichen Abschluss der Generalsanierung.

Das ehrwürdige Alter, das unsere Schule erreicht hat, ist Anlass, innezuhalten und sich Zeit für einen Rückblick und einen Ausblick in die Zukunft zu nehmen. Das Schönborn-Gymnasium setzt sich die Vermittlung einer allgemeinen, gleichermaßen an Natur- und Geisteswissenschaften orientierten Bildung zum Ziel. Hat es die Werte bewahrt, die es nach dem Willen seiner Gründer der Jugend vermitteln sollte? Ist es den Herausforderungen, die das 21. Jahrhundert stellen wird, gewachsen?

Eine mögliche Antwort bietet die Präambel des Leitbilds unserer Schule, die von allen am Schulleben Beteiligten erarbeitet wurde. Hier heißt es u. a.: "Bildung am Schönborn-Gymnasium soll junge Menschen in ihrer ganzen Persönlichkeit fördern. ... Der humanistische Gedanke hat eine Leitfunktion. Humanität als Bildungsziel bedeutet Orientierung an der Menschenwürde, an der antiken Gesellschaft und dem Christentum als Wurzeln unser Kultur. Auf dieser Basis bereiten wir unsere Schüler darauf vor, sich den Anforderungen des zusammenwachsenden Europa zu stellen."

Diese Leitsätze stellen für alle, die dem Schönborn-Gymnasium verbunden sind, Verpflichtung und Ansporn für die Zukunft dar.

> Anschrift des Autors: Rudolf-Manfred Hagelstein Weiherbergstraße 8F 76646 Bruchsal

Zwischen Improvisation und Widerstand

Anmerkungen zum Geschichtsunterricht der 30er-Jahre in Baden Das Beispiel Rudolf Imgraben

Zum Schuljahr 1938/39 hat ein Lehrer des Durlacher Gymnasiums ein selbst verfaßtes und in Loseblattform gedrucktes Geschichtsbuch für seine Klasse vorgelegt und im Unterricht benutzt. In einem Aktenordner gesammelt, ist dieses Werk erhalten geblieben und beweist eine beachtliche Distanz des Autors zum Geschichtsbild der Nationalsozialisten, dessen Beachtung von den Schulbehörden damals zur Pflicht gemacht wurde. Der Lehrer - es handelte sich um den Stellvertretenden Direktor Professor Rudolf Imgraben - hat mit seinem Vorgehen freiheitliche Gesinnung und Unabhängigkeit des Denkens bewiesen. Er genoß das Vertrauen seiner Schüler und der Eltern und bekam ebensowenig Schwierigkeiten mit der Partei wie die Durlacher Druckerei, deren Namen auf dem Titelblatt vermerkt ist. Im Rückblick erscheint das alles höchst erstaunlich, und es stellt sich die Frage, inwieweit das Handeln Imgrabens, der im Kollegenkreis als Parteigegner bekannt war, eine Tat des Widerstands gegen den Nationalsozialismus gewesen ist. Um einer Antwort darauf näher zu kommen, ist es notwendig, das Umfeld der nationalsozialistischen Bildungspolitik im Hinblick auf das Fach Geschichte zu skizzieren und einige Spuren der Schulwirklichkeit jener Zeit zu verfolgen.

Die Formung der Jugend im Sinne der nationalsozialistischen "Weltanschauung" war für die Hitlerbewegung von ihren Anfängen an ein wichtiger Programmpunkt. Schon 1923 wandte sich der Parteiführer in einer Rede gegen "Überbildung" und forderte, die Bedeutung von "Instinkt und Wille" in der Erziehung stärker zu gewichten. In einer Proklamation an den Parteitag vom 31. 8. 1933 gab er die Parole

aus, "jenes unverdorbene Geschlecht zu erziehen, das mit klarem Verstande die ewige Gesetzlichkeit der Entwicklung erkennt und damit bewußt wieder zurückfindet zum primitiven Instinkt".¹ So wird die Wissenschaft auf den Vulgärdarwinismus des Kampfes der Rassen fixiert, und die Erziehung wird in den Dienst dieses Kampfes gestellt.

Im Juni/Juli 1933 forderten die Nationalsozialisten die Schulen auf, anstelle



des lehrplanmäßigen Geschichtsunterrichts für einige Wochen eine "Einführung in die Bedeutung und Größe des historischen Geschehens der nationalen Revolution" zu geben.² Eine Umorientierung des Schulfaches Geschichte im Sinne jener Revolution wurde in weiten Kreisen erwartet. Der Berufsverband der Geschichtslehrer löste sich im Juni 1933 auf und verwies seine Mitglieder auf den NS-Lehrerbund.³ Mit einer raschen Revision der Schulbücher konnte gerechnet werden: So schrieb der Heidelberger Ordinarius der Geschichte und Rektor der Universität Willy Andreas schon im April 1933 an das badische Ministerium des Kultus und Unterrichts:

"Wenn eine Revision der Lehrbücher vorgesehen ist, wäre wohl, wie mir nach Durchsicht einiger gebräuchlicher Lehrwerke erscheint, eine stärkere Berücksichtigung des großdeutschen Gedankens seiner nationalen Zukunftsbedeutung wegen und der österreichischen Geschichtsentwicklung im Hinblick auf ihre volksdeutsche Bedeutung zu wünschen." Als Gegengewicht zu einer "rein individualistisch – literarische(n) Geisteshaltung" empfiehlt er nationale Historiker wie Treitschke und Giesebrecht als Schullektüre und erklärt sich bereit, das Ministerium bei der Revision zu beraten.⁴

Nach der "Gleichschaltung" der Länder (30. 1. 1934) konnte die Partei über die Reichsregierung administrativ auf die Schulen in ganz Deutschland einzuwirken. Reichsinnenminister Dr. Frick kritisierte in einer Ansprache vor den Kultusministern am 9. 5. 1933 die bisherige "Bildung der freien Einzelperson" und formulierte als Erziehungsziel den "volksverwurzelten, dem Staat verpflichteten deutschen Menschen".⁵ Das Reichsinnenministerium setzte einen Ausschuß für das Unterrichtswesen ein, der reichseinheitliche Richtlinien erstellte, die von den Kultusministerien der Länder im Wortlaut publiziert und für die Schulen verbindlich gemacht wurden.

Die "Richtlinien für die Geschichtslehrbücher" des Reichsinnenministers Dr. Frick wurden für das Land Baden durch den Kultusminister Dr. Wacker im Amtsblatt vom 20. 2. 1934 verkündet. Eugleich wurde angeordnet, daß der Geschichtsunterricht "unter Berücksichtigung der in diesen Richtlinien hervorgehobenen Gesichtspunkte zu erteilen ist, wenn auch die entsprechenden Lehrbücher noch nicht vorliegen".

Bei diesen "Gesichtspunkten" handelte es sich im wesentlichen um folgendes: Durchgehend zu berücksichtigen ist "die Bedeutung der Rasse". Zu betonen ist der "völkische Gedanke" gegenüber dem "internationalen", "dessen schleichendes Gift die deutsche Seele zu zerfressen droht". Es soll gezeigt werden, daß "Kultur eine Schöpfung der Rasse ist" und daß die nordische Rasse als Urheberin aller Hochkulturen anzusehen ist von den Sumerern über Ägypter, Griechen und Römer. Bei jedem Kapitel der antiken Geschichte hat

der Unterricht daher von Mitteleuropa anzusetzen. Dabei ist der "heldische Gedanke in seiner germanischen Ausprägung, verbunden mit dem Führergedanken unserer Zeit", hervorzuheben. "Die Bedeutung der germanischen Völkerwanderung" ist "zutiefst" darin zu sehen, "daß sie dem in seinem Rassenmischmasch entarteten römischen Weltreich frisches Blut zuführte". Das Mittelalter gilt als "Zeit größter deutscher Machtentfaltung", wobei die "Wiedergewinnung der ostelbischen Gebiete" besonders wichtig ist. Zu beklagen ist der internationale Charakter der europäischen Geschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit. An der neueren Geschichte kann endlich die "Entwicklung zum völkischen Staat" gezeigt werden.

In welchem Umfang, mit welcher Intensität und mit welcher Geschwindigkeit diese Geschichtsideologie in den Schulunterricht Eingang gefunden hat, ist nicht einfach zu erkennen. Durch die vorliegende Untersuchung soll auf lokal- und regionalgeschichtlicher Basis ein Beitrag zur Erhellung dieses Bereiches versucht werden. Der Blick richtet sich dabei auf das Land Baden und auf das bereits erwähnte Gymnasium in Durlach, das damals den Namen "Markgrafen-Oberschule für Jungen" zu führen hatte, obwohl es auch von Mädchen besucht wurde.

Zum Stichtag 10. Januar 1935 veranstaltete das badische Kultusministerium eine Umfrage, bei der alle Gymnasien und beruflichen Schulen angeben mußten, welche Lehrbücher für den Geschichtsunterricht sie eingeführt hatten.⁷ Die Antworten ergeben für die Berufsschulen, daß dort in der Regel keine Geschichtslehrbücher eingeführt waren. Man nannte dem Ministerium als Grundlage des Unterrichts linientreue Werke für die Hand des Lehrers, die in der Lehrerbibliothek zur Verfügung standen. So berichtet die Gewerbeschule Durlach, daß für das Fach "Deutschkunde" u. a. Hans Henning Freiherr Grote -"Das Schicksalsbuch des deutschen Volkes von Herrmann dem Cherusker bis Adolf Hitler" verwendet wird. Die Gewerbeschule Villingen meldet als Grundlage des Unterrichts schlicht "das Standardwerk "Mein Kampf" von Adolf Hitler", in dem die Ansichten des Verfassers zum Geschichtsunterricht tatsächlich breiten

Raum einnehmen.⁸ Die Gymnasien benutzten 1935 durchweg noch die in der Zeit der Weimarer Republik eingeführten Unterrichtswerke. Am meisten genannt werden die Bücher von Karl Lang (Altertum), Gerhard Bonwetsch (Mittelalter/Neuzeit) und Franz Schnabel (Neueste Zeit). Diese Werke waren auch am Gymnasium in Durlach eingeführt.⁹ Ihre Benutzung im Unterricht galt bis gegen Ende der 30er Jahre noch als legal, obwohl sie den nationalsozialistischen Vorgaben für den Geschichtsunterricht nicht entsprachen. In Neudrucken von Büchern aus dem Teubner-Verlag, die in der NS-Zeit ausgeliefert wurden, sind Abschnitte über die Weimarer Republik erst einmal ersatzlos herausgenommen worden¹⁰. Es blieb also dem Lehrer allein überlassen, wie er diese selbsterlebte Zeit im Unterricht darstellte. Im Sinne des Nationalsozialismus verwendbar war Walter Gehls "Geschichte für höhere Schulen", die beim ersten Erscheinen 1924 vom preußischen Kultusministerium wegen ihrer republikfeindlichen Tendenz zunächst nicht genehmigt worden war. 11 Dieses Buch verdrängte mancherorts die anderen Lehrwerke aus der Zeit vor 1933.

Nach den Stundentafeln von 1935 wurde das Fach Geschichte auf der Mittelstufe der höheren Schulen durchgehend mit zwei, auf der Oberstufe mit drei Wochenstunden unterrichtet; die Dauer der einzelnen Unterrichtsstunde betrug seitdem 45 Minuten. 12 Mit der Einführung neuer Schulbücher begann man bei der Unterstufe. Sie dauerte trotz des großen Eifers der Nationalsozialisten für die Gleichschaltung des Geschichtsunterrichts erstaunlich lange.

Daher wurden besonders in der Oberstufe die alten Bücher bis zum Ende der 30er-Jahre weiterbenützt. Bei den Verlagen waren – auch wegen des durch die Wirtschaftskrise stockenden Verkaufs – wohl noch Restbestände verfügbar, so daß Neudrucke nicht sofort benötigt wurden. Laut Auskunft ehemaliger Schüler unterrichtete Prof. Dr. Max Steidel seine Durlacher Abiturklasse 1938/39 nach dem Schulbuch von Franz Schnabel, dessen berühmtes Hauptwerk, die "Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" in vier Bänden, zu derselben Zeit vom Regime unterdrückt wurde. Schnabels Geschichts-

buch für die Oberstufe der Gymnasien entsprach den Intentionen der Nationalsozialisten ebensowenig wie sein schaftliches Werk. Es enthält zustimmende Werturteile über die Demokratie der Weimarer Republik und über die "Männer von 1848". Die Schüler finden Friedrich Hecker erwähnt, aber nicht den "heldischen Gedanken" im Sinne der amtlichen Richtlinien. Das Regime hatte es nicht geschafft, den jungen Männern, die als erste gleich nach dem vorgezogenen Abitur in den Krieg ziehen mußten, ein linientreues Schulgeschichtsbuch vorzulegen. Die nationalsozialistische Unterrichtsverwaltung begnügte sich einige Zeit damit, für die vorhandenen Lehrwerke Einlegeblätter zu liefern, die allgemeine Grundsätze der amtlichen Geschichtsauffassung wiedergaben, ohne schon eine durchgehend rassistische und antisemitische Darstellung zu bieten. 14 Weiter gingen "Ergänzungshefte", die aber in Baden nur für das eingeführte Lesebuch des Faches Deutsch belegt sind. 15 Förmlich verboten wurde die Benutzung der älteren Lehrwerke jeweils dann, wenn neue vorlagen und eingeführt wurden. So hieß es bei der Einführung eines "Heimatatlas der Südwestmark Baden" im Jahr 1935: "Die Benutzung eines anderen Heimatatlas ist nicht zulässig."16

Der Einsatz neuer Lehrwerke für den Geschichtsunterricht der Oberstufe, durch den die Bücher der Republik endgültig aus den Schulstuben verbannt wurden, erfolgte erst in den Jahren 1939 und 1940. Es handelte sich um: "Volk und Führer" (Diesterweg-Verlag, Frankfurt), "Führer und Völker" (Velhagen und Klasing, Bielefeld) und "Volkwerden der Deutschen" (Teubner, Leipzig). Den einzelnen Schulen wurde durch einen Verteilungsplan vorgeschrieben, welches Verlagswerk sie einhatten. Abweichungen zusetzen untersagt. Die Geschichtsbücher für die Klassen der gymnasialen Oberstufe – Klasse 6, 7 und 8 nach damaliger Zählung – wurden durch das Amtsblatt vom August 1940 "vorläufig zugelassen"; sie konnten also erst vom Kriegs-Schuljahr 1940/41 im Unterricht verwendet werden.¹⁷ Der Krieg hat in der Folge Produktion und Lieferung dieser Bücher zunehmend behindert.

Mit der Verwendung seines eigenen Geschichtsbuchs für den Unterricht in einer einzigen Klasse im Schuljahr 1938/39 hat Professor Imgraben am Gymnasium in Durlach in formaler Hinsicht nicht gegen behördliche Richtlinien verstoßen und insofern keinen offenen Widerstand gegen den Nationalsozialismus geleistet. Die Mißachtung eines verbindlich eingeführten Lehrwerkes wäre im nationalsozialistischen Führerstaat trotz großen Vertrauens von Schülern und Eltern und trotz deutlicher Sympathie des ebenfalls liberal denkenden Direktors Dr. Schnitzler nicht möglich gewesen. Die Nationalsozialisten zeigten durch Erlaß und Durchführung ihres Gesetzes zur "Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" deutlich, wie sie mit beamteten Lehrern umgingen, die in Veröffentlichungen eine oppositionelle Einstellung gezeigt hatten.¹⁸ Sie wurden ebenso aus dem Dienst entfernt wie Beamte jüdischer Herkunft. Durch die Entlassung des jüdischen Studienrats Josef Hausmann sah sich das Durlacher Lehrerunmittelbar mit 1935 kollegium staatlichen Repression konfrontiert. Imgrabens Verfahren in Sachen Geschichtsbuch konnte keine offene Opposition sein, es stellt eine aufwendige Improvisation dar, mit der er zunächst einmal einen Notstand bei der Versorgung mit Unterrichtsmitteln überbrückte.

Der Verfasser war im Schuljahr 1938/39 Klassenlehrer einer 6. Klasse des Gymnasiums. was der früheren Untersekunda und der heutigen Klasse 10 entspricht. Da das Gymnasium 1937 von neun auf acht Jahrgangsstufen gekürzt worden war, begann mit dieser Klasse die Oberstufe. Für das Fach Geschichte bedeutete dies den Beginn des zweiten chronologischen Durchgangs; Der Stoff umfaßte die Zeit von der Praehistorie bis ins 15. Jahrhundert. Neben dem dreistündigen Fach Geschichte erteilte Imgraben Griechisch mit fünf Wochenstunden. Die Klasse bestand in diesem Schuljahr aus 29 Schülern, davon 21 evangelischer Konfession, darunter fünf Mädchen, acht Jungen waren katholisch. Alle gehörten einer Gliederung der Staatsjugend an, wie es nach dem "Jugendpflichtgesetz" von 1938 vorgeschrieben war. Unter den Mädchen befanden sich die Stieftochter des Klassenlehrers Edeltraud Fels und die Tochter des Oberbürgermeisters von Pforzheim Inge Kürz.¹⁹ Ihrer Familie gehörte die Verlagsdruckerei A. Dups, die das "Durlacher Tagblatt" und den "Pfinztäler Boten" herausgab. Durch diese Firma wurde Imgrabens außerordentliche Fleißarbeit "als Manuskript" gedruckt. Ihr Titel lautet: "Der Geschichtsunterricht der sechsten (Gymnasial) Klasse der Markgrafenoberschule Durlach".

Das Werk enthält den gesamten Stoff des Schuljahres, beginnend mit einem erdge-

Der Geschichtsunterricht der sechsten (Gymnasial) Klasse der Markgrafenoberschule Durlach

von

Rudolf Imgraben

Gedruckt als Manuskript – Durlach, 1938/39 Druck: A. Dups K.-G., Verlag "Durlacher Tageblatt" – "Pfinztäler Bote"

schichtlichen Vorspann. Die insgesamt 238 jeweils einseitig eng bedruckten Blätter im Format DIN A4 wurden augenscheinlich im Laufe des Schuljahres ausgeteilt. Ein vorangestelltes Inhaltsverzeichnis ermöglicht den Überblick. Das heute in Unterrichtswerken enthaltene Rüstzeug von Quellentexten, Bildern und Arbeitsaufträgen war damals nicht üblich und wird nicht geboten. Man verwandte ausschließlich darstellenden Text. Dieser ist bei Imgraben von unterschiedlicher Machart: Auflistungen von Fakten in chronologischer Reihenfolge nach Art einer Stoffsammlung wechseln mit sorgfältig ausformulierter Fachprosa mit umsichtig begründeten Sachurteilen. Die Texte zeigen ein energisches

Bemühen um die Klärung von Zusammenhängen. Besonders wichtig erscheint dem klassischen Philologen die sprachlich korrekte Deutung von Begriffen. Gelegentlich sind Lücken im Gedruckten gelassen, wo die Lernenden eine altgriechische Vokabel handschriftlich einzufügen hatten. Das vorliegende Exemplar zeigt auch sonst handschriftliche Zusätze und Bemerkungen am Seitenrand, die beweisen, daß mit der Vorlage gründlich gearbeitet wurde. Eine vollständige Durchnahme der in diesem Buch ausgebreiteten Stofffülle dürfte indes auch bei drei Wochenstunden nicht möglich gewesen sein. Dem interessierten Schüler wurde noch reichlich Material zum Selbststudium und zum Nachschlagen geboten.

Wie verhält sich nun der Imgraben-Text zum amtlich vorgeschriebenen Geschichtsbild des "Dritten Reiches"? Der Lehrer verwendet durchaus die Sprache seiner Zeit, zu deren Wortschatz der Begriff "Rasse" selbstverständlich gehörte; er ist infolge der nationalsozialistischen Verbrechen erst in der Nachkriegszeit zu einer Art Unwort geworden. In Imgrabens "Geschichtsunterricht" wird von der Entstehung der "nordischen Rasse" im Neolithikum gesprochen. Die Ägypter nennt er eine "Mischrasse der Hamiten, Semiten und Nubier". Die Sumerer sind im Unterschied zu den Babyloniern keine Semiten, haben aber von Semiten die Keilschrift übernommen. Die "Arier in Asien – Meder, Perser, Inder" werden hervorgehoben.20 Von den Römern wird gar gesagt, daß ihr Proletariat durch die vielen freigelassenen Sklaven "rassisch zersetzt" wurde.²¹ Die vom Regime gewünschte Botschaft von einer Überlegenheit der Nordleute findet sich jedoch bei Imgraben nirgends.²²

Der Rassebegriff bezieht sich für den Lehrer, wie er deutlich hervorhebt, nur auf körperliche Merkmale des Menschen.²³ Eine Unterscheidung zwischen mehr oder weniger wertvollen Rassen gibt es für ihn nicht. Die "Arier" sind eine Rasse unter anderen; der Parteiglaube an ihre Überlegenheit und Sonderrolle wird an keiner Stelle vertreten. Mitteleuropa spielt bei der Geschichte des alten Orients richtigerweise keine Rolle. Die Völkerwanderung behandelt Imgraben im Rahmen einer äußerst faktenreichen und differenzier-

ten Darstellung der Spätantike. Während die behördlichen Richtlinien "die neue Kulturblüte des Mittelalters" ausschließlich durch die in das römische Reich eingedrungenen Germanen verursacht wissen wollen, erfahren die Schüler Imgrabens zunächst einmal von einem "Umsichgreifen der Naturalwirtschaft". Die kulturellen Eigenheiten der europäischen Völker, einschließlich der Slawen, werden sodann sachlich dargelegt. Die Rolle Frankreichs für die Entstehung der romanischen und der gotischen Kunst wird stark hervorgehoben: "Die Gotik in Deutschland ist Ausdruck einer allgemein herrschenden europäischen Kultur."24 Die amtlich geforderte Deutung des Mittelalters als Zeit der größten deutschen Machtentfaltung findet bei Imgraben nicht statt.

Der Begriff "Cultur" ist für den Verfasser von herausragender Wichtigkeit. Das "Volk" wird als "kulturelle Gemeinschaft", verstanden. Die Definition dieses Begriffs auf rassischer Grundlage wird ausdrücklich abgelehnt²⁵. Der Philologe betont die Bedeutung der Sprache für den Zusammenhalt des Volkes, er denkt kulturgeschichtlich und nicht "völkisch". Die Rangfolge der einschlägigen Fachbegriffe bei Imgraben wird besonders deutlich durch seine Bewertung des Ausgangs der Perserkriege. Er nimmt die Siege der Griechen bei Marathon (490) und Salamis (480) als Entscheidung, "daß es eine eigene und höhere europäische Cultur, auch eine andere höhere Form von Staat und Gesellschaft geben wird, als der Orient besaß, seine Arier ebensogut wie seine Semiten". Der Kampf der Rassen als Motor der Geschichte und die These von der Überlegenheit der Arier werden damit klar abgelehnt. Da Imgraben sicher weiß, auf welches gefährliche Terrain er sich hier begibt, kennzeichnet er diese Aussage als Lehrmeinung des berühmten und anerkannten Altphilologen Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf.26

Eine weitere Autorität nimmt der Verfasser zu Hilfe bei seiner Würdigung der christlichen Religion, die im Rahmen eines Schulgeschichtsbuchs – auch im Vergleich mit heutigen Büchern – recht ausführlich und – für damalige Verhältnisse – bemerkenswert positiv ausfällt. Imgraben bemüht Richard Wagner, der mit seinen wütenden antisemitischen Aus-

fällen in den theoretischen Schriften der Nazipartei ebenso gefiel wie mit der Darstellung germanischer Helden in seinen Musikdramen. Das Schulbuch geht darauf nicht ein, sondern zitiert aus Wagners religionsphilosophischem Spätwerk, das Christi Erlösungstat über Rassengegensätze stellt. Imgraben zieht eine Textstelle Wagners über "Sokratik" und "Christentum" heran, deren Schlußsatz lautet: "Beide wirken vereint zum Segen der Menschheit bis zum heutigen Tage fort."27 Diese Aussage entspricht jenseits aller Taktik augenscheinlich auch dem persönlichen Credo des Griechischlehres und Pfarrersohnes Rudolf Imgraben. Mit Richard Wagner teilt er darüber hinaus, ohne diesen Zusammenhang ausdrücklich zu zitieren, die hohe Wertschätzung des Buddhismus, den er als "Religion der Menschenliebe" dem Hinduismus gegenüberstellt, dessen "Kastengeist" vom Kampf gegen "Rassenvermischung" herrührt.²⁸ Den Aufstieg des Christentums zur Weltreligion führt Imgraben auf dessen Verbindung mit der griechisch-römischen Philosophie zurück, in der nach seiner Meinung "Ideen von der Gleichheit aller Menschen und der allgemeinen Menschenrechte schon Fuß gefaßt hatten".29 Damit ist der Lehrer himmelweit von der herrschenden Staatsideologie entfernt. Dazu paßt, daß die Kirchengeschichte bei ihm insgesamt in erstaunlich großem Umfang berücksichtigt ist.

Unabhängig vom Zeitgeist zeigt sich Imgraben auch, wenn er an den Spartanern den "Militarismus" kritisiert, der das Familienleben stört und zu geistiger Unbeweglichkeit führt. Eher nach dem herrschenden Geschmack gerät sein Lob des römischen Bauerntums mit seiner "Wehrhaftigkeit" im Unterschied zum Individualismus der hellenistischen Stadtkultur. Während die amtlichen Richtlinien dem römische Patriziat "nordische" Herkunft zusprechen, die Ständekämpfe des alten Rom als "Rassenkampf" verstehen und das Unterrichtsziel aufstellen, daß "die rassische Verwandtschaft gefühlt wird", bietet Imgraben eine von höchstem Sachverstand geprägte, ausführliche Erläuterung der römischen Verfassungsgeschichte, deren Lektüre zu einem differenzierten Geschichtsurteil anleitet und den Leser gegen rassistische Legendenbildung immunisieren kann.³⁰ Allerdings liest sich Imgrabens Text streckenweise so, als sei er nicht für Schüler einer zehnten Klasse, sondern für ein Fachpublikum geschrieben. Ohne didaktische Reduktion wird von den Untersekundanern verlangt, daß sie auch schwierige Zusammenhänge ohne kindgemäße Aufbereitung geistig durchdringen.

Damit vertritt der Lehrer eine traditionelle Auffassung von den Zielen und Methoden des Gymnasiums. Seine Schülerinnen und Schüler aus dem "humanistischen Zweig" der Schule mit Latein, Griechisch und Französisch mußten sich diesen Ansprüchen stellen. Welche Wirkung die Inhalte des eigenwilligen Geschichtsunterrichts von Rudolf Imgraben auf den geistigen Haushalt der Jugendlichen hatten, läßt sich nicht rekonstruieren. Grundsätzlich ist zu beachten, daß die Hitlerjugend als vom Regime bevorzugter Erziehungsfaktor mit dem Bildungsangebot der Schule konkurrierte. Von den Jungen der Klasse gingen zehn im Herbst 1940 mit dem "Reifevermerk" im Zeugnis freiwillig zur Wehrmacht, fünf wurden nach dem schriftlichen Abitur Anfang 1941 eingezogen, nur zwei absolvierten mit den fünf Mädchen im März 1941 die mündliche Prüfung. Fünfzig Jahre danach beim "Goldenen Abitur" bekundeten die Überlebenden höchste Wertschätzung für ihren früheren Lehrer.

Von dessen Eigenart und von dem durch ihn gepflegten Lehrer-Schüler-Verhältnis legt ein Brief Zeugnis ab, den er 1941 einem Abiturienten, "dem Matrosen Curt Müller", an seine Feldpostnummer unter Beifügung einer Packung "Cigaretten" sandte. Darin heißt es unter anderem: "Hier in Durlach geht alles seinen gewohnten, d. h. seinen kriegsgewohnten Gang ... Das Abitur ist auch schlecht und recht vorübergegangen, zumal die Koryphäen der Classe alle schon abgerückt waren. Die Mädchen sind ebenfalls jetzt eingezogen beim Arbeitsdienst und schruppen Böden, machen Feuer an, waschen in der Waschküche etc. Also hat jeder sein Vergnügen, während wir noch munter mit allen Ränken und Schwänken Latein lehren und in Durlach "Cultur" verbreiten. Im übrigen warten wir der Dinge, die da kommen sollen."31

Der Verfasser dieser Zeilen identifiziert sich mit seinem Lehrerberuf sowohl in der Zuwen-

dung zum Schüler als auch in der Vermittlung der Lehrinhalte. Zugleich zeigt er ironischen Abstand von sich selbst und seiner Tätigkeit. Er verrät Skepsis gegenüber der Vereinnahmung der Jugend durch das politische Regime und über den Fortgang des Krieges.

Der 1887 geborene Rudolf Imgraben hat nach seiner Schulzeit am Karlsruher Gvmnasium in Heidelberg, München, Berlin und Freiburg studiert und sein wissenschaftliches Examen 1912 abgelegt. Seit 1917 war er Lehrer in Durlach. 1945 wurde er Direktor des Gymnasiums. Er trat Ende März 1953 im 66. Lebensjahr in den Ruhestand und starb am 29. April 1955.32 Wie viele aus seiner Altersgruppe war er vom Bildungsbürgertum der Zeit vor 1933 geprägt. Durch Menschen seiner Art wurde die Alleinherrschaft der nationalsozialistischen Staatsideologie auf behutsame und doch nachhaltige Weise in Frage gestellt. Zum Wiederaufbau einer Demokratie in Deutschland unter Betonung der europäischen Kulturtradition, die durch den Ausgang des Zweiten Weltkriegs möglich wurde, haben sie nicht nur in der Nachkriegszeit persönlich beigetragen, sondern bereits durch ihre Lehrtätigkeit in der Zeit des Nationalsozialismus bei der Schülergeneration den Boden bereitet. Ein Geschichtsunterricht, wie er in Imgrabens Buch für seine "Sechste(Gymnasial) Klasse der Markgrafenoberschule Durlach" dokumentiert ist, darf daher eindeutig als eine Aktion des geistigen Widerstands angesehen werden.

Anmerkungen_

- Beide Zitate nach "Geschichte in Quellen", Bd. V, München 1961, S. 296.
- 2 Horst Gies, Geschichtsunterricht und nationalpolitische Erziehung im NS-Staat. In: Paul Leidinger (Hrsg.), Geschichtsunterricht und Geschichtsdidaktik vom Kaiserreich bis zur Gegenwart. Stuttgart 1988.
- 3 Leidinger a. a. O. S. 35.
- 4 Schreiben vom 6. 4. 1933 auf Briefbogen des historischen Seminars der Universität. GLA 235.35436.
- 5 Geschichte in Quellen a. a. O. S. 302.
- 6 "Kultus und Unterricht" Heft 4/1934, S. 27 f.
- 7 Akten im GLA unter 235.35314.
- 8 Vgl. Paul Leidinger (Hrsg.), Geschichtsunterricht und Geschichtsdidaktik vom Kaiserreich bis zur Gegenwart. Stuttgart 1988, S. 110 ff.
- 9 Der handschriftlich gefertigte Genehmigungserlaß des Ministeriums datiert vom 2.2. 1925. GLA 235.31992.

- 10 Falk Pingel, Geschichtslehrbücher zwischen Kaiserreich und Gegenwart. In: Paul Leidinger, a. a. O. S. 249.
- 11 Horst Gies, Geschichtsunterricht unter der Diktatur Hitlers. Köln 1992, S. 63.
- 12 Amtsblatt K. u. U. 1935, S. 45 u. 46.
- 13 Vgl. Schnabels Vorwort zur dritten Auflage von 1947.
- 14 Falk Pingel, Geschichtslehrbücher zwischen Kaiserreich und Gegenwart. In: Leidinger, a. a. O. S. 242–260.
- 15 "Von Soldaten, Bauern und Arbeitern", Ergänzungsheft zum Lesebuch des 8. Jahrgangs. K. u. U. 1935, S. 27. Dort auch Ankündigung eines "Reichslesebuchs", das später das badische Lesebuch ersetzen soll.
- 16 Amtsblatt K. u. U. 1935, S. 19.
- 17 Amtsblätter K. u. U. vom Juni und August 1939 und vom August 1940.
- 18 Beispiele bietet Horst Gies a. a. O. S. 101.
- 19 Herrmann Kürz wurde 1933 von den Nationalsozialisten als OB eingesetzt; er starb 1941. Vgl. Hans Georg Zier, Geschichte der Stadt Pforzheim. Stuttgart 1982, S. 362.
- 20 Imgraben S. 7, 19, 13, 16.
- 21 A. a. O. S. 91.
- 22 Ganz anders später "Führer und Völker", hg. von Paul Schmitthenner und Friedrich Fliedner, Bielefeld und Leipzig 1943, S. 20: "Eine gewaltige schöpferische Kraft lag in diesen Nordleuten, die überall, wo sie hinkamen neue Völker ins Leben riefen."
- 23 A. a. O. S. 9.
- 24 A. a. O. S. 238. Imgraben erwähnt für die Gotik den Terminus "Opus Francigenum".
- 25 Dagegen heißt es in dem Mittelstufen-Geschichtsbuch "Volk und Führer" von Paul Vogel, Frankfurt 1939 schon in einer Kapitelüberschrift des Inhaltsverzeichnisses: "Völker bilden sich aus Rassen."
- 26 Imgraben S. 30, vgl. S. 9.
- 27 Imgraben S. 150. R. Wagner, Das Judentum in der Musik (1850). Religion und Kunst (1880). Vgl. Richard Wagner, Mein Denken. Eine Auswahl der Schriften. Einleitung von Martin Gregor-Dellin. 1982.
- 28 Imgraben S. 18.
- 29 Imgraben S. 151.
- 30 Vgl. Amtsblatt wie Anm. 4, S. 28 und Imgraben S. 60 bis 68.
- 31 Brief vom 22. 5. 41 (Kopie). Zum "Goldenen Abitur 1941/1991" vergleiche den Jahresbericht des Markgrafen-Gymnasiums Durlach 1989 bis 1991, S. 28. Eine anschauliche Würdigung Imgrabens durch Peter Güß findet sich in der Festschrift zur 400-Jahr-Feier der Schule 1986, S. 90–97.
- 32 GLA 235, Zg. 1967/41 Nr. 2062, Personalakte Imgraben.

Anschrift des Autors: Dr. Klaus P. Oesterle Paul-Klee-Straße 4 76227 Karlsruhe

Hygiene, Sport oder einfach nur "Spaß"?

Glanz und Elend des einst stolzen Karlsruher Tullabades

Der Modebegriff "Wellness" meint eigentlich eine altbekannte Sache. Es geht um den aufmerksamen Umgang mit sich selbst, der Gesundheit, Wohlbefinden und ein langes Leben befördern soll. Kurz, Wellness ersetzt den alten Begriff der Hygiene, der für das 1955 eröffnete, damals hochmoderne und in der jungen Bundesrepublik allseits bewunderte Tullabad noch so grundlegend gewesen war. Aber damals war mit Hygiene nicht nur die Sauberkeit der Bürger, sondern auch ihre allgemeine körperliche Gesundheit gemeint.

Doch schon nach drei Jahrzehnten war der Nimbus des Tullabades verspielt, zum Jubiläum von 1985 verloren sich trotz Freibier nur wenige Unentwegte in der Halle, auch befanden sich die Zuschauerzahlen schon seit Jahren im Sinkflug. Was war geschehen? Einerseits war das junge und hochmoderne "Fächerbad" seit 1982 zum harten Konkurrenten geworden, andererseits hatten sich auch der Alltag und damit die Einstellung der Menschen deutlich gewandelt. Denn in der frühen Nachkriegszeit mussten die Menschen noch wesentlich häufiger körperlich schwer arbeiten. In der Industriegesellschaft baute man damals auf Leistungsstärke und die Kraft der Einzelnen. In unserer heutigen, nachindustriellen Dienstleistungsgesellschaft ist der hart arbeitende Körper unwichtiger geworden. Die Arbeit erfordert seltener physischen Einsatz, zunehmend aber psychische Disziplin, um die gefor-Bewegungsarmut auszuhalten zu können. Ärzte, Krankenkassen, Medien und Fitnessindustrie soufflieren uns deshalb heute unablässig: Bewegungsarmut ist schädlich, sie provoziert Unausgeglichenheit und Stress, sie fügt uns psychischen Schaden zu. Hier ist eine regelrechte Propagandamaschinerie entstanden, die uns zum körperlichen "Ausgleich" nötigen will. Eine mächtige, stetig wachsende Kosmetik- und Sportindustrie steht im Hintergrund, deren Produkte von Fitness-, Atem- und Entspannungstrainings bis zu Ayurveda-Kuren reichen. Für die Arbeit muss der Leib also nicht mehr allzu leistungsfähig sein – fit und schön wird er erst durch seine physische Modellierung in der Freizeit. Sport wird nicht geübt, um fit für die Arbeit zu sein, sondern um im Büro besser still halten zu können und dabei eine gute Figur zu machen.

Der gesellschaftliche Umbruch kam in der Bundesrepublik Ende der 1970er Jahre, als der Körperarbeiter endgültig vom Kopfarbeiter abgelöst wurde. Das ist ein Paradox: der leistungsfähige Körper wird in der Arbeitswelt immer weniger gebraucht, wird aber für die Freizeitindustrie immer begehrenswerterer. Es überrascht daher nicht, dass das einst so bewunderte, allseits gerühmte Tullabad Mitte der 1980er Jahre erstmals existenziell in Frage gestellt wurde. Damals verlangte man erstmals nach einem neuen "Freizeit- und Erlebnisbad" - 1986 im Bäderkonzept der Stadt so bezeichnet. Mit dem schon 1982 eröffneten "Fächerbad", eine topmoderne, heute ebenfalls schon in die Jahre gekommene Sportstätte, war dem Tullabad harte Konkurrenz erwachsen. Trotzdem begann der Niedergang des Bades unerwartet rasch, zumal die lokale Presse noch 1969 von einem heillos überlaufenen Tullabad berichtete.

Als überragendes und lange vorbildliches Sportbad ist das Tullabad heute ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung, es wurde bereits 1990 in das Denkmalbuch des Landes Baden-Württemberg eingetragen. Doch was macht diesen auf den ersten Blick nüchtern erscheinenden Beton-Glas-Bau so erhaltenswert? Ist er nicht vielmehr ein Kind seiner Zeit.



Tullabad, Große Schwimmhalle mit Sprungturm und Tribüne, Postkarte um 1960

das seine besten Jahre lange gesehen hat? – Tatsache ist, dass heute nur noch allernotwendigste Dinge repariert werden, da schon seit zwei Jahrzehnten ein "Spaßbad" an anderer Stelle geplant ist. Mit dem nun vorliegenden Beschluss des Gemeinderates steht so gut wie fest, dass dieses neue "Wellness- und Erlebnisbad" nahe der Europahalle zu bauen und das Tullabad dann spätestens 2007 zu schließen sei. Abbruch oder neue Nutzung, die Zukunft des alten Bades erscheint düster.

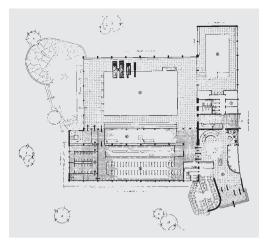
Viele Karlsruher erinnern sich an die glanzvolle Eröffnung des damals hochmodernen Neubaus im Jahre 1955. Im noch deutlich von Kriegszerstörungen gezeichneten Karlsruhe war dies ein weiteres Signal zur Normalisierung der Lebensumstände. Denn nach der Zerstörung des Friedrichsbades 1944 war nur noch das Vierordt-Bad nutzbar gewesen, das aber für sportliches Schwimmtraining, Wasserball, Turmspringen oder die noch junge Disziplin des Kunstschwimmens schlecht geeignet war. Das Becken war zu seicht und mit 28 m zu lang, bei Wettbewerben musste stets mühselig eine Holzwand eingebaut werden. Bald platzte die alte Schwimmhalle aus allen Nähten, welche 1900 als Erweiterung der schon 1873 durch Josef Durm errichteten Badeanstalt entstanden war. Im Jahre 1954 drängelten sich hier über 390 000 Besucher. Zur Entlastung musste also dringend ein neues Bad her, das schon bald in unmittelbarer Nachbarschaft, auf dem Gelände des Stadtgartens empor wuchs, unter der aufmerksamen Leitung von Oberbaurat Helmut Stephan vom Städtischen Hochbauamt.

Der Baukomplex knüpfte formal an die kurz vorher entstandene Schwarzwaldhalle von Erich Schelling an und führte deren kühne Bauform in eigenständiger Weise weiter. Das Tullabad war zwar nicht das jüngste, aber das modernste Hallenbad der Nachkriegszeit und konnte mit einigen Superlativen aufwarten. Das Sportbecken war nun an jeder Stelle mindestens 2.10 m tief und damit für alle Schwimmsportarten geeignet. Einer abstrakten Baumskulptur gleich, ragte der Sprungturm empor, damals der erste in der Bundesrepublik mit hydraulisch regelbarer Höheneinstellung. Der Zehnmeterturm ist allerdings nur 9 Meter hoch, eine schon in den 1960er Jahren nicht mehr zulässige Abweichung, Zwei Unterwasserfenster ermöglichen den Trainern bis heute die Bewegungsanalyse der Schwim-

mer. Nach wie vor besitzen wenige Schwimmstätten eine Tribüne für 550 Zuschauer mit Kabinen für Presse und Funk, sogar an zukünftige Fernsehübertragungen war damals bereits gedacht worden. Hochmodern ausgestattet, konnten hier 1958 und 1965 deutsche Meisterschaften im Schwimmen abgehalten werden, nach wie vor werden hier Kurzbahnmeisterschaften ausgetragen. Schon 1956 konnte mit einem Länderkampf ein deutschfranzösischer Neubeginn im Schwimmsport stattfinden, dessen Austragung Oberbürgermeister Günter Klotz als "hohe Ehre" empfand. Die für Ausscheidungen im Kunstschwimmen vorgeschriebene Wassertiefe wird im weiten Umkreis nach wie vor nur durch das Wettkampfbecken des Tullabades erfüllt.

Mit einer 610 m² großen Glasfläche, sechs Wettkampfbahnen und einem beheizten Nichtschwimmer- und Lehrschwimmbecken, das akustisch von der großen Schwimmhalle abgetrennt war, verfügte man viele Jahre über eines der modernsten und komfortabelsten Sportbäder Europas. Noch heute beeindrucken die ingenieurbautechnischen Leistungen: Die gro-Be Halle wird durch neun vorgespannte, 29 m lange Binder überbrückt, die auf der Tribünenseite eingespannt sind und zur Fensterseite hin ansteigen, wo sie auf Pendelstützen aus Sichtbeton aufliegen. An ihrer Unterseite hängt eine dünne Betondecke, die einen bis zu 2,30 m hohen Dachraum abtrennt, wo sich die Entlüftung sowie Kalt- und Warmwasser-Hochbehälter befinden. Das große Schwimmbecken steht warmluftumspült in einer mächtigen Grundwasserwanne aus Stahlbeton, eine nicht mehr neue aber sehr moderne Konstruktion.

Nicht ohne Stolz notierte der verantwortliche Architekt Helmut Stephan im Eröffnungsjahr 1955: "Karlsruhe hat nach Fertigstellung des Tullabades eine Anlage, die technisch, lage- und ausstattungsmäßig zu den besten des Bundesgebietes zählt." Und wirklich, mit dem Tullabad formte man einen architekturkünstlerischen Prototyp, der zu den Pionierbauten dieser Bauaufgabe gehört. Das klar gegliederte und darin elegant geformte Gebäude vermittelt noch heute den optimistischen Elan der Wiederaufbaujahre und verkörpert dabei die geglückte Wiederanknüpfung an das internationale Architekturgeschehen



Tullabad, Grundriss Erdgeschoss. Eingang von der Ettlinger Straße unten rechts.

nach dem verhängnisvollen Sonderweg des nationalsozialistisch geprägten Bauwesens. Obwohl die Betonkonstruktion deutlich sichtbar ist, überrascht in der Schwimmhalle der Eindruck von Leichtigkeit und Transparenz. Auch die weit geschwungene Hallendecke bedeutet ein Aufatmen, ein Lebewohl von nationaler Protzästhetik. Auch konnte der Gegensatz zum benachbarten Schwimmtempel des Historismus, dem dunklen Vierordtbad, kaum deutlicher ausfallen. Hier war ein lichtdurchflutetes Glashaus entstanden, das man über eine helle Eingangshalle mit einer sich elegant leicht emporschwingenden Treppe betreten konnte.

Auch die innere Organisation des Bades war neuartig. Hinter den großen Tribünen der Schwimmhalle befanden sich die Umkleiden. die für Männer und Frauen geschossweise abgetrennt waren. Die Duschen unterschieden wiederum sorgfältig zwischen Erwachsenen und Jugendlichen. In der Schwimmhalle herrscht eine ruhige Atmosphäre, denn Glaswände schirmen den Kinderlärm vom Nichtschwimmerbecken ab. Von behaglichen Wärmebänken aus kann man sich vom Schwimmen erholen, im Sommer ist sogar ein Sonnenbad im kleinen Freibereich möglich. Die hohen Glasflächen heben den Unterschied zwischen Innen und Außen optisch auf und gewähren einen ungehinderten Blick auf das Grün des Stadtgartens. Vorher waren die Schwimmhallen deutlich introvertierter ange-

legt. Sie waren zwar natürlich belichtet, das Licht drang jedoch meist von oben herein. Schon Wasmuths Baulexikon hatte 1931 hinsichtlich der natürlichen Beleuchtung gefordert: "Es kann in einer Schwimmhalle nie hell genug sein". Ein Grundsatz, der beim Tullabad damals eine konseguente Verwirklichung fand. Für Begeisterung sorgten bei der Eröffnung aber auch die achtzehn Unterwasserstrahler, die bei eintretender Dunkelheit noch immer für eine festliche Atmosphäre sorgen. Die hervorragende Gestaltung des Tullabades blieb freilich nicht unbemerkt. Schon 1956 wurde das Projekt auf der Berliner Ausstellung INTERBAU als beispielhaft präsentiert.

Die Eingangshalle wird durch eine zeittypisch gestaltete Putzkeramik nach Entwürfen von Bräuninger und Trust geziert. Bräuninger erhielt später eine Professur an der Fachhochschule Karlsruhe, den Brand übernahm die heute nicht mehr bestehende Rüppurrer Fayence. Mit der Hilfe der Denkmalpflege konnte das Kunstwerk 1990 gefestigt und gerettet werden, es hatte sich bereits vom Untergrund gelöst. Der Wandschmuck beim Nichtschwimmerbecken und an der Außenwand der früheren Milchbar beim Eingang stammt aus der Staatlichen Majolikamanufaktur.

Die letzten größeren Sanierungsmaßnahmen am Tullabad fanden 1988 statt und liegen damit lang zurück. Leider wurden gebrochene Originalkacheln in der Schwimmhalle immer wieder durch farblich nicht passende Ersatzkacheln ersetzt, wodurch ein trauriger - hoffentlich nicht gewünschter dennoch überaus provisorischer Eindruck entsteht. Katastrophal erscheint die Eintrübung der großen Glasscheiben zum Stadtgarten durch die weit fortgeschrittene Glaskorrosion. Teilweise sind die Fenster völlig undurchsichtig geworden, auch von außen ergibt sich ein ungepflegter, baufälliger Eindruck, der den ursprünglichen Anspruch des Gebäudes geradezu verhöhnt. Innen ist die einst berühmte, weltoffene Glashalle so verkommen, dass der Raumeindruck heute an stets von innen beschlagene Gewächshäuser gemahnt. Das Weiterbestehen des einst heiteren, angenehm unaufgeregten und zweckmäßigen Tullabades neben einem zukünftigen vergnügungssüchtigen Planschbad ist mehr als ungewiss. Die bauliche Vernachlässigung des einst stolzen, heute nicht mehr in Ehren gehaltenen alten Bades verheißt nichts Gutes. Dennoch – bis heute ist das Tullabad eine ideale und ortsnahe Trainings-, Wettkampf- und Erholungsstätte. Vielleicht kann das alte Bad durch Menschen gerettet werden, die seine erholsame Nüchternheit als Alternative zu den lärmenden Planschbädern wieder schätzen. Auch Spaßbäder haben ihre Zeit.

Literaturauswahl_

Dietrich Fabian: Moderne Schwimmstätten der Welt. Bremen 1963 (5. Auflage), erstmals 1957.

Ilse Hess: Die Neuorientierung im Bäderbau 1970 bis 1985 unter besonderer Berücksichtigung der historischen Entwicklung. Hamburg 1989.

Sport- und SchwimmClub Karlsruhe e. V. (Hrsg.): 100 Jahre Schwimmen in Karlsruhe, 1899–1999. Karlsruhe 1999 (Privatdruck).

Frank Werner: Der Karlsruher Festplatz und seine Randbebauung unter besonderer Berücksichtigung des Tullabades. Erarbeitet im Auftrag der Stadt Karlsruhe 1988 (Unveröffentlichtes Typoskript).

Helmut Stephan: Tullabad – Karlsruhes neue Schwimmhalle. Zur Eröffnung des modernsten deutschen Hallenbades am heutigen Tag. In: Badische Neueste Nachrichten, 16. Juli 1955 (Nr. 163).

Stadtverwaltung Karlsruhe (Hrsg.): Das Tullabad der Stadt Karlsruhe. Herausgegeben zur Eröffnung im Juli 1955 von der Stadtverwaltung Karlsruhe. Karlsruhe 1955.

Phillip Sarasin: Reizbare Maschinen – Eine Geschichte des Körpers 1765–1914. Frankfurt a. M. 2001.

Anschrift des Autors: Dr. Clemens Kieser Regierungspräsidium Karlsruhe Ref. 25, Denkmalpflege 76279 Karlsruhe

30 Jahre Europa-Park Rust

Stationen einer Erfolgsgeschichte im Südwesten Deutschlands



Gerüstet für die Erlebnisreise: der Europa-Park-Pass für die 12 dargestellten Länder Foto: privat

..Wilde Maus" und "Calypso", so hießen einst die Fahrgeschäfte, die das Familienunternehmen Mack aus Waldkirch im Breisgau baute. Die Familie Mack steht maßgeblich dem Erfolg und den Veränderungen Europa-Park Rust. Heute hat man es dort mit Attraktionen namens "Silver Star" und "Atlantica Super Splash" zu tun. Die

Zeiten haben sich geändert. In den vergangenen 30 Jahren hat sich der Europa-Park von einem einfachen Freizeitpark hin zu einem High-Tech-Vergnügen entwickelt.

WIE ALLES BEGANN

Die Firma Heinrich Mack Waldkirch (heute Mack Rides GmbH & Co KG) war schon im 18. Jahrhundert bekannt für ihre Fertigkeiten im Wagenbau. Zunächst im Schausteller- und Karussellbaugeschäft tätig (seit 1870), stellt sie ab 1920 Fahrgeschäfte für Jahrmärkte her. Ein Jahr später baut Mack die erste Achterbahn aus Holz. 1 Seit 1930 spezialisiert sich der Familienbetrieb auf Schaustellerwagen, Karussells, Geister- und Achterbahnen.

Franz Mack, eines der sechs Kinder in der Familie Heinrich Mack, übernimmt 1958 den väterlichen Betrieb. Er wagt den Sprung in das US-Geschäft, unter ihm wird die Firma Mack zu einem Weltunternehmen. Seine Einstellung und Haltung ("Ich hatte dauernd neue Ideen und wollte Neuheiten auf den Markt bringen"²)

verhelfen ihm zum Aufstieg: die Produktpalette umfasst mittlerweile sowohl transportable Fahrgeschäfte, als auch stationäre Parkeinrichtungen und Wagenbau, wie z. B. Wohnwagen, Verkaufswagen und Mannschaftswagen.

Ein Besuch 1971 in Disneyland hinterlässt bleibenden Eindruck bei Mack und seinem Sohn Roland. Walt Disney hat 1955 seinen Unterhaltungspark in Kalifornien ins Leben gerufen. Zwar gibt es in Europa auch schon im 18. und 19. Jahrhundert³ Vergnügungsparks wie z. B. den 1766 gegründeten Wiener Prater oder das Tivoli in Kopenhagen (eröffnet 1843). Der Vorreiter des modernen Freizeitparks kommt allerdings aus den USA, wo mit dem 1903 entstehenden "Luna Park" (ein Synonym für Vergnügungspark) "in moderner Weise das ganzheitliche Erleben von Natur, Kultur und Technik"4 verbunden werden. In Anlehnung daran entwickelt Disney sein neues Konzept, bei dem er Wert legt auf technische Perfektion und Qualität. Er schafft einen Park, der nicht bloß Fahrgeschäfte aneinander reiht, sondern präsentiert gezielt ausgewählte Themenbereiche, in denen die Fahrgeschäfte harmo-



Die Anfänge in Waldkirch

Foto: Europa-Park



Franz Mack mit amerikanischen Geschäftspartnern 1960 Foto: Europa-Park

nisch integriert sind. Von diesem amerikanischen Modell beeindruckt und inspiriert steigen Vater und Sohn Mack in das Freizeitparkgeschäft ein und eröffnen am 12. Juli 1975 den Europa-Park. Mit ihrem Entschluss liegen sie im Trend der Zeit. Die ersten modernen Freizeitparks in der Bundesrepublik entstehen Mitte der 1960er Jahre und ab 1970 ist ein regelrechter Boom zu beobachten. So gibt es beispielsweise seit 1967 das Phantasialand in Brühl bei Köln oder den Heide-Park in der Lüneburger Heide (1978).

Bei der Frage nach dem Standort fällt die Wahl der Schwarzwälder auf das ehemalige Fischer- und Bauerndorf Rust im Dreiländereck Deutschland-Frankreich-Schweiz. Eine 16 Hektar große Fläche mit historischem Baumbestand, Bachläufen und der aus dem Jahr 1442 stammenden Wasserburg "Schloss Balthasar" bildet den Anfang. Zunächst wird der Park als "Schaufenster" für die von der Firma Mack gefertigten Fahrgeschäfte genutzt. Dazu gibt es, anfangs vergleichsweise beschaulich, in dem Familien- und Freizeitpark u. a. Minigolfflächen und das Angebot zu einer Mississippi-Dampfer-Fahrt. Das erste schnelle Fahrgeschäft ist 1978 die Tiroler Wildwasserbahn, die in einem Prospekt aus der Zeit als "das neue Abenteuer" dargestellt wird. Mit "neuen Überraschungen" und "Spaß ohne Grenzen" wirbt der Europa-Park im Laufe der Jahre für sich – und verändert sich zusehends: Nach und nach werden Parkanlage, Shows und Varieté mit dem Nervenkitzel der immer rasanteren Fahrgeschäfte zu dem kombiniert, was er heute ist: Deutschlands größter Freizeitpark. Die Gesamtfläche umfasst mittlerweile 70 Hektar. Und kamen im ersten Jahr schon beachtliche 250 000 Besucher so wurde bereits drei Jahre nach der Eröffnung die erste Besuchermillion erreicht. 2004 besuchten 3.7 Millionen Gäste den Europa-Park Rust. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen unterstreichen den Erfolg: Sei es der Umweltpreis 2001 des Landes Baden-Württemberg, der die umweltorientierte Unternehmensführung würdigt, die Auszeichnung Roland Macks zum "Südbadener des Jahres" 2003 in der Kategorie Wirtschaft oder die Bestnote bei einer Untersuchung des B.A.T.-Freizeitforschungsinstituts 2004 zur Qualität der Freizeitparks in Deutschland.⁵

EUROPA AUF EINEN BLICK – DIE THEMENBEREICHE

Der Name des Parks geht zurück auf den Europa-See, der an ein zunächst anvisiertes Gelände grenzte. Die Kennzeichen des Europa-Parks sind heute die europäischen Themenbereiche. Ab 1979 fand diese Neukonzeption in Rust hin zu einem Themenpark statt. Entscheidender Gestalter war der Filmarchitekt und Bühnenbildner Ulrich Damrau, nach dem sogar eigens ein Platz im Europa-Park benannt worden ist, die "Plaza de Ulrico Damrau". Er brachte wertvolle Erfahrungen mit: Sein erstes großes eigenes Projekt war 1971-74 der Bau der amerikanischen Westernstadt "Hot Gun Town" in Grafrath bei München, die als Kulisse für Wild-West-Filme diente. Das war eine willkommene Voraussetzung, um in Rust mitzuwirken, ging es doch auch hier um eine gestalterische Herausforderung: der Bau einer Architekturlandschaft Europa. Damraus Arbeiten laden ein zu einem "Spiel von Traum und Wirklichkeit"6. In einem Interview formuliert er worum es für ihn dabei geht: "Wir wollen beileibe kein ortsfester Rummelplatz sein, wir wollen nicht belehren (...). Wir wollen unsere Besucher auch nicht in eine Traumwelt entführen (...). Wir möchten unseren Besuchern Entspannung und Erholung bieten."7 Ab 1981 entstehen die architektonisch zusammenhängenden Bereiche in Rust: Der italienische Stadtteil mit seiner Piazza macht den Anfang



Themenbereich Skandinavia: die einen arbeiten, die andern vergnügen sich Foto: privat

(1982), gefolgt von Holland (1984) und dem englischen Teil mit der Victoria Square (1988). Bistros und Crêperien kennzeichnen das seit 1990 existierende Quartier français; Skandinavien lädt mit seinen farbenfrohen Holzhäusern zu einem Besuch ein (1992) und das Schweizer Dorf gibt sich urig-gemütlich.

"Ach ja, hier ist Spanien, mit diesen maurischen Fliesen", so der Wiedererkennungseffekt bei einer Besucherin im Europa-Park (das spanische Dorf existiert seit 1993). Es ist erstaunlich: Die Länder werden durch "typische" Merkmale repräsentiert, dazu gibt es landesübliche Gastronomie - und diese Inszenierung funktioniert. Der Besucher orientiert sich daran, taucht ein in die Atmosphäre eines Landes und durchläuft so ein Gebiet nach dem anderen. Da muss es nicht die kyrillische Schrift im russischen Dorf (1998) sein, die verrät wo man sich gerade befindet; weiß getünchten Wände, steinige Gässchen und dazu ein wolkenloser badischer Himmel - natürlich ist man gerade in Griechenland (2000) ...

Mittlerweile laden 12 Länder zu einer Erlebnisreise ein, bis 2007 soll der Bereich Portugal fertig gestellt sein.



Einblick in den Themenbereich Schweiz

Foto: privat

Eine "Deutsche Allee" gibt es seit 1997. Hier ist z. B. ein Teil der Berliner Mauer zu besichtigen und damit ein weiteres Merkmal des Konzeptes im Europa-Park angeschnitten: Originale zu integrieren, das hat man sich in Rust auf die Fahnen geschrieben. Originale Trachten und historische Gebäude, wie z. B. die Chalets von 1785 aus der Schweiz im Wartebereich des Matterhorn-Blitzes sind fester Bestandteil und machen den Besuch zu einem abwechslungsreichen Erlebnis. Die Palette der Angebote und Ideen lässt sich noch weiter fortführen: En passant lernt man auf einem Lehrpfad etwas über die "10+", die neuen Mitgliedsstaaten der EU. Verteilt auf den Grünflächen sind Arbeiten junger Künstler ausgestellt. Und wie in einem botanischen Garten, verraten kleine Schilder etwas über die Pflanzen und ihren Lebensraum am See. Auch bei den Attraktionen im Park ist für ieden Geschmack etwas dabei: sei es die nostalgische Märchenlandschaft mit den liebevollen Details, das 4D-Kino Magic Cinema oder die spektakuläre Fahrt in der Euro-Mir.

Der Europa-Park Rust hat in der Fülle der Unterhaltungs- und Vergnügungsangebote seinen Platz gefunden – die Besucherzahlen sprechen für sich.

Doch wo Erfolg herrscht, da gibt es auch kritische Stimmen. Sie stören sich an Konsum und Kommerz. Selbstverständlich ist es eine heile Welt, die präsentiert wird. Aber ist das denn verwerflich, wenn man unterhalten (werden) will? Mit der selbstgesetzten Maxime des Europa-Parks "Historie zum Anfassen, anschaulich dargestellt, bilden und informieren"⁸ schaffen sie vermeintlich den schwierigen Spagat zwischen Erkenntnisgewinn und Unterhaltung.

Und unabhängig von Geschmacksfragen und Kulturkritik darf man nicht vergessen: In der strukturschwachen Region im Südwesten Deutschlands bietet der Europa-Park zahlreiche Arbeitsplätze. Im Jahr 2001 fielen laut Badischer Zeitung mehr als 80 Prozent der Investitionen des Europa-Parks auf hiesige Handwerksbetriebe. Durch den Europa-Park ist der Name Rust ein Begriff geworden. Die Besucher von fern und nah beleben zudem den Tourismus in der Region. Allein 2004 hat der Park, seine eigenen Hotels nicht mitgerechnet, zu einer halbe Million Übernachtungen verholfen.

JÜNGSTE ENTWICKLUNGEN

Bei einem Rückblick auf die vergangenen 30 Jahre des Europa-Parks wird deutlich: es ist ein Geschäft. Ein Geschäft, das ständig neu belebt und erfunden werden will. Das zeigen auch die jüngsten Beispiele:

Mit den 2001 eingeführten "Winterwochen" öffnet der Freizeitpark beispielsweise nun ganzjährig seine Pforten. Vorträge finden heute im Europa-Park genauso statt wie Science Days. Und man hat die Qualitäten als Medienstandort entdeckt. Präsenz zu zeigen (z. B. wird die ARD-Show "Immer wieder sonntags" regelmäßig aus Rust übertragen), gehört heute dazu, wenn man (wirtschaftlich) überleben will.

Der neueste Trend und zugleich der größte Einschnitt in der bisherigen Geschichte des Europa-Parks: das Angebot von Erlebnishotels. Was einst als Tagesausflugsziel in Rust begann, soll jetzt als Kurzurlaub in einem der Hotels im Europa-Park münden. 1995 hat das Erlebnishotel "El Andaluz" eröffnet, kurz gefolgt von dem Burghotel "Castillo Alcazar". Mittlerweile kann man sich auch "wie die alten Römer" betten: 2003 ging das Hotel "Colosseo"

an den Start. Preise und Auszeichnungen belegen auch hier, einen Schritt in die richtige Richtung getan zu haben. In den wirtschaftlich schlechten Zeiten ist für viele ein Kurzurlaub das einzig Machbare, das Angebot trifft damit den Nerv der Zeit.

Bei all diesen Entwicklungen und Veränderungen in den vergangenen 30 Jahren im Europa-Park wird am Ende klar, was Roland Mack, der zusammen mit seinem Bruder Jürgen heute geschäftsführender Gesellschafter in Rust ist, einmal in einem Interview mit der "Welt am Sonntag" über seine Tätigkeit zum Ausdruck gebracht hat: "Spaß ist Schwerstarbeit".

Anmerkungen_

- Ch. Wenz/K. Hauss/M. Röck (Redaktion): Park-Guide. Eine Reise durch den Europa-Park. Rust Sommer 2005, S. 4.
- 2 Herbert Klein: Von der Illusion und ihrer Wirklichkeit. 25 Jahre Europa-Park. Rust 2000, S. 69.
- 3 Uwe Fichtna/Rudolf Michna: Freizeitparks. Allgemeine Züge eines modernen Freizeitangebots, vertieft am Beispiel des Europa-Park in Rust/Baden. Freiburg i. Br. 1987. Die Autoren weisen hin auf erste Beispiele im Hochmittelalter, s. S. 183.
- 4 Brigitte Heck: Freizeitpark und Museum Der Europapark Rust als Fallbeispiel. In: Landesstelle für Volkskunde Freiburg/Landesstelle für Volkskunde Stuttgart (Hrsg.): Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, 1986, S. 39–57, hier S. 42.
- 5 Medien-Information Europa-Park Rust.
- 6 Willi Thoma: Faszination Karussell- und Wagenbau. 200 Jahre Heinrich Mack Waldkirch. Waldkirch 1988, S. 345.
- 7 Ebd., S. 269.
- 8 Aussage Roland Mack im Jubiläumsfilm anlässlich des 30. Geburtstags des Europa-Parks, zu sehen in der Mack-Ausstellung auf dem Gelände.
- 9 Jürgen Ruf: Der Europa-Park entstand auf einem Bierdeckel. In: http://www.stimme.de/reisen/heimweh-reiseberichte/deutschland-reise/art363,506450.html?fCMS=d64eb1674d09cc7406be6e5d5188f55a
- 10 U. a. Auszeichnung Roland Mack im Jahr 2000 zum "Hotelier des Jahres"; 2004: das "Colosseo" wird zur "Hotelimmobilie des Jahres" gewählt. Quelle: Fakten zum Europa-Park.

Anne-Katrin Becker M.A. Badisches Landesmuseum Karlsruhe Referat Volkskunde Schloss 76131 Karlsruhe

"Kunst muss dienen"

Das Werk des Malers Albert Finck (1895–1958)

Albert Finck wurde am 9. Juli 1895 in Bretten geboren. Sein Vater hatte eine Ausbildung an der Landesbauschule abgeschlossen, konnte aber seinen Beruf als Baumeister wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht aufnehmen.

Seine schulische Ausbildung beendete Albert Finck in Bretten und seine seminaristische Ausbildung in Villingen und Freiburg schloss er mit einem staatlichen Zeichenlehrerexamen ab. In dieser Zeit erlernte er die englische und französische Sprache. Er pflegte das Klavierspiel und war ein begeisterter Fußballspieler. Seine Eltern zweifelten an seinen künstlerischen Fähigkeiten und hätten es gerne gesehen, wenn er Theologie studiert hätte. Er fühlte sich hierzu aber nicht geeignet. "Ich habe die Kunst in mein Herz gefasst", sagte er. Nach einem vierzehntägigen Kriegseinsatz (1914) in Frankreich kehrte er von dort als "Schwerkriegsverletzter" in seine Heimatstadt Bretten zurück. Sein Lazarettarzt war Prof. Dr. Karl Jaspers (1883–1969), mit dem er noch viele Jahre in Verbindung stand und dem er zwei Bilder zueignete. Nach den schrecklichen Kriegserlebnissen war er gerne allein und bewegte sich viel in der freien Natur. Damals schärfte er sein Auge für das, was die Natur einem Künstler zu bieten hat.

Es folgte nun eine künstlerische Weiterbildung an der Kunstakademie in Karlsruhe und der Akademischen Hochschule für Bildende Kunst in Berlin. Hier beteiligte er sich unter anderem an Seminaren von Professor Sörensen (Architektur) und Professor Jünkel (Kirchliche Kunst). Während seiner Berufsausübung als Kunsterzieher an Gymnasien in Pforzheim, Bruchsal, Mannheim und Karlsruhe wurde er wegen "überdurchschnittlicher künstlerischer Leistungen" Meisterschüler bei Professor Bühler an der Kunstakademie in Karlsruhe. Diesem fielen seine herausragenden Fähigkeiten in der Landschaftsmalerei auf, die er dann auch bewusst förderte. Vorlesungen und Seminare an der Technischen Hochschule - heute Universität - Karlsruhe bei Professor Wulzinger (Institut für Kunst- und Baugeschichte) erweiterten seine künstlerischen Erkenntnisse. Bei Professor Hubbuch, der an der Kunstakademie in Karlsruhe lehrte, verfeinerte er sein Können im figürlichen Zeichnen. In dieser Zeit wurde er Mitglied im Verein für kirchliche Kunst.



"Schwarzwaldlandschaft" (Titisee); Öl



Kapelle im Schwarzwald; Aquarell

Neben seiner künstlerischen Tätigkeit war er immer auch sozial engagiert und dies insbesondere in der kirchlichen Jugendarbeit. 1932/1933 war er Stadtverordneter in Karlsruhe, verlor aber nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten dieses Amt. Anfangs des Dritten Reiches stand er, nach manchen unerfreulichen Erlebnissen in der Weimarer Republik, dem neuen System nicht aktiv ablehnend gegenüber. Nach der "Sportpalastkundgebung" der Deutschen Christen im November 1933 wurde er Mitglied der Bekennenden Kirche. 1943 versuchte er eine Bewegung zur Beendigung des Krieges zu

starten. Er meinte, es müsse möglich sein, alle am Krieg beteiligten Christen dazu zu bewegen, dieses grausame Geschehen aus ihrer christlichen Verantwortung heraus zu beenden. Aus diesem Grunde führte er Gespräche mit dem Erzbischof von Freiburg Dr. Gruber, dem Landsbischof von Württemberg Dr. Wurm, dem Ministerpräsidenten von Baden Köhler u. a. Bald musste er die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen als Einzelperson erkennen. Nach massiven Bedrohungen und einer Anzeige bei der Geheimen Staatspolizei durch einen eigenen Schüler war diese Aktion beendet.



"Auferstehung" Glasfenster in der Kirche von Graben-Neudorf



"Gedächtnisfenster" Glasfenster in der Stadtkirche Durlach



"Diakoniefenster" Glasfenster in der Stadtkirche Durlach

Von 1928 bis 1958 war er Professor am Staatstechnikum in Karlsruhe (heute Hochschule für Technik). 1928 unternahm Albert Finck mit Genehmigung und Unterstützung des Ministeriums für Kultus und Unterricht eine Studienreise nach Italien. Hierbei besuchte er vor allem Florenz und Rom.

1935 schrieb Albert Finck: "... Meine künstlerische Tätigkeit befasst sich hauptsächlich mit religiöser Kunst. unter der Verwendung des christlichen Gedankengutes. Kunst ist nicht Selbstzweck, sondern sie will dienen. Künstlerisches Schaffen ist ein unermüdliches Arbeiten an sich und seiner Kunst, das zu keinem Zeitpunkt abgeschlossen ist. In letzter Zeit habe ich mich besonders





der Glasmalerei gewidmet, ich wurde auch dazu gedrängt, weil sich kein Künstler in der jetzigen Zeit dieser stark gebundenen Kunst widmen wollte." So gesehen ist es verständlich, dass er selbst wenig "abstrakt" künstlerisch gearbeitet hat. Zu dieser "abstrakten" Malerei sagte er: "... Wenn der Mensch schwer arbeitet, die Unruhe des Alltages ihn umgibt und er in diesen Bildern einen Ruhepunkt sucht, wird er diesen nicht finden ...". Die Jahre nach 1935 und die Kriegszeit haben ihn sehr bedrückt. Das malen in der freien Natur gab ihm Kraft und innere Stärke: "... Es reizt mich immer die universelle und zeitlose Natur in ihrer verklärten und inneren Schönheit und Größe zu zeigen. Wie froh wird das Herz, wenn es Sonne sieht, Himmel, in die Ferne träumt, über Berge und Täler hinwegeilt, wie von unsichtbaren Flügeln über unsere schöne Heimat getragen ...".

Das künstlerische Schaffen von Albert Finck war breit gefächert: Landschaftsmalerei, Stilleben und Portraits in Öl und Aquarelltechnik. Eine Sammelmappe mit Farbdrucken von Aquarellen herausragender Objekte badischer Städte, wie Karlsruhe, Straßburg, Freiburg, Heidelberg, Bretten u. a. entstand. Teilweise waren die Auftraggeber die Städte selbst. Lin-

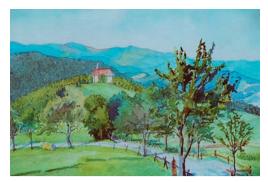


"Schwarzwaldhaus"; Öl

oldrucke (Serie mit Motiven des Maulbronner Klosters), Stiche und Zeichnungen rundeten das Werk ab. Bildhafte Wandgestaltungen mit Majolikafließen hat er u. a. in Baden-Baden, Bretten und Karlsruhe gefertigt. Fresken schuf er in Schwetzingen, Helmstadt-Bargen, Angelbachtal-Eichtersheim, Sinsheim-Eschelbach, Bretten und Flinsbach. Nur das Letztere ist noch vorhanden. Bilder, die nicht in das politische Bild (1933–1945) passten, wie "Mutter mit gefalteten Händen über der Bibel", oder Antikriegsbilder wie "Zerschossener Stahlhelm in durchwühltem Gelände" mit einem Vogel (Meise) als Hoffnungsträger u. a. wurden von Ausstellungsveranstaltern zurückgewiesen.

Eine wissenschaftliche Arbeit (1936) über "Bodenständiges Bauen im Schwarzwald und in der Baar" wurde auch in Kurzfassungen veröffentlicht ("Die Gewerbeschule", "Die badische Schule" 1937); im Verlag Dr. Max Jänecke Leipzig wurde ein Werk "Das Freihandzeichnen an den Bauschulen" herausgebracht (1942). Eine überarbeitete Kurzfassung hiervon erschien in "Baden" – Monographie einer Landschaft Verlag G. Braun Karlsruhe (1953).

Während seiner Lehrtätigkeit am Staatstechnikum Karlsruhe (Hochschule für Technik) baute er dort eine einmalige Modellsamm-



Wallfahrtskirche bei St. Peter: Aquarell

lung "Badische Bauernhaustypen" und eine Sammlung von Gipsabdrücken von "Schlusssteinen" bedeutender Gebäude im Land Baden auf. Beide Sammlungen wurden 1944 während eines Luftangriffes vernichtet. Nach einem Luftangriff auf Karlsruhe wurde die Familie des Künstlers schwer getroffen. Danach sagte er: "... Mir ist so viel zugrunde gegangen an Bildern und Studien, die nicht mehr zu ersetzen sind. Man muss es lernen, einen Strich unter die Vergangenheit zu ziehen und von Neuem beginnen ...".

Künstlerische Projekte verbanden ihn mit Verlagen wie Hans Pusch – Berlin, F. Bruckmann – München, Herm. A. Wiechmann – München, Brend' Amour – München, R. Oldenbourg – München, Julius Manias – Karlsruhe, Kunstdruckerei Künstlerbund – Karlsruhe, Ernst Kaufmann – Lahr, Schauenburg – Lahr, Fingerl – Eßlingen, E. Brockhoff – Baden-Baden u. a.

Den Auftrag eines Künstlers, wie Albert Finck ihn verstand, "... Kunst ist nicht Selbstzweck, sie muss dienen", konnte er naturgemäß besonders in der kirchlichen Glasmalerei verwirklichen. Immer wiederkehrende Themen sind bei ihm die Geburt von Jesus Christus / Weihnachten (z. B. Bruchsal, Oberderdingen-Flehingen, Helmstadt-Bargen-Flinsbach; in Symbolen: Stutensee-Blankenloch, Hemsbach/Bergstraße), der Tod / Karfreitag (z. B. Bruchsal, Rheinau-Diersheim, Neulingen-Göbrichen), die Auferstehung / Ostern (z. B. Graben-Neudorf, Mosbach-Nüstenbach, Schönbrunn-Haag, Leimen/Baden, Pforzheim-Büchenbronn). Darüber hinaus stellte er gern die Verhaltensweisen der



Garten im Winter; Aquarell

Menschen mit und ohne Christlichen Glauben dar: "Die gute Tat – Die böse Tat" (z. B. Durlach, Angelbachtal-Michelfeld, Bretten – im 2. Weltkrieg zerstört).

Die Glasfensterentwürfe von Albert Finck sind angefüllt mit Symbolen, verdeckten Hinweisen auf biblische Aussagen, vielfach unterstrichen durch die Farbgebung. Für den Betrachter erfordert dies oft ein längeres Stillehalten, ein Betrachten und Suchen. Manches erkennt man erst bei besonderem Lichteinfall oder beim Studium entsprechender Bibelstellen. Der Künstler regt den Betrachter der Kirchenfenster zum Nachdenken an und zur Beschäftigung mit den christlichen Glaubensaussagen. Dies kann verständlicherweise nicht mit "abstrakten" Bildern geschehen. Albert Finck sagte in diesem Zusammenhang: "... In unserer modernen Kunst, in der die "Unform" die Hauptsache ist, wird etwas hineingeheimnisst, das der gewöhnliche Sterbliche nicht sucht ... Der durch Bilder Angesprochene muss ihm Vertrautes auch erkennen können. Ihm ist nicht zuzumuten, erst die Abstraktion übersetzen zu müssen, wenn sie überhaupt etwas ,darstellen' soll und nicht nur durch Farbe und Form ,wirken' will ...". Albert Finck versteht seine kirchliche Kunst neben der Wortverkündigung (Predigt), der Musik (Choral, Kantaten, Oratorien u. a.) als dritte Säule der Verkündigung. Der Mensch soll in der Betrachtung mit den Augen seine Gedanken, sein Inneres dem zuwenden, was die christliche Religion verkündigt. Er soll gestärkt im Glauben die Kirche verlassen.

Die besonders intensive Beschäftigung mit der Glasmalerei und der Kunstverglasungs-



Der Zaunweg; Aquarell

technik war der Auslöser dafür, dass Albert Finck von der Glasmaler- und Porzellanmalerinnung Baden zum "Künstlerischen Beirat" ernannt wurde.

Viele seiner Werke (Kirchenfenster, Kircheneinrichtungen, Fresken und Tafelbilder) sind besonders in Kirchen der Evangelischen Landeskirche in Baden zu finden. Hier kann man auch gut seine künstlerische Entwicklung verfolgen.

Seine Verbindung zur Göttlichen Schöpfung, der Natur, findet sich in jedem seiner Werke, meist in Form einer Blume, realistisch oder stilisiert dargestellt. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass Albert Finck in seiner Zeit auch ein gefragter Landschaftsmaler war.

Schon immer beschäftigte ihn die Frage des "Lichtes" in der Kunst. Das "Licht" war ja auch wesentlicher Bestandteil der Malerei der französischen Impressionisten. Das "Licht" war aber für Albert Finck nicht "Zweck" sondern "Mittel zum Zweck". Schon 1920 als Meisterschüler von Professor Bühler in Karlsruhe hatte er das "Lichtproblem" für sich entschieden. Das beste Licht fand er dort wo es war, in der freien Natur. Dort konnte er auch seine Gedanken ordnen, Licht hineinbringen. Dies wirkte vor allem auch befruchtend für seine Kirchenfensterentwürfe. Seine Landschaftsbilder sind nicht im Atelier gefertigt worden, seine Stilleben hatten natürliche Vorlagen. Portraits erforderten von dem Portraitierten, für diesen oft nicht sehr angenehme längere "Sitzungen".

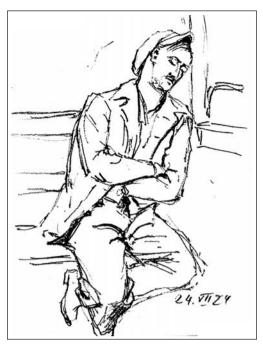
Aufträge für Ölbilder nach der Natur gemalt kamen aus ganz Deutschland. Viele sind



Dorfstraße (Stein); Aquarell

leider verschollen und oft durch Kriegsverhältnisse zerstört worden. Die Landschaftsbilder wurden gerne von Privatleuten gekauft, auch als Erinnerung an schöne Urlaubstage im Schwarzwald oder dem Allgäu. Diese Bilder brachten das "Licht" aus der Natur in die Wohnungen. Darüber hinaus haben öffentliche Einrichtungen wie das Ministerium für Kultur und Unterricht Baden, die Evangelische Landeskirche Baden, die Badischen Kabelwerke – Metallwerke Mannheim, der Badische Jugendherbergsverband, Kunstverlage und andere Institutionen Werke von Albert Finck erworben.

Das Aquarell war für Albert Finck gewissermaßen Ersatz für die Farbfotografie, die sich damals erst zögerlich ausbreitete. Auf Reisen war es ihm während einer kurzen Rast möglich, ein Motiv auszusuchen und treffend wiederzugeben. Hierbei konnte er auch seine Fähigkeiten zur Abstraktion in der Malerei unter Beweis stellen. Für ihn war die Landschaftsmalerei ein Erleben der Schöpfung und eine Vertiefung der Schöpfungserkenntnis. Sie war Meditation und Weiterbildung. Aus Sicht von Albert Finck war für den Erwerber eines Bildes



Im Schlaf; Zeichnung

dieses ein Erinnerungsstück, das diesem ebenfalls die Möglichkeit bot, inne zu halten, sich zurückzubesinnen, zu "träumen". Also war auch hier die Kunst Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck: "Die Kunst muss dienen". Albert Finck blieb seinem Verständnis von Kunst treu.

Er beschickte, außer Galerien (in Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden, Straßburg u. a.) auch Ausstellungen wie im Markgräflichen Palais in Karlsruhe, dem Karlsruher Kunstverein, im Haus der Kunst in München, der Kunsthalle Baden-Baden, dem Kunstverein Heidelberg.

Im Anschluß an eine Ausstellung mit Bildern von Albert Finck urteilte ein Kunstkritiker in den "Badischen Neuesten Nachrichten" am 4. 6. 1949: "... Albert Finck ist ein meisterhafter Techniker und verantwortungsbewußter Künstler ...".

Nach dem oben erwähnten schweren Luftangriff musste die Familie Karlsruhe verlassen. Albert Finck kehrte wieder in seine Geburtsstadt Bretten zurück. Dort stand er menschlich und künstlerisch in hohem Ansehen bei der Bevölkerung und nach 1945 auch bei den damaligen amerikanischen Besatzungstruppen. Er hatte entscheidenden Anteil daran, dass wertvolle Teile der Bibliothek des Melanchthonhauses nicht mit den abziehenden französischen Besatzungstruppen von Bretten weggebracht wurden. Einige von Albert Finck gemalte Portraits amerikanischer Soldaten und Offiziere kamen nach Amerika.

Bald nach Kriegsende 1945 war Albert Finck in der kulturarmen Zeit Mitbegründer eines "Kulturbundes Bretten", der nicht nur Kulturelles (Konzerte, Ausstellungen, Vorträge) veranstaltete, sondern auch kulturelle Aktivitäten für die Bürger anbot und förderte.

Die finanzielle und künstlerische Not war nach Kriegsende bei allen, für die die Kunst ihr Leben war, sehr groß. 1945 wurde deshalb auf Landesebene eine "Notgemeinschaft der Deutschen Kunst" gegründet, deren Mitglied Albert Finck wurde. Diese Notgemeinschaft wollte Künstlern beistehen, war aber auch eine Einrichtung der Hilfe zur Selbsthilfe. Albert Finck beschickte verschiedene Kunstausstellungen dieser Vereinigung.

In den Nachkriegsjahren übernahm er einen Lehrauftrag an einer Ausbildungsstätte für Erzieherinnen in Kindergärten. Seine Lehrtätigkeit erstreckte sich hierbei auf alle künstlerischen Bereiche der Kindergartenarbeit.

Nachdem 1953 die "Hans Thoma Gesellschaft" gegründet wurde, trat Albert Finck dieser Gemeinschaft bei. Er hatte noch persönlichen Kontakt mit dem Maler Hans Thoma (1839–1924) und fertigte von diesem ein Portrait an, das er in einen Linolschnitt übertrug. Diesen versah Hans Thoma handschriftlich mit einer Widmung.

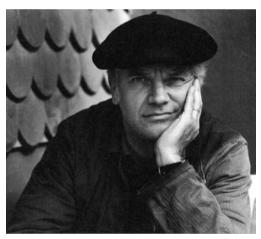
1951 kehrte die Familie Finck wieder nach Karlsruhe-Durlach zurück. Den beruflichen "Ruhestand", für den er sich viel Künstlerisches vorgenommen hatte und in dem er hoffte, sich ganz seiner Kunst widmen zu können, konnte er nicht mehr erleben. Albert Finck starb am 15. Januar 1958.

Anschrift des Autors: Dr. Klaus Finck Kraichgaustraße 2a 74889 Sinsheim

Hans Martin Erhardt

Zum 70. Geburtstag des Malers und Grafikers

Er gehört nicht zu den Künstlern, die sich jeder auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst schnell wechselnden Mode anschließen, er ist ein Künstler, der sich lieber abseits hält vom "visuellen Entertainment" – ein Ausspruch von ihm –, dabei doch nicht als ein rückständiger Traditionalist gelten darf, sondern mitten in seiner Zeit steht. "Keiner entrinnt seiner Epoche", sagt er. Die Rede ist von Hans Martin Erhardt, der, geboren in Emmendingen, am 28. Oktober seinen 70. Geburtstag feiern konn-



Porträt des Künstlers

te, ein Anlass, dem er allerdings keine allzu große Bedeutung zumessen mochte.

Sein ursprünglicher Berufswunsch lautete Ingenieur. Aber kurz vor dem Abitur stieß er auf Robert Jungks Buch "Die Zukunft hat schon begonnen", ein Bericht über die Erforschung des Atomkerns und die Entwicklung der Atombombe; er war tief beeindruckt. Von den Naturwissenschaften und einem von der Technik bestimmten Beruf wollte er von diesem Augenblick an nichts mehr wissen.

Erhardt orientierte sich anderweitig; er wollte nun seinen Lebensweg außerhalb jeder Zweckbestimmung suchen, und das hieß für ihn, er wollte Künstler werden.

BEGEGNUNG MIT SAMUEL BECKETT

So schrieb er sich 1954 an der Staatlichen Kunstakademie in Karlsruhe ein, an der er schließlich sieben Jahre geblieben ist. Seine Lehrer waren die Professoren Wilhelm Schnarrenberger und HAP Grieshaber. Während vier Jahren, von 1956 bis 1960, war Erhardt Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes, und in diesem Rahmen erhielt er 1959 einen Studienaufenthalt in Paris. Frankreich sollte denn auch seine zweite Heimat werden: in Marseillan am Mittelmeer erwarb er sich mit seiner Frau ein kleines Haus. Seit 1961 lebte er dann als freischaffender Maler in Karlsruhe und abwechselnd in Südfrankreich. 1964 fand in Paris die für ihn so wichtige Begegnung mit dem irischen Schriftsteller Samuel Beckett statt.



Abend über der Rheinebene, Pastell



Fischstilleben, Pastell

1968 weilte er erneut in Frankreichs Hauptstadt, in der dortigen Cité Internationale des Arts als Stipendiat der Bundesregierung, wo er seine schon fundierten Kenntnisse für die druckgrafischen Techniken weiterhin entwickeln konnte. 1970 nahm Erhardt einen zweisemestrigen Lehrauftrag an der Kunstakademie in Stuttgart wahr. 1971 erhielt er einen Preis auf der Biennale de l'Estampe in Epinal und 1973 den Hans-Thoma-Staatspreis des Landes Baden-Württemberg in Bernau. Die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe beauftragte den Künstler, für die Rotunde in ihrem Haus einen Bilderzyklus zu schaffen zum Thema Landschaft; 1979 lieferte er sodann neun Tafeln ab, wobei er die Serie, düstere endzeitliche Landschaftsvisionen, "Topographie Schweigens" nannte. Von 1980 bis 2001 bekleidete Erhardt eine Professur an der Universität Karlsruhe (TH) als Leiter des Instituts für Bildende Künste. Er ist Mitglied im Deutschen Künstlerbund sowie im Künstlerbund Baden Württemberg. Zahlreich sind seine Ausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen im Inund Ausland. Wichtige Arbeiten von ihm befinden sich in öffentlichem Besitz.

CURRICULUM VITAE

Wenn der Künstler sein Curriculum vitae allerdings selbst in Kurzform erzählt – in echtem Alemannisch – klingt es höchst humorvoll und originell:



Äpfel, Pastell

Wo-n-i hätt müesse, hab i nit könne.
Wo-n-i hätt könne, hab i nit solle.
Wo-n-i hätt solle, hab i nit welle.
Wo-n-i hätt welle, hab i nit derfe.
Wo-n-i hätt derfe, hab i nit müesse.
Gschafft hab i einewäg.

Wie oben schon bemerkt, hält sich Erhardts Werk geradezu störrisch von Modetrends fern. Das Laute und Lärmige, das Plakative und Marktschreierische, das Großformatige und um jeden Preis auffallen Wollende, das Oberflächliche und schnell Hingefetzte hat sich heute im Kunstbetrieb – oft mit Erfolg – in den Vordergrund gedrängt. Nichts von alledem bei Erhardt. In seinem Werk dominiert der Trend zu Stille und Schweigen. Seine Bilder eignen sich nicht für ein schnelles, flüchtiges Hinschauen, sie verlangen im Gegenteil ein genaues, ein geduldiges Hinsehen, sie laden zum Meditieren ein.

Landschaft, Stilleben, Trompe l'oeil

Mit geradezu altmeisterlicher Technik finden sich die Themen akribisch gestaltet: Landschaft, wobei der Mensch ausgespart bleibt, Stilleben oder Trompe l'oeil – Augentäuschung



Blumen, Pastell

– ein alter, gerade in der Barockzeit häufig angewendeter Kunstgriff, den Erhardt immer bewundert hat. Im Gegensatz doch zu den Malern des 18. Jahrhunderts, so stellte Klaus Gallwitz, ehemaliger Direktor des Städel in Frankfurt fest, würden Erhardts Trompe l'oeils nicht mehr die Augen täuschen, sondern sie vermöchten sie zu schärfen.

Farbe findet sich relativ sparsam eingesetzt, gedeckt, gedämpft, aber in wunderbar subtilen Übergängen brillierend. Erhardt besitzt ohne Zweifel eine höchst individuelle malerische Handschrift, deren charakteristische Züge unpathetisch und sparsam im formalen Bereich versuchen, das Wesentliche des gestellten Themas heraus zu kristallisieren.

Erhardt – auch das ist typisch für seine künstlerische Ehrlichkeit – arbeitet vorwiegend in nur schwierig zu handhabenden künstlerischen Techniken. Das ist zum Beispiel die Pastellmalerei. Pastellfarben haften nur leicht auf der Fläche und können zu feinsten Schattierungen verrieben werden – wenn man es kann! Erhardt kann es. Bei der Druckgrafik wäre der Linolschnitt zu nennen, ein völlig neutrales Material, das dem Künstler in keiner Weise durch Zufallsergebnisse – wie zum Beispiel die Maserung des Holzes beim Holz-



Landschaft, Pastell

schnitt – zu Hilfe kommen mag. Beim Linolschnitt ist des Künstlers ganze Kreativität gefordert, um zu einem gültigen Ergebnis zu kommen: Hans Martin Erhardt hat auf diesem Gebiet Maßstäbe gesetzt.

Landschaften abseits des Touristen-Prospektes

Seine Landschaften, gemalt oder gedruckt, wirken unauffällig. Sie liegen abseits des Touristen-Prospektes. Eine verschwiegene, doch keine heile Welt breitet der Künstler aus; diese Berge, Hänge und Felder bewahren unter dünner Oberfläche eine eigentümliche Verletzlichkeit. Die Landschaften sind - wie oben schon erwähnt - menschenleer. Sie verströmen Lautlosigkeit, Schweigen. "Nie erlebte ich eine solche Stille, die Erde könnte unbewohnt sein", sagt Krapp in Samuel Becketts Spiel "Das letzte Band". Und in der Tat: Erhardts Beziehungen zu dem Schriftsteller lassen sich nicht übersehen. Die Linolschnitte und Radierungen zu Becketts Werken, bei denen es sich nicht um Illustrationen herkömmlichen Sinnes handelt, sind Umsetzungen ganz eigenen Stils und Charakters vom Medium des Schriftstellers in das Medium des bildenden Künstlers. Sie stellen eigenwillige Produkte dar, die aber der Welt Becketts, der von ihm beschworenen Endzeit des Menschen, sehr entsprechen.

In seinem jüngsten Gemäldezyklus befasst sich Erhardt mit dem Phänomen "Heimat?". Er selbst äußert sich so dazu: "Ausgehend von der seit alters unabweisbaren Tatsache, dass die Zeit alles der Veränderung unterwirft, reflektiere ich die Sehnsucht nach Bleibendem: nach Heimat. Die Heimat meiner Kindheit: nur noch eine Erinnerung, also eine innere, traumhafte Bilder-Wirklichkeit. Die Heimat meiner Gegenwart: Suche, Erwartung; Stationen dieser Suche sind diese Bilder, ihre Motive aufgefunden in der heimatlichen Umgebung, gemalt aber nicht 'devant la nature', sondern im Atelier: Erinnerung also auch sie."

Seinen künstlerischen Standpunkt definiert er: "Meine Gegenstände ebenso wie meine Mittel gehören der Tradition unserer Alten Welt an, der ich mich völlig zugehörig fühle und die ich, dies meine künstlerische Möglichkeit, in einer zeitgenössischen Ausdrucksform weiterzuführen versuche, bar jeder Verpflichtung gegenüber einer etablierten Schule."

Hans Martin Erhardt, der Eigenwillige, hat ein gültiges Werk geschaffen, das längst nicht abgeschlossen ist. Mit seinen 70 Jahren wirkt er lebendig und voller Ideen wie eh und je. Möge es noch viele Jahre so bleiben!

> Anschrift des Autors: Dr. Berthold Hänel Rosenfelsweg 6 79540 Lörrach

Das vergessene Wappen der Stadt Breisach am Rhein

Im vergangenen Herbst war ich im Münster St. Stephan in Breisach um dieses ehrwürdige Bauwerk einmal näher von innen zu betrachten, und dabei stieß ich am Zeitschriftenstand auf eine Ausgabe der Zeitschrift "unser Münster" des Münsterbauvereins, Ausgabe 1/96 und auf Seite 9 war ein Artikel über 3 Wappen, am

Lettner im Breisacher Münster abgedruckt.

Wappenbuch Meister IK – Cyriacus Jakob 1545, Frankfurt/M.

Breifad.

Was meine Aufmerksamkeit erweckte, war die Beschreibung des alten Breisacher Stadtwappens – dem Sechsberg. Hier war zu lesen das linke der 3 Medaillons zeigt das in Breisach noch an vielen anderen Stellen gegenwärtige Motiv des Sechsbergs. Dieser wurde auch in das Stadtwappen unserer

Tage übernommen und symbolisiert die sechs Berge und Hügel, die Breisach bis ins Mittelalter hinein prägten. Von ihnen sind nur noch der Münsterberg und der ihm gegenüberliegende Eckartsberg übrig. Die anderen [Berge] wurden im Lauf der Zeit abgetragen oder eingeebnet.

Doch was sind dies für Neuigkeiten?

Ich habe selbst einmal das Orakel (Geschichtsquellen) befragt und hier – mein Ergebnis.

Seit Menschengedenken gab es in und um Breisach nur 3 Berge. Der *mons brisiacus* (erste Erwähnung Breisachs um 300 n. Ch.), also der Münsterberg mit der civitas – Stadt, dem Eckartsberg, welcher in alter Zeit Auga hieß, dieser Name rührt von röm. Augia, dt. – Feuchtgebiet, von dem er ja auch umgeben war, nämlich "der Au" und den Eisenberg oder Üsenberg. Der Eisenberg hatte seinen Namen vom Bächlein Jsen, welcher unterhalb des ehe-

maligen Augustinerklosters am Breisachberg entsprang und in Richtung Norden, am Eisenberg vorbei in den linken Rheinarm floß. In vergangenen Jahrhunderten änderte der Rhein mehrfach seinen Lauf, zeitweise umspülte er den Breisachberg, wie auch den Kaiserstuhl und



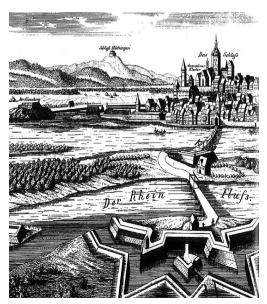
Üsenberger Siegel Stadtarchiv Endingen a. K.

floss links und rechts vorbei. Auch war Breisach über sehr lange Zeit hinweg eine links-rheinische Stadt und dem Elsass angehörend (siehe hierzu Rosmann Bd. 1 43 f.). Es erfuhr kein Ort, sagt die Kolmarer Chronik, die Unbeständigkeit des Rheins so sehr, wie Breisach, so dass in den Zeiten der Römer Breisach mit dem Elsass zu einem festen Land verbunden war. Erst ab dem 13. Jh. nahm der Rhein seinen heutigen Lauf und ab dieser Zeit hat der Breisgau von Breisach seinen Namen. Den Eisenberg erwählte ein Geschlecht aus Rimsingen, welche zu Reichtum und Ansehen gekommen, aber einst Köhler waren zu ihrem Sitz und erbauten darauf eine Burg - die Üsenburg. Ab da nannten sie sich die Herren von Üsenbera.

ZWISCHEN DER AUFBLÜHENDEN STADT

Breisach und derer von Üsenberg kam es aber immer wieder zum Streit, wegen der Ausbürger. Jene kehrten der Herrschaft den Rücken und zogen in die Stadt Breisach -Stadtluft macht frei!, hieß es. Irgendwann im 10. Jh. (Krauss sagt vor 1255) brachen die Breisacher die Burg, der Platz nördl, der Franzosenkasernen heißt auch heute noch Eisenberg. Jedoch war mit dem Eisenberg ein Grafentitel verbunden und so begingen die Bürger Breisachs mit der Zerstörung der Stammburg im Rhein, derer von Üsenberg eine schwere Tat. Die Üsenberger zeigten dies ihren Herren, den Herzögen von Zähringen an und Breisach wurde hart bestraft, sie mussten unter anderem das Schloß Höhingen bei Achkarren den Üsenbergern erbauen.

Auf dem Eisenberg, aber war vor dem dreißigjährigen Krieg eine Schanze errichtet worden. Der Berg selbst wurde im 17. Jh. von den Franzosen (als die Stadt zu Frankreich gehörte) abgetragen, weil er zu entfernt lag, um in die Verteidigungslinien der Stadt einbezogen zu werden, aber nahe genug, um dem



Obenstehend ein Karte aus dem Jahr 1632, sie zeigt die Stadt mit der Burg (rechts), die nördl. Vorstadt und anschließend daran den Eisenberg, darauf erkennbar noch ein Gebäude

Feind nützlich werden zu können. Auf dem Eisenberg spielt auch ein Stück deutscher Heldensage, zur Zeit der Harelungen soll darauf einst das Kloster gestanden haben, in welchem sich der grimmige Mönch Ilsan von seinen Abenteuern ausruhte. Im Jahr 1320 kaufte die Stadt Breisach den Eisenberg um 50 Mark (Krauss sagt 60) Silber von den Gebrüdern Burkhard und Gebhard von Üsenberg.

Wie kommen aber nun 6 Berge ins Wappen von Breisach? Nun – sie sind das Wappen der Herren von Grünenberg, und seit Ende des 14. Jh. fester Bestandteil des Stadtwappens. Die Herren von Grünenberg bekleideten erblich, über Jahrhunderte das Oberschultheißenamt der Stadt Breisach. Mit diesem Amt war gleichzeitig die Führung und Erhaltung der Burg verbunden. Sie gehörten zu jener verschworenen Gemeinschaft von 40 Ritterfamilien, die seit Altersher von Kaiser und Reich den Auftrag hatten, als castrenses - Burghüter, des Reiches Schild und Ruhekissen - den mons brisiacus mit ihrem Blute zu verteidigen. Starb der Kaiser, so nahm der Oberschultheiss die Schlüssel der Burg an sich und wurde ein neuer gewählt, so wurden sie ihm bei der Huldigung symbolisch überreicht.

WER WAREN NUN DIESE HERREN VON GRÜNENBERG?



Wappen: auf silbernem Grund, ein grüner Sechsberg

Am 6. Juni 1390 ist der Junker Hans Grymen von Grünenberg Oberschultheiß in Breisach und am 11. August 1427 hören wir von Wilhelm v. G. Oberschultheiß, ebenso im Jahr 1428, sicher finden sich im Stadtund Münsterarchiv noch zahllose Urkunden der Oberschultheißen von Grünenberg. Ihre Stammburg stand bei

Melchnau an der Roth zwischen Bern und Zürich. 1386 in der berühmten Schlacht von Sempach, in der die Eidgenossen ihre Unab-



Ältere Wappenform ab Ende 14. Jh. – Reichsadler auf weissem Grund

hängigkeit erstritten, und 4 Breischer Ritter den Tod fanden, war auch Ritter Johann v. Grünenberg, Freiherr und Burggraf zu Rheinfelden unter den Gefallenen.

Etwas vorher ist von Hermann v. G., Vogt und Pfandherr zu Rotenburg 1385 zu le-

sen, als dieses Städtchen von den Luzernern eingenommen wurde. Sie sind 1450 ausgestorben und stehen nicht im Zusammenhang mit dem berühmten Konstanzer Bürgermeister und Wappenmaler, der von Grünenberg bei Radolfzell den Namen hat. Da beide Geschlechter aber redende Wappen (also den gleichen Grünberg) führen ist eine gleiche Abstammung in grauer Vorzeit wohlmöglich. Der Vollständigkeit halber will ich auch noch auf das Wappentier im heutigen Stadtwappen eingehen. Eine Version besagt es sei ein Adler, welcher auf die Zeit von 1278 zurückgeht, als Breisach freie Reichsstadt war. Andere Quellen sehen in ihm einen Kolkraben, welcher seit Altersher als Wappentier des Breisgaus gilt, er hat wohl seinen Ursprung durch seine zahllosen Artgenossen, welche alljährlich seit ewigen Zeiten hier am Oberrhein, aus Weissrußland und Polen kommend überwintern. Breisach war während des ganzen Mittelalters Münzstätte und stets war der Sechsberg Münzzeichen. Warum hat aber das Stadtwappen seine Farben verändert? Dazu ist zu lesen: Der weiße Sechsberg im roten Feld, ist das alte Stadtwappen Breisachs. Es wurde



Abbildung nebenstehend zeigt das Wappen wie es heute Verwendung findet

1793 dahin abgeändert, dass in goldenem Grund der schwarze rotbewehrte Reichsadler auf den silbernen Sechsberg zu stehen kam. Dieses Wappen geht auf eine kaiserliche Wappenverbesserung zurück.

Abschließend vermute ich, dass die

Herren von Grünenberg als Oberschultheißen ihr privates Siegel verwendeten, in einer Zeit als es die zivile Heraldik noch gar nicht gab, oder erst im Entstehen war, und so dürfte sich dieser Sechsberg langsam ins Breisacher Wappen eingeschlichen haben.

Quellen_

Das Bächlein Isen; Rosman I, S.: 43, 200; Pusikan – Die Helden von Sempach; Naeher & Maurer – Die Alt-Badischen Burgen und Schlösser des Breisgaus, 1884; Martin – Die Stadtbanner am Oberrhein, Straßburg 1942; Kreis- und Gemeindewappen in Baden-Württemberg Band III, Theiss-Verlag Stuttgart 1989; Fahrer Uwe in Breisach 2004/2005 S. 22 f; Franz Xaver Krauss – Kunstdenkmäler am Oberrhein 1904; Heinrich Hussmann – Über deutsche Wappenkunst, Wiesbaden 1973; Josef Schmidlin: Breisacher Geschichte, 1936 S. 11; Cyriacus Jacob – Meister IK Wappenbuch, 1545 Frankfurt/Main.

Anschrift des Autors: Stefan Schmidt Guldengasse 34 79369 Wyhl

Vergangenheitsverschönerung

Zur Neubenennung der "Reithalle" in Offenburg

Im Oktober 2005 jährt sich zum fünften Mal die Eröffnung der neuen Offenburger Kulturstätte namens "Reithalle" auf dem großflächigen Gelände des städtischen Kulturforums. Am 21. Oktober 2000 war das zuvor mit rund 7,4 Millionen Mark sanierte historische Gebäude als Veranstaltungs-, Theater-, und Konzerthalle offiziell der Öffentlichkeit übergeben worden. Schon nach drei Jahren hatte sich die Offenburger "Reithalle" mit insgesamt weit über 100 000 Besucherinnen und Besuchern zu einem der bedeutendsten Kulturzentren in der Ortenau und im mittelbadischen Raum entwickelt.¹

Das imposante Bauwerk gehört zum Gesamtensemble einer ehemaligen großflächigen Kasernenanlage, die im Herbst 1898 von den Soldaten des 9. Badischen Infanterieregiments Nr. 170 als neu errichteter Standort bezogen wurde.² Damit hatten die Offenburger

Stadtväter seinerzeit den lang gehegten Wunsch erfüllt bekommen, Garnisonsstadt zu werden. Ein privilegierter Status, von dem man sich seitens der lokalen Politik und Wirtschaft zahlreiche Impulse und Vorteile erhoffte.³

Nahezu alle Gebäude dieser früheren Kaserne sind erhalten geblieben. Ihre Instandsetzung und architektonische Erneuerung im Rahmen eines umfassenden städtebaulichen Konversionsprojekts haben der Stadt an der Kinzig inzwischen ein bemerkenswertes Quartier beschert, in dem sich neben mehreren Wohngebäuden auch offizielle Einrichtungen wie die Stadtbibliothek, Musikschule oder Kunstschule befinden. Mit dieser Konversion von militärischer in eine sinnvolle zivile Nutzung steht Offenburg in einer Reihe mit zahlreichen anderen innovativen Projekten in Land und Bund.⁴



Die Offenburger "Reithalle"

2004, Aufnahme: Uwe Schellinger

Im gleichen Maße wie sich in der gesamten Entwicklung dieser ehemaligen Kasernenanlage an der Offenburger Weingartenstraße die deutsche Geschichte der letzten hundert Jahre widerspiegelt, kann man die historischen Wandlungsprozesse auch an jedem einzelnen der dort gegen Ende des 19. Jahrhunderts errichteten Militärbauten ablesen. Das ehemalige Exerzierhaus ist diesbezüglich zweifelsohne eines der bemerkenswertesten Gebäude auf dem gesamten Areal. In einem bewussten historisierenden Rückgriff haben die lokalen Verantwortlichen dem nunmehr umfunktionierten Gebäude vor einigen Jahren den griffigen Namen "Reithalle" verliehen.

Damit wurde allerdings eine Terminologie gewählt, die keinerlei Rückbindung an die tatsächlichen historischen Nutzungsarten des Gebäudes vorweisen kann. Diese haben sich über die Jahrzehnte hinweg zwar mehrfach geändert, eine explizite Nutzung als "Reithalle" ist jedoch für keine Epoche feststellbar oder quellenmäßig zu belegen. Im Offenburger Stadtarchiv sind neben vielen anderen Unterlagen zur Kasernengeschicte auch die historischen Baupläne aufbewahrt. Nach mehreren Jahren der Bewerbung hatte die Stadt 1896 endlich den Zuschlag erhalten, Garnison werden zu dürfen. Mit der Errichtung der neuen Kasernenanlage wurde im Juni 1897 begonnen. Die Bauarbeiten nahmen etwas mehr als ein Jahr in Anspruch und verschlangen Kosten in Höhe von fast zwei Millionen Reichsmark. Als Architekten für den Kasernenbau hatte die Stadtverwaltung Karl Joseph Wacker (1855–1918), den Vater des späteren badischen NS-Kulturministers Otto Wacker, angestellt. Auf dessen Bauplänen ist das heute als "Reithalle" bezeichnete Gebäude als "Exerzierhaus" an der westlichen Seite des Kasernengeländes eingezeichnet.⁵ Den Soldaten des 9. Badischen Infanterieregiments Nr. 170, die am 30. September 1898 als Garnisonstruppe die neu errichtete bezogen, diente das fast fünfzig Meter lange und über zwanzig Meter breite Bauwerk in den folgenden zwei Jahrzehnten als Exerzierhaus. Von einer Reithalle war bei einem Infanterieregiment selbstverständlich nicht die Rede. stellten solche doch nur bei berittenen Einheiten eine Notwendigkeit dar. Wenngleich



Die Kaserne an der Weingartenstraße, rechts ist die Exerzierhalle zu erkennen Vorlage: Uwe Schellinger

sich die jeweiligen Bauausführungen für derartige Ausbildungseinrichtungen durchaus ähnelten, unterschied der zeitgenössische Architekturstandard bzw. die entsprechende Terminologie sehr genau zwischen den beiden Funktionen "Exercierhäuser" und "Reithäuser", wie im *Handbuch der Architektur* aus dem Jahr 1887 nachzulesen ist: "Damit das Heer zeitig in jedem Frühjahr in voller Stärke schlagfertig sei, erfolgt die Ausbildung der Rekruten in der Regel während der Wintermonate. So lange als möglich wird dieselbe selbstverständlich im Freien betrieben; doch nöthigt die Witterung nicht selten zum Aufsuchen geschlossener Räume, wenn die



"Reithalle"

2004, Aufnahme: Uwe Schellinger

Gründlichkeit der Ausbildung nicht leiden und die Gesundheit der Mannschaft nicht nutzlos gefährdet werden soll. Exercierhäuser sind deshalb in Deutschland und in den nordischen Ländern als nothwendige Bestandtheile der Casernen – wenigstens derjenigen für Fußtruppen – zu betrachten." Über die "Reithäuser" heißt es dementsprechend: "Reithäuser, auch gedeckte Reitschulen genannt, sind erforderlich für Casernen der Cavallerie, der

Feld-Artillerie und des Trains, so wie bei den meisten der verschiedenartigen Militär-Bildungs-Anstalten."6 Zu den Reithäusern gehörten in der Regel angebaute Kühl- bzw. Warteställe für die Pferde, sollten die eigentlichen Stallungen zu weit entfernt sein. Folgerichtig waren und sind solche Zusatzbauten im Offenburger Fall nicht vorhanden. Über Pferde verfügten im Offenburger Infanterieregiment nur die höheren Offiziere, die größtenteils Privatwohnungen außerhalb der Kaserne bezogen hatten. Sie kamen morgens mit dem Pferd zum Dienst, das dann in einem eigens errichteten Offizierspferdestall untergestellt wurde.⁷ Spezielle Reitkurse absolvierten die Offiziere des Regiments auf einem dafür eigens angemieteten Abschnitt in der Städtischen Ausstellungshalle. Ansonsten gehörte das regelmäßige Ausreiten in der Offenburger Umgebung zum Privatvergnügen.8 Das langgezogene Exerzierhaus innerhalb der Kaserne war hingegen für militärische Übungen und Aufmärsche der einfachen, unberittenen Infanteristen errichtet worden.

Für diese Zweckbestimmung spricht auch die Existenz eines (noch bis 1998 existenten) niederen Nebenbaus: im so genannten "Patronenhaus" war die Munition des Regiments aufbewahrt, welche dann bei der Ausbildung gleich zur Hand war.

Das Offenburger Regiment, das zwei Bataillone á vier Kompanien und damit etwa 1200 Soldaten umfasste, war ein nicht zu unterschätzender Wirtschaftsfaktor für die gesamte Stadt und wurde während eineinhalb friedlicher Jahrzehnte zu einem selbstverständlichen Bestandteil des Offenburger



Infanteristen des Offenburger Regiments Nr. 170 Vorlage: Uwe Schellinger, Freiburg



Das "Patronenhaus" im Zustand von 1997, heute nicht mehr vorhanden Aufnahme: Michael Marks

Lebens. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs im August 1914 forderte auch von den "170ern" den schweren Gang auf die Schlachtfelder an der Westfront. Ihre Heimatkaserne wurde während der Kriegsjahre zum Nachschubreservoir für Soldaten und Kriegsmaterial. Bald waren die Folgen des Krieges unmittelbar in der Kaserne zu erkennen: Im großen Exerzierhaus musste für die zahlreichen von der Front zurückkehrenden verwundeten Soldaten eines von mehreren Lazaretten der Stadt eingerichtet werden.

Nach dem verloren gegangenen Ersten Krieg und der Auflösung der kaiserlichen Armee wurde die Kasernenanlage zum ersten Mal in ihrer Geschichte für zivile Zwecke genutzt. Voraussetzung dafür war der Übergang der Besitzverhältnisse von der staatlichen Armeeverwaltung an die Stadt Offenburg. Die ehemaligen Mannschaftsunterkünfte der Soldaten wurden nun als Wohnungen genutzt. Weiterhin siedelten sich eine ganze Reihe von Betrieben und Werkstätten aus den unterschiedlichsten Branchen auf dem Areal an.9 In diesem Zuge übernahm im Jahr 1921 die Offenburger Kraftfahrzeugfirma Dierks & Wroblewski von der Stadt das einstige militärische Exerzierhaus. Ein Jahrzehnt lang wurden dort nun Karosserien produziert und Autos repariert. Die Mechaniker von *Dierks &* Wroblewski stellten in dem Gebäude darüber hinaus sogar eine eigene Automarke mit dem Namen "Certus" her: einen 5-Sitzer mit 55 PS. Die Kühlerhaube dieser Automobile soll laut

Zeitzeugenberichten das Offenburger Stadtwappen geziert haben. Nach dem Wegzug von Dierks & Wroblewski in Werkstätten außerhalb der Kaserne übernahm im Jahr 1931 die von Raphael Scheirmann gegründete Firma Elektromotoren Scheirmann & Co. das Gebäude. Das kleine "Patronenhaus" nebenan diente dem Lackierer Christoph Schmitt als Werkstatt. In seiner gut florierenden und expandierenden Firma auf dem Kasernengelände beschäftigte Raphael Scheirmann zeitweise mehr als 30 Arbeiter, die sich der Reparatur und Neuentwicklung von Motoren, Generatoren und Transformatoren sowie sonstigen technischen Apparaten widmeten.¹⁰

Im Jahr 1936 nahm die zivile Nutzung des Geländes und der Exerzierhalle im speziellen ein plötzliches Ende. Reichskanzler Adolf Hitler ließ Anfang März die bis dahin entmilitarisierte Rheinlandzone in bewusster Verletzung des Versailler Vertrages in einer Blitzaktion durch wieder aufgerüstete Wehrmachtsverbände besetzen. Auch in Offenburg marschierten nun wieder Soldaten ein. Ab dem 7. März 1936 war die Stadt erneut Militärgarnison. Nicht nur die nationalsozialistischen Stadtoberen mit Oberbürgermeister Dr. Rombach an der Spitze zeigten sich begeistert darüber, dass in der Kaserne nun die Hakenkreuzflagge wehte. In den folgenden Wochen wurden nach und nach sämtliche Kasernengebäude für die Zwecke der Wehrmacht geräumt. Auch die Firma Scheirmann & Co., durch ihre jüdischen Besitzer ohnehin diskreditiert, musste aus ihren Räumlichkeiten weichen, um dem seit Oktober 1936 in der Kaserne stationierten Maschinengewehr-Bataillon Nr. 5 der Wehrmacht Platz zu machen. Die jüdische Firma wurde im Februar 1939 "arisiert". Wie ein Übersichtsplan der Wehrmachtskaserne in den Beständen des Stadtarchivs¹¹ sowie Berichte von ehemaligen Angehörigen des motorisierten Bataillons belegen, fungierte das Gebäude auch für die Soldaten der Wehrmacht als "Exerzierhaus", das heißt zu Ausbildungszwecken oder als Aufmarschplatz bei schlechtem Wetter. Erneut ist von einer "Reithalle" nicht die Rede. Im Mai 1939 wurde die vorher namenlose Kaserne von der Wehrmachtsführung "Ihlenfeld-Kaserne" benannt. Namenspatron war der letzte Kommandeur der kaiserlichen Truppen, Oberst Otto Richard Ludwig von Ihlenfeld (1865–1928). Obwohl das Gelände dessen Namen offiziell nur sechs Jahre bis 1945 trug, hat sich die auf die Nationalsozialisten zurückgehende Bezeichnung bis zum heutigen Tage im Offenburger Sprachgebrauch scheinbar unverrückbar festgesetzt.

Während des Zweiten Krieges stand die Kaserne so gut wie leer, da sich die Soldaten des Offenburger MG-Bataillons im Kriegseinsatz zuerst in Frankreich und später in Russland befanden. An der Ostfront wurde die Einheit schließlich fast vollständig aufgerieben. Ihre Offenburger Heimatkaserne wurde gegen Ende des Krieges wiederholt das Ziel von Bombenangriffen sowie Granatbeschüssen der alliierten Truppen. Deshalb erlangten die drei großen Löschteiche der Kaserne besondere Wichtigkeit, von denen einer nur wenige Meter vor dem Exerzierhaus angelegt war. Gegen Kriegsende bekam das Exerzierhaus noch einmal eine besondere Funktion. Als die alliierten Truppen immer näher rückten, wurden seit Ende September 1944 die Wehrmachtssoldaten sowie die Männer des "Volkssturms" für den so genannten "Endkampf um das Reich" ausgebildet.12 Wie dem Bericht eines damals verantwortlichen Offiziers zu entnehmen ist¹³, bekamen die verantwortlichen Offiziere und Mannschaften dazu in der Halle speziellen Unterricht in der Handhabung der Panzerfaust. Mit dieser Waffe sollten im Falle direkter Kampfhandlungen die Fahrzeuge des Gegners noch einmal zurück geschlagen werden. Der Augenzeuge berichtet:

Frage Uwe Schellinger (US): Können Sie sich neben der Gewerbeschule und den Kantinen auch noch an andere Gebäude erinnern?

Zeitzeuge: Hier an dieses Exerziergebäude. Ich mußte nämlich auch alle Unteroffiziere und Offiziere, die in der Kaserne stationiert waren, die mußte ich in der sogenannten "Panzerfaust" ausbilden. Die Panzerfaust, das war ein handliches Panzerabwehrgerät. Ist Ihnen das ein Begriff? Es gab die sogenannte "Panzerfaust" und den "Panzerschreck". Also zwei von Leuten, von einem Mann zu handhabende Panzerabwehrwaffen. Die Offiziere und die Unteroffiziere dieser Stammeinheit,

die hier in der Kaserne gewohnt haben, die wurden von General Ronicke – daher kenne ich den – kommandiert zu einer Ausbildung, zu einer Einweisung in dieser Panzerfaust.

Frage US: Hat es diese Ausbildung schon vor Ihrer Zeit in der Kaserne gegeben?

Zeitzeuge: Nein, nein. Ich weiß jedenfalls, daß [für] die Leute, die sich in der zweiten Hälfte 1944 und Anfang 1945 in der Kaserne befanden, die Panzerfaustausbildung noch nicht stattgefunden hatte. Und die Leute wußten überhaupt nicht Bescheid. Das war eigentlich eine Panzerabwehrwaffe, die bisher nur an der Front eingesetzt wurde. Und weil die so billig und einfach herzustellen war, ist die in riesigen Mengen hergestellt worden und nachdem die Kaserne als eventuelles Kampfgebiet vorgesehen war, wenn wir von den Alliierten angegriffen worden wären, dann mußte jeder mit dieser Panzerfaust umgehen könnte.

Frage US: Zur Verteidigung also?

Zeitzeuge: Ja, ja. Damit man die Leute eventuell kämpferisch einsetzen konnte.

Frage US: Und was hatte dies nun mit der Exerzierhalle zu tun?

Zeitzeuge: Da ist immer die Ausbildung gewesen, die Ausbildungslehrgänge für diese Panzerfaust. [...] Das ist einmal ein sehr dummer Schießunfall passiert. Da hat so ein Schreibstubenhauptmann einem anderen Artilleriehauptmann die Hand abgeschossen. Der hat die Panzerfaust in der Hand gehabt, hat die entsichert, hat damit rumgespielt, hat auf den Auslöser gedrückt, den Abzug, und dann ist das Ding losgegangen und hat dem die Hand abgeschossen. Und zwar – das war in der Nähe der Türe – derjenige, der den Unfall verursacht hat, hatte sich da an die Tür gestellt und praktisch nach außen gezielt. Und der andere Hauptmann, der stand in der Tür und da kam jetzt ... die "Führungseinheit" [Teil der Panzerfaust], und diese Führungseinheit hat dem die Hand an den Türrahmen einer dieser Blechtüren gedrückt und da war die Hand ab.

Frage US: Und wann war das ungefähr? Zeitzeuge: Das war Anfang 1945.

Frage US: Dieser Unterricht war also keine ungefährliche Sache, da mußte man schon aufpassen?

Zeitzeuge: Aber sicher.

Frage US: Und was hat sonst noch in dieser Exerzierhalle stattgefunden?

Zeitzeuge: Da haben diese Nachschubeinheiten bei schlechtem Wetter exerziert. Sonst war eigentlich das Exerzieren hier auf dem Kasernenhof, aber wenn es geregnet hat oder Schnee lag, dann sind die zum Exerzieren hier rein. Bloß wenn man die richtig durch den Dreck ziehen wollte, fronteinsatzfähig, das ist dann hier gemacht worden.

Frage US: Und andere Gebäude auf dem Gelände, z. B. dieses Gebäude [gemeint ist das nachträglich erbaute Gebäude hinter dem Maschinengewehrgebäude entlang der Brachfeldstraße]?

Zeitzeuge: Das weiß ich nicht [...] Wir sind mit diesen Leuten überhaupt nicht in Berührung gekommen. Und ich bin nur durch meine Tätigkeit als Ausbilder auch mit dem General Ronicke in Berührung gekommen.

Frage US: Und mit Ihren Schülern ...

Zeitzeuge: Die wurden mir dann zugeteilt. Die wurden von der Stammheit wurden benachrichtigt: 'In der Exerzierhalle um soundsoviel Uhr am Dienstag morgen, um acht Uhr, antreten. Unterricht in der "Panzerfausthandhabung." Nicht "Panzerfaustschießen": "Panzerfausthandhabung".

Doch es kam in Offenburg nicht mehr zu den erwarteten ernsthaften militärischen Auseinandersetzungen mit den gegnerischen Truppen, Am 15, April 1945 wurde die Stadt ohne größeren Widerstand von französischen Truppen besetzt. Im Löschteich vor dem Exerzierhaus fanden sich später die Waffen der Hals über Kopf geflüchteten deutschen Soldaten. Die Wehrmacht hatte jedoch wenige Tage vor ihrem Abzug in einer gezielten Aktion noch heimtückische Fallen in der Kaserne installiert, um den Alliierten noch im Nachhinein Schaden zuzufügen. In den frühen Morgenstunden des 4. Mai 1945 explodierten in der Kaserne mehrere mit Langzeitzündern versehene mächtige Sprengladungen. Durch die Detonationen wurden drei der ehemaligen Mannschaftsgebäude auseinander gerissen. In diesen Häusern waren zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht, wie von der Wehrmacht eigentlich gedacht, französische Soldaten unterge-

bracht. Vielmehr befanden sich in der Offenburger Kaserne zahlreiche inzwischen befreite ausländische Zwangsarbeiter/innen aus der gesamten Ortenau, die man dort provisorisch einquartiert hatte. Durch dieses Attentat kamen noch einmal unschuldige Zivilisten, im ganzen 114 russische Frauen, Männer und Kinder, ums Leben, was wutentbrannte Ausschreitungen der kasernierten "displaced persons" gegen die Offenburger Bevölkerung zur Folge hatte.¹⁴ Denn man vermutete, dass es sich bei den Sprengungen um einen Sabotageakt einheimischer Täter gehandelt habe. Daraufhin entschloss sich der französische Platzkommandant Dejean zu einem harten Vorgehen gegen die deutsche Bevölkerung. Am 7. Mai 1945 meldete er seinem Oberkommando in Freiburg: "Als Bestrafungsmaßnahmen habe ich vorgeschlagen, daß dieselbe Anzahl Nazis wie die der ermordeten Russen hingerichtet werden solle. Es ist vonnöten, daß ich den Befehl für diese Hinrichtung so schnell wie möglich erhalte. Die Russen sind äußerst aufgebracht gegen die Deutschen. Wenn Ihnen nicht sofortige Genugtuung gewährt wird, ist zu befürchten, daß es zu Exzessen in der Stadt kommt und unschuldige Einwohner umgebracht werden. Ich habe hier aber nur 20 Nazis, die erschossen werden könnten. Deswegen möchte ich, falls die Hinrichtung genehmigt wird, darum bitten, mir schnellstmöglichst 80 Nazis aus anderen Gefangenenlagern zu schicken."15 Das von der Wehrmacht verübte Attentat hatte also eine völlig andere Wendung genommen und wurde nun zur Gefahr für die eigenen Landsleute. Tatsächlich berichtete zehn Jahre später der Offenburger Publizist Franz Huber von arretierten Deutschen, die man von Karlsruhe in die Stadt gebracht hatte und die von den Franzosen in der ehemaligen Exerzierhalle festgehalten wurden: "Kurz nach der Besetzung kam von Karlsruhe her ein Trupp Zivilisten an. Sie wurden nach der Kaserne verbracht und hatten in der zerschossenen Exerzierhalle notdürftiges Quartier. Warum die Leute, Männer und auch Frauen, aufgegriffen worden waren und den Weg von Karlsruhe nach Offenburg zu Fuß machen mußten, wußten sie nicht zu sagen. Waren einige ausgerissen, so wurden andere von der Straße weg einfach dem Zug eingegliedert, um die Zahl wieder voll zu machen. Ueber den Zaun hinweg brachten Offenburger den Inhaftierten Eßwaren und Wolldecken."¹⁶ Möglicherweise handelte es sich bei den in der Exerzierhalle festgehaltenen Deutschen um die von Kommandant Dejean von auswärts angeforderten Personen. Es liegen allerdings keine Hinweise darüber vor, ob die geplanten Vergeltungsexekutionen tatsächlich auch ausgeführt wurden.¹⁷

Von 1946 bis 1992 war das Kasernengelände – nun von den Franzosen "Quartier Montalègre" genannt – von sich abwechselnden motorisierten Einheiten der französischen Streitkräfte belegt. Während über die Nutzung des ehemaligen Exerzierhauses in den Jahren der Besatzung von 1945 bis 1955 noch keine genauen Belege vorliegen, kann für die späteren Jahrzehnte durchaus eine Aussage getroffen werden: die französischen Soldaten verwendeten das Gebäude in dieser Zeit als Sportund Turnhalle. 1964 soll der bekannte französische Sänger Johnny Halliday, der in Offenburg seinen Militärdienst absolvierte, dort ein Konzert gegeben haben. 18

Der Abzug der französischen Truppen in den Jahren 1991/1992 und die Planspiele für die zukünftige, sinnvolle Nutzung des Geländes gingen schließlich nahtlos ineinander über. Der Schwerpunkt der städtischen Konzeptionen lag seit 1991 eindeutig in der Errichtung des neuen Offenburger Kulturforums auf dem einstigen Militärareal. Der Wille zu dieser Konversion in eine zivile Nutzung wurde am 6. Oktober 1995 durch eine vielbeachtete Konzertveranstaltung im ehemaligen Exerzierhaus mit dem Titel "50 Jahre Kriegsende - Für den Frieden und gegen alle Kriege dieser Welt" eindrucksvoll unterstrichen. Bei dieser Gelegenheit wurde offenbar zum ersten Mal öffentlich die Bezeichnung "Reithalle" verwendet, nachdem in den vorausgegangenen vier Planungsjahren in selbstverständlicher Weise von der "Exerzierhalle" die Rede war. 19 Woher diese "Umtaufe" des Gebäudes letztlich herrührt, ist noch unklar und muss der Analyse späterer zeitgeschichtlicher Forschung unterliegen. Jedoch gibt es Hinweise darauf, dass die Wahl dieser ebenso neuen wie in die Irre führenden Bezeichnung mit der Intention der Projektverantwortlichen



Gelände vor dem Exerzierhaus im Sommer 1997. Im Hintergrund ist noch das niedrige Gebäude des ehemaligen "Patronenhauses" zu sehen 1997, Foto: Michael Marks

– der Offenburger Stadtverwaltung sowie Wohn- und Stadtbau GmbH – zusammenhängen dürfte, aus Gründen einer besseren Vermarktungsmöglichkeit den dem Gesamtgelände und somit dem Gebäude anhaftenden "Kasernengeruch" aus der Welt zu schaffen.²⁰ Diesem Konzept fiel schließlich das offenbar ebenfalls nicht in dieses Konzept passende frühere "Patronenhaus" nebenan zum Opfer, das 1998 abgerissen wurde.²¹

Das Exerzierhaus selbst diente noch einige Zeit einem ortsansässigen Kaufhaus als Lagerhalle, bis schließlich der zweite Bauabschnitt für das *Kulturforum* einsetzte.

Exerzierhaus, Lazarett, Werkstatt, Gefängnis, Sporthalle, Warenlager - die heutige "Reithalle" auf dem Offenburger Kulturforum hatte in ihrer inzwischen mehr als hundertiährigen Geschichte viele Funktionen. Nur eben nicht die einer Reithalle, wie heutzutage die moderne Namensgebung vorspiegelt. Selbstverständlich steht es jedem Träger einer Einrichtung zu, einen ihm angemessenen Namen für das von ihm unterhaltene Gebäude zu wählen. Im Fall der Verwendung der historisch falschen Bezeichnung "Reithalle" kann man jedoch von einem bewussten und zielgerichteten geschichtspolitischen "Täuschungsmanöver" sprechen.²² Die Begrifflichkeit soll einerseits einen interessanten historischen Zusammenhang präsentieren und das Gebäude bewusst als historisches Bauwerk kennzeichnen, andererseits ignoriert und verschweigt man damit jedoch gänzlich diese historischen Grundlagen.²³ Mit einer solchen Vergangen-



Eingangsseite der Halle im Zustand von 1997 Foto: Uwe Schellinger

heitsverschönerung durch eine unverfängliche Terminologie - "Reithalle" hat nun einmal einen viel besseren Klang als "Exerzierhaus" wird an einem speziellen, aufgrund seiner regionalen Bekanntheit aber bedeutsamen historischen Ort die jahrzehntelange lokale Tradition eines allzu oft unheilvollen Militarismus ausgeblendet. Das militärische Denken mit seinen Ausformungen und Folgen hat die Stadt Offenburg allerdings mindestens ebenso sehr geprägt wie die gerne und vielbesungenen liberalen oder demokratischen Traditionen. Ob und inwieweit sich deshalb der hier am Beispiel der Neubenennung des ehemaligen "Exerzierhauses" geschilderte Umgang mit historischen Gegebenheiten in ein spezifisches geschichtspolitisches Gesamtkonzept der Stadt Offenburg einfügt, wäre eine interessante Frage. Es gibt zumindest Hinweise darauf, dass die seit über einem Jahrzehnt für Offenburg zu beobachtende "Gedächtniskonzeption, die den Kampf um die Demokratie in den Mittelpunkt der historischen Bemühungen der Stadt stellt"24 mit einer Marginalisierung der zahlreichen antidemokratischen, nationalistischen Schattenseiten in der Stadtgeschichte - also auch des Militarismus – einhergeht.²⁵ Als terminologisches Symbol für den Unheil

bringenden deutschen Nationalismus des 20. Jahrhunderts war der eindeutig militärische und damit diskreditierte Begriff "Exerzierhaus" für die selbsternannte "Stadt der Freiheit"²⁶ kulturpolitisch nicht mehr tragbar und musste infolgedessen der falschen "Reithalle" weichen.

Anmerkungen_

- 1 Pressemeldungen der Stadt Offenburg vom 19. 10. 2000 und vom 2. 2. 2004.
- 2 Die folgenden Ausführungen zur Offenburger Exerzierhalle und zum umgebenden Kasernenareal beruhen überwiegend bzw. wo nicht gesondert vermerkt auf einer breiter angelegten Arbeit über die Geschichte dieses Ortes. Siehe Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte (Werkstattberichte aus dem Stadtarchiv Offenburg III), Offenburg 1998.
- 3 Siehe zu diesem Thema Hofmann, Hanns Hubert u. a.: Stadt und militärische Anlagen. Historische und raumplanerische Aspekte, Hannover 1977; Sicken, Bernhard (Hg.): Stadt und Militär 1815–1914: wirtschaftliche Impulse, infrastrukturelle Beziehungen, sicherheitspolitische Aspekte, Paderborn 1998; ders.: Kasernenbau Impulse für die Stadtentwicklung im Kaiserreich und im "Dritten Reich". In: Mainzer, Udo (Hg.): Militärbauten und Denkmalpflege. Vortragstexte zur Fachtagung Militärbauten und Denkmalpflege am 8. und 9. Dezember 1998 in Mülheim an der Ruhr, Essen 2000, 23–33.
- Siehe ebd. die verschiedenen Beiträge im Kapitel "Umnutzung und Bestandserhaltung von Militärbauten" (125–180) sowie die Vorstellung von einigen Konversionsprojekten in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamts 27, 1998, H. 2, 97-115. Vgl. als weiteres Projekt in der Region die Umgestaltung der Freiburger "Vauban-Kaserne": Selbstorganisierte Unabhängige Siedlungsinitiative (Hg.): Kasernen zu Wohnraum: Quartier Vauban, Freiburg 41995; Schnabel, Bernd/Selle, Klaus/ Schirin, Yachkaschki: Einen "nachhaltigen Stadtteil" gemeinsam entwickeln? Kooperationen und lernende Planung für die Wiedernutzung des Vauban-Areals in Freiburg im Breisgau. In: Müller, Heidi (Hg.): Stadtentwicklung rückwärts! -Brachen als Chance? Aufgaben, Strategien, Projekte. Eine Textsammlung für Praxis und Studium, Dortmund 2003, 241-266.
- 5 Ein Plan der Infanteriekaserne ist abgebildet bei Schellinger: Kaserne (wie Anm. 2) 33.
- 6 Richter, Friedrich: Gebäude für militärische Zwecke. In: Durm, Josef u. a. (Hg.): Handbuch der Architektur, Vierter Theil: Entwerfen, Anlage und Einrichtung der Gebäude, 7. Halb-Band: Gebäude für Verwaltung, Rechtspflege und Gesetzgebung; Militärbauten, Darmstadt 1887, 464–588, zit. 569 u. 574. In der zweiten Auflage dieses Werkes von

- 1900 ist der Wortlaut identisch geblieben. Siehe auch Kaiser, Stephan: Das deutsche Militärwesen. Untersuchungen zur Kasernierung deutscher Armeen vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, Lahnstein 1994, 116–121. Für diesbezügliche Hinweise danke ich Wolfgang Schmidt vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Potsdam.
- 7 Abbildung des Offizierspferdestalls bei Schellinger: Kaserne (wie Anm. 2) 39.
- 8 Generallandesarchiv Karlsruhe: 456 E.V.129/Bund 127. H. 2, 291–296. Siehe auch Schellinger, Uwe: Art. "Des Leutnants Sektkübel", in: Offenburger Tageblatt vom 16. 4. 1998.
- 9 Für die Einordnung der Kasernenbetriebe in den allgemeinen stadtgeschichtlichen Zusammenhang siehe Hermani, Dorothee: Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Offenburg 1919 bis 1933. In: Eisele, Klaus/Scholtyseck, Joachim: Offenburg 1919–1949. Zwischen Demokratie und Diktatur, Konstanz 2004, 103–134.
- 10 Siehe Ruch, Martin: "Ich bitte noch um ein paar Sterne …" Jüdische Stimmen aus Offenburg, Bd. 2, Offenburg 2002, 102–104 (dort Aussagen von Familienmitgliedern).
- 11 Abgebildet bei Schellinger: Kaserne (wie Anm. 2), 83
- 12 Siehe hierzu jetzt Syré, Ludger: Von der Machtergreifung bis zum Kriegsende. In: Eisele/Scholtyseck: Offenburg 1919–1949 (wie Anm. 9), 359–413, bes. 397.
- 13 Interview vom 27. 4. 1998 mit Herrn S. aus Gengenbach. Die Tonaufnahme sowie das Transkript des Interviews wurden im Stadtarchiv Offenburg in der Materialsammlung zum Forschungsprojekt Die Geschichte der Kaserne an der Weingartenstraße (1997/1998) als "Interview VIII" deponiert.
- Die Verhältnisse in diesem bis September 1945 bzw. Februar 1946 bestehenden displaced-persons-Lager in Offenburg sind noch immer unzureichend unerforscht. Eine nähere Auseinandersetzung mit dem Thema fehlt auch in einer neueren Studie. Vgl. Borgstedt, Angela: Nachkriegsalltag in Offenburg 1945–1948/49. In: Eisele/Scholtyseck: Offenburg 1919–1949 (wie Anm. 9) 463–498. Die Autorin betont im Gleichklang mit der älteren Literatur einseitig die Plünderungen und Ausschreitungen der ehemaligen Zwangsarbeiter/innen, ohne hingegen auf ihre Lebensverhältnisse im DP-Lager einzugehen.
- 15 Archives d'Occupation d'Allemagne et d'Austriche Colmar: BADE 1102 (Übersetzung aus dem Französischen).
- 16 Huber, Franz: Art. "Offenburg vor zehn Jahren", in: Offenburger Tageblatt vom 16. 4. 1955.
- 17 Borgstedt: Nachkriegsalltag (wie Anm. 14) geht auf diese Episode nicht ein, die m. E. beispielhaft das labile Gleichgewicht in der Zusammenwirken zwischen Besatzungsmacht und Stadtbevölkerung zum Ausdruck bringt.
- 18 Pressemeldung der Stadt Offenburg vom 2.2. 2004.

- 19 Offenburger Tageblatt vom 10. 10. 1995; Badische Zeitung vom 10. 10. 1995. Später existierte auch der Arbeitstitel "Kulturhaus".
- 20 Siehe einen entsprechende Artikel im Offenburger Tageblatt vom 27. 6. 1995.
- 21 Das Gebäude ist auf einem Luftbild des "Quartier Montalègre" noch gut sichtbar. Siehe Schellinger: Kaserne (wie Anm. 2) 119.
- 22 Ich beziehe mich hier auf den instruktiven Beitrag von Hoffmann, Arnd: Klios "doppeltes Herz". Zur Bedeutung von Lüge und Fälschung in der Geschichtswissenschaft. In: Bendikowski, Tillmann (Hg.): Geschichtslügen: vom Lügen und Fälschen im Umgang mit der Vergangenheit, Münster 2001, 15–53, Zit. 21.
- 23 Irreführend ist auch die Aussage, das Gebäude sei "im Stil einer typischen Reithalle" erbaut worden, wie nunmehr auf einer Informationstafel am Eingang kundgegeben wird. Wie das oben erwähnte Handbuch der Architektur zeigt, gab es 1897/98 keinen expliziten "Reithallenstil", sondern Exerzierhäuser und Reithäuser unterlagen als Ausbildungszweckbauten beide den ungefähr gleichen Stilvorgaben, die sich aus der jeweils vorgesehenen Nutzung ergaben.
- 24 Mietzner, Thorsten: Art. "1919–1949: Geschichte einer Stadt von oben", in: Badische Zeitung vom 2. 4. 2004. Es handelt sich hierbei um eine ebenso kritische wie schlüssige Besprechung des neuesten stadtgeschichtlichen Werkes Offenburg 1919–1949. Zwischen Demokratie und Diktatur von 2004. Der Rezensent setzt sich hier mit den Folgen auseinander, die das "erkenntnisleitende Interesse "Demokratie" für die Konzeption und Aussage dieses Sammelbandes hat.
- 25 Noch in der ersten Hälfte der 1990er Jahre befasste sich die offizielle Offenburger Stadtgeschichtsschreibung verstärkt mit den drängenden Fragen

- zur Geschichte des Nationalsozialismus. Doch schon seit 1993 wurde mit zunehmender Intensität der stadthistoriographische Schwerpunkt gewechselt und nunmehr gezielt auf die Forschung zur Geschichte der deutschen revolutionären Bewegungen im 19. Jahrhundert ausgerichtet, in denen man die Vorläufer der deutschen Demokratiegeschichte sah. Offenburg, das einstige "badische Revolutionszentrum", beanspruchte hier eine Vorreiterrolle bei der Aufarbeitung dieser positiven Seite der deutschen Geschichte. Als nachträgliche Programmschrift zu diesem neuen stadtgeschichtlichen Leitthema ist anzusehen Fliedner, Hans-Joachim: Eine Stadt erinnert sich. Versuch einer lokalen Aufarbeitung des Erinnerns an die Demokratiebewegung 1847 bis 1849. Offenburg 1998. Symptomatisch ist in diesem Zusammenhang das entliehene Motto im ersten Satz des vorangestellten Vorworts des damaligen Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Bruder: "Geschichte kann man nicht verändern. Tradition kann man wählen." (ebd. 5). Nur wenig ins Gewicht fällt als gewisser Gegenpol zu dieser Forschungspolitik Schellinger: Kaserne (wie Anm. 2).
- 26 Schreiner, Edith: Offenburg die Stadt der Freiheit. In: Badische Heimat 2/2004, 180 f. Bei der Autorin handelt es sich um die Oberbürgermeisterin der Stadt Offenburg.

Anschrift des Autors: Uwe Schellinger Mozartstraße 29 79104 Freiburg

IN EIGENER SACHE



Voranzeige Publikation der Badischen Heimat im Monat Mai 2006:

Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr

Kalendarium zur badischen Geschichte Ereignisse und Personen

"Was eine jahrhundertalte Geschichte im badischen Raum bildete, wirkt fort." Karl Stiefel. Baden 1648–1952. Vorwort

Liebe Mitglieder der Badischen Heimat, liebe Freunde der Zeitschrift Badische Heimat,

älteren Lesern ist noch das Ekkhart-Heft der Publikationsreihe der Badischen Heimat mit seinem badischen Kalendarium in Erinnerung. Den Tagen und Monaten waren jeweils zwei Seiten zugeordnet, die an den entsprechenden Tagen an Geburts- oder Todestage von Persönlichkeiten im badischen Raum erinnerten. 1988 entschied sich der Vorstand des Landesvereins, das Ekkhart-Heft in ein viertes Jahrgangsheft umzuwandeln. Damit kam der 24 Seiten starke sogenannte badische Kalender auch in Wegfall. Hätte man das Kalenderprogramm fortführen wollen, hätte es längst umgearbeitet werden oder auf den aktuellen Stand gebracht werden müssen. Diese Aufgabe wollte selbstverständlich niemand übernehmen.

Nach nun über 50 Jahren Baden in Baden-Württemberg griff der derzeitige Vorsitzende der Badischen Heimat, Adolf Schmid, die Idee eines badischen Kalenders wieder auf, um an Persönlichkeiten zu erinnern, die in Baden gelebt und gewirkt haben. Schmid dachte zunächst daran, nach einer Überarbeitung des kalendarischen "Personalbestandes" an das Prinzip der Geburts- und Todestage des früheren Kalenders anzuknüpfen.

Schriftleitung und Verlag schlugen im Verlauf der Diskussion des Projektes zwei Neuerungen vor. Da die Nennung bloßer Namen für

den heutigen Leser ohne Bedeutung bleiben muss, schlugen wir vor, die Namen mit einer "biographischen Notiz" zu bereichern. Zum zweiten meinten wir, dass nach 50 Jahren Baden-Württemberg der Kalender an besondere historische Daten der badischen Geschichte erinnern sollte. Der Erinnerung an Persönlichkeiten in Baden sollte gleichgewichtig die Erinnerung an die badische Geschichte an die Seite gestellt werden. So hat sich das Proiekt zu einem Kalendarium "Personen und Ereignisse" entwickelt. Zur Anschaulichkeit und zur Auflockerung werden den einzelnen Monaten entsprechendes Bildmaterial beigegeben. Die politischen Ereignisse der badischen Geschichte werden überdies zur leichteren Orientierung mit Signets versehen. Man sieht, aus dem ehemaligen badischen Kalender im Ekkhart-Heft mit 24 Seiten ist inzwischen eine respektable Buchproduktion geworden! Deshalb ist der Braun Buchverlag auch bereit, das neue Kalendarium sowohl als Doppelheft der Schriftenreihe Badische Heimat wie als Buch herauszubringen.

Kosten und Umfang des aufwändigen Vorhabens innerhalb der Heftproduktion des Landesvereins machen es notwendig, im Jahre 2006 das Kalendarium als Doppelheft 2/3 im Monat Mai 2006 erscheinen zu lassen. Die Mitglieder der Badischen Heimat erhalten das Doppelheft im Rahmen ihres Mitgliederbeitrages. Wir würden es natürlich begrüßen, wenn die Mitglieder – im Sinne der badischen Erinnerungskultur – auch das als Buch vom Braun Buchverlag publizierte Kalendarium für Geschenke erwerben würden!

ERINNERUNG AN DIE GESCHICHTLICHE "SUBSTANZ" BADENS

Karl Stiefel hat im Vorwort zu seinem zweibändigen Werk "Baden 1648–1952" geschrieben:

"Mit seiner Konstituierung hat das Bundesland Baden-Württemberg die Gesamtnachfolge in alles angetreten, was das Staatsvolk als Träger der Staatsgewalt durch sein Votum an vorhandener Substanz, an materiellen und immateriellen Gütern, an geschichtlichen Werten und an Traditionen in das neue Bundesland einbrachte."

Die Gesamtnachfolge "in alles", was an Substanz, geschichtlichen Werten und Traditionen in das neue Bundesland eingebracht wurde, ist das eine, eine Gedächtniskultur, die an Substanz und geschichtliche Werte des Landes Baden erinnert, ist das andere. Ausgezeichnete wissenschaftliche Aufarbeitungen der badischen Geschichte liegen inzwischen vor, die neue Folge der Badischen Biographien arbeiten daran, das Gedächtnis an bedeutende Badener zu bewahren, aber diese anerkennenswerten Bemühungen schaffen von sich aus noch keine kollektive Erinnerung, keine Gedächtniskultur. Helmut Engler meinte zwar in dem Buch "Große Badener. Gestalten aus 1200 Jahren" (1994), dass seit 1952 "das Selbstbewusstsein und das Gemeinschaftsgefühl der Badener eher gestärkt als geschwächt" worden sei. "Denn ein Land, das nicht mehr real existiert, unter dessen Namen keine "Staatsgewalt' ausgeübt wird, hat es ohne dies leichter als ein Land, in dem man leben muss." Das mag richtig sein, es bleibt aber trotzdem die Aufgabe, die kollektive Erinnerung an die "Substanz", die geschichtlichen Werte und Traditionen des Landesteiles Baden zu gestalten und zu pflegen, in dem Wissen, dass Gedächtniskultur "sich nicht selbst organisiert, sondern organisiert werden muss" (Aleida Assmann). Im Normfall wird die Gedächtniskultur durch den Staat und die gesellschaftlich relevanten Gruppen organisiert. Wer aber organisiert die Gedächtniskultur in einem Land, das keine eigene staatliche Kultur mehr besitzt?

Bis zu einem endgültig gemeinsamen Geschichtsbewusstsein der beiden Länder, in das beide Landesteile ihre Anteile an geschichtlicher Substanz selbstbewusst und dauerhaft eingebracht haben, muss wohl ein Landesverein wie die Badische Heimat die Erinnerungskultur übernehmen.

"Was eine jahrhundertealte Geschichte im badischen Raum bildete, wirkt fort". Aufgabe der Gedächtniskultur ist, den geschichtlichen Ursprung eines solchen Wirkens und die Fortdauer dieser Wirkung in die Gegenwart bewusst zu machen und für die Zukunft zu sichern.

Um Ihnen, liebe Leser, einen Eindruck von Art und Umfang der Textbeiträge zu den kalendarischen Positionen zu vermitteln, haben wir im Folgenden zwei Textbeiträge – einen personenbezogenen und einen geschichtsbezogenen – ausgewählt.

23. 2.

1883 Karl Jaspers, Philosoph, in Oldenburg geboren, gestorben am 26. Februar 1969 in Basel. Seine Universitätslaufbahn vom Mediziner und Psychiater zum Philosophen bezeichnete Jaspers selbst als "merkwürdig" und "abnorm". 1913 habilitierte er sich für Psychologie und war von 1916–1921 Extraordinarius für Psychologie. 1921 wurde er Professor für Philosophie in Heidelberg, obwohl er nie Philosophie studiert hatte. So kam er erst "in vorgerückten Jahren" an das eigentliche Studium der großen Philosophen. Das philosophische Denken an den Universitäten entbehrte für ihn der existentiellen Relevanz. Unter allen Fachgenossen fand er nur einen, der die Notwendigkeit einer radikalen Erneuerung der Philosophie ebenfalls teilte: Heidegger. Eine persönliche Verbindung der beiden Philosophen bestand in den Jahren



Ehepaar Jaspers um 1911

632

1920–1933, um dann wegen Heideggers Verstrickung in den Nationalsozialismus zu enden. Den Gegensatz zu Heideggers Philosophie hat Jaspers in seinen Notizen so formuliert: "Der Gegensatz zu Heidegger: er beansprucht etwas völlig Neues – und ich lebe in der Auslegung der philosophia perennis, lege keinen Wert auf Neuerung." Für wohl kaum einen anderen Philosophen spielte die Ehefrau des Denkers – die Jüdin Gertrud Mayer – eine so große Rolle für die Substanz seiner Philosophie: "Die Wahrheit beginnt zu zweit". "Meine Philosophie wurde in Begriffen von mir ausgearbeitet. Aber in der Substanz ist sie uns gemeinsam". Bestimmen Zeit, Kontingenz und Endlichkeit das heutige Philosophieren, so sucht Jaspers "das in allen Zeiten Zeitlose". Philosophieren ist für ihn "das Denken, das Leben trägt". Heidelberg war durch 40 Jahre die Heimat des Ehepaares Jaspers. 1948 nahm Jaspers einen Ruf nach Basel an. Das Ausbleiben einer Konsequenz des Massenmordes an den Juden, der radikale Abschied vom totalen Verbrecherstaat, die Isolierung an der Universität vertrieben sie aus Heidelberg.

27. 2.

1848 Bürgerversammlung im Aulasaal des alten Jesuitengymnasiums in Mannheim. Am



26. Februar erreichte Mannheim die Nachricht von der Revolution in Paris. Die Bürgerversammlung am 27. Februar beschloss die Absendung einer Petition mit vier Forderungen an den Landtag nach Karlsruhe: Volksbewaffnung mit gewählten Offizieren, Pressefreiheit, Geschworenengerichte und Volksvertretung beim Bundestag in Frankfurt. Die Bürgerversammlung in Mannheim gilt als "erstes Ereignis der deutschen Revolution" (P. Blastenbrei). Am 29. Februar beschloss eine neue Bürgerversammlung die Übergabe der Forderungen in Karlsruhe durch eine Massendelegation.

Januar

Heinrich Hauß, Schriftleiter

Badischer Kalender 1969



1 2 3	<u>D</u>	Reujahr			
1 3	30 30				
4	ğ				
5	ĕ	Emil Frommel, Boltsichriftfteller, * 1828 Rarleruhe, + 9.XI. 1896 Pion, Solftein			
6	G	Bilhelm & Rioje, Copograph, * 1790 Rarlsruhe, † 13. VIII. 1860 Karlsruhe —			
8	Д ЭМ	Meldive Welte, Hångagge, * 1778 Mundelfingen, † 31, V. 1840 Steinbard Lubwig Sollmar, Moler, * 1842 Säckingen, † 1, III, 1884 Mindsen Vonrad Gerber, Oberft d. Kihr. Bürgerwehr, * 1789 Redargemünd, † 11. XI, 1869 Karlkrube			
9	900	Reinh Geh Zimmermann Maler * 1815 Saaran + 16 VI 1893 Minstan			
10	Ð	Reinh, Seb. Zimmermann, Maler, * 1815 Kagnau, † 16. XI. 1893 München A. v. Oroste Külshöff, Dichterin, * 1797 Schloß Külshöff bei Münster i. W. † 24. V. 1848 Meersburg			
11	F	Ratl Rottmann, Malet, *1798 Sautoschuhsheim (Sobg.), † 7. VII. 1850 München Chr. Fr. W. Rotler, Etzt, * 1802 Pforzheim, † 4. I. 1878 Illenau			
12	Ø				
13	6	Abolf Bausrath, Schriftsteller, * 1837 Rarlfrube, † 2. VIII. 1909 Beibelberg			
14	M 9	Sans Dieter, Maler, * 1881 Mannheim			
16	900	3of. B. Lumpp, Romponift, * 1751 Etflingenweier, † 16, IV. 1825 Freiburg i. B.			
17	D	August Weismann, Zoologe, * 1834, † 5. XI. 1914 Freiburg i. 3.			
18	8	Georg L. Winter, Staatsminister, * 1778 Prechtal, † 27. III. 1839 Karlsrube			
19	ø	Markgr. Karl Wilhelm, Gründer v. Karlst., * 1679 Durlach, † 12. V. 1738 Karlst. Eduard Raifer, Urzt u. Schriftsteller, * 1813 Weistweit, † 16. VI. 1903 Basel			
20	<u>ش</u>	Paul Rörber, Schriftsteller, 1876 Bonnborf			
21	M	Seinrich von Bobnian, Minister, * 1851 Freiburg i. B., + 1929 Freiburg i. Br. — Friedrich Raiser, Maler, * 1815 Lörrach, + 13. X. 1889 Berlin			
22	0	Ernit Lubwig Doffelt, Befchichtsichreiber, *1763 Durlach. +11. VI. 1804 Seibelberg			
23	ന	Augusta Gupper, Schriftstellerin, * 1867 Pforzheim Emanuel v. Bobman, Schriftsteller, * 1871 Friedrichshafen — Ernst Sängler,			
24	0	Maler, * 1848 Steinen, † 10. VIII. 1913 Steinen			
25	3	30f. F. Enderle, Forberer ber Forft- und Landwirtschaft, * 1732 Bögingen,			
26	Ø	† 26. I. 1808 Karlsruhe Karl Berner, Schrifffteller, * 1863 Kandern			
27	S	Robert Reihel, Schriftsteller, * 1849 Schopfheim, + 31. III. 1898 Detroit			
28 29	30 30	Anton Rinbenfcmenber, Dberfchultheiß, 1725 Eirol, + 5. V. 1803 Gaggenau -			
30	300	Karl Becter, Schlachtenmaler, * 1862 Karleruhe, † 7. IX. 1922 Berlin Georg Friedrich, Martgraf, * 1573 Durlach, † 14. IX. 1638 Straßburg			
31	8	Emil Strauß, Schriftet., *1866 Dforzheim - Ignaz Bruder, Musikuhrenfabrikant, *1780 Harmersbach. + 13. III. 1845 Balblirch			
	- Land Control of the				

Kalendarien der Badischen Heimat von 1935 und 1969

1	Mi	Neujahr
		Herm, M. Poppen, UnivMusikdir., 1885 Heidelberg, † 10. 4. 1956 dort
		Hans v. Geyer, Kunstmaler, 1895 Freiburg, † 10. 8. 1959 dort
		Herm. Schilli, Haus- und Volkskunde, 1896 Offenburg, Studienprof. in Freiburg
2	Do	Karl Futterer, UnivProf., 1866 Stockach, Asienforscher, † 17. 2. 1906 Illenau
3	Fr	Friedrich Roth, Schriftst., 1897 Heidelbg., Heimatpreis 1962 des Landkr. Lahr, lebt in Lah
		Karl Merz, Kunstmaler, 1890 Unterbaldingen (Baar), lebt in Donaueschingen
	100	Gottfried Schafbuch, Mundartdichter und Heimatforscher, 1898 Hüfingen, lebt dort
4	Sa	
5	So	Emil Frommel, Volksschriftsteller, 1828 Karlsruhe, † 9. 11. 1896 Plön/Holstein
		Karl Engler, Erdölchemiker, Karlsruhe, 1842 Weisweil a. K., † 7. 2. 1925 Karlsruh
6	Mo	Heilige Drei Könige
		Wilh. F. Klose, Topograph, 1790 Karlsruhe, † 13.8, 1860 dort
7	Di	Wilhelm Gerstel, Bildhauer, 1879 Pforzheim, Akad. Prof. in Freiburg, † 23. 1. 1963 doi
		Wilh. Hildenbrand, Bürgermeister, Volkskundler, 1828 Walldürn, † 16. 8. 1919 do
8	Mi	Ludwig Vollmar, Maler, 1842 Säckingen, † 1. 3. 1884 München
		Otto Winterer, OB Freiburg, 1846 Ettenheim, † 26. 2. 1915 Freiburg
9	Do	Reinh, Seb, Zimmermann, Maler, 1815 Hagnau, † 16, 11, 1893 München
	1	Dr. Eugen Seiterich, 11. Freiburger Erzbischof, 1903 Karlsruhe, † 3, 3, 1958 in Freiburg
10	Fr	Annette v. Droste-Hülshoff, 1797 Schl. Hülshoff Münster/W., † 24. 5, 1848 Meersbur
		J. B. Ferdinand, Heimatf, 1880 Ründeroth (Ww.), † 1967 LGer.Dir. i. R. in Ettenhein
11	Sa	Richard Sexau, Schriftsteller, 1882 Karlsruhe † 1962 in Ascholding bei München
		Karl Rottmann, Maler, 1797 Handschuhsheim, † 7, 7, 1850 München
		Konstantin Fehrenbach, Alt-Reichskanzler, 1852 Wellendingen, † 26. 3. 1926 Freibur
12	So	Adolf Hausrath, Schriftsteller, 1837 Karlsruhe, † 2. 8. 1909 in Heidelberg
13	Mo	Fritz Knöller, Schriftsteller, 1898 Pforzheim, lebt in München
		,
14	Di	Hans Dieter, Maler, 1881 Mannheim, E.M. des L. Bad. Heimat, in Tuttlingen † 30. 12. 196
		Helmut Degen, Komponist, 1911 Aglasterhausen, lebt in Trossingen
		Otto Laible, Maler u. Akademie-Prof., 1898 Haslach i. K., † 22. 4. 1962 dort
15	Mi	Siegfried Czerny, Bildnismaler, 1889 Heidelberg, lebt in München

Aktuelle Informationen

SchillerZeit in Mannheim

Schiller lebte rund ein Jahr und neun Monate in Mannheim

Ausstellung vom 17. September 2005 bis 29. Januar 2006

I. Warum reüssierte Schiller nach dem vielversprechenden Anfang der "Räuber" nicht in Mannheim?

Die Uraufführung von Schillers "Die Räuber" am 13. Januar 1782 war ein überwältigender Erfolg, ein "Paukenschlag", dass man sich in Anbetracht der folgenden Jahre Schillers in Mannheim wünschte, "Die Räuber" hätten nicht den Anfang, sondern das Ende seines Aufenthaltes in Mannheim markiert. "Denn so hat es den Anschein, als habe sich die Erfolgskurve von diesem theatralischen "Superevent" an nur noch nach unten bewegt, als habe sich das Schicksal gleichsam geschworen, Schiller in Mannheim beinahe nur noch Hindernisse in den Weg zu legen." (S. IX). Schiller hat dem Erfolg der "Räuber" für seine Laufbahn als Dramatiker natürlicherweise große Bedeutung bei-



Das neue Museum Schiller-Haus in B 5,7 – Mannheims erste literarische Gedenkstätte

Foto: Heinrich Hauß



gemessen, schreibt er doch im Januar 1782 an Dalberg: "Beobachtet hab ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Teutschland einst einen Dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen".

"Durch den frühen Erfolg seiner Räuber verwöhnt, überforderte Schiller mit seiner Hoffnung, die er in Mannheim und sein Theater setzte, die politische und theaterpraktische Situation von Stadt und Bühne" (S. 105), fasst L. Homering die Situation zusammen. Zu

viel erwartet hatte Schiller auch von Dalberg. "Er sollte ihn nicht nur aus der Karlsschule und der Gewalt Karl Eugens befreien, sondern ihn auch in Mannheim als Theaterdichter anstellen" (S. 56). Nach Schillers Vater Johann Kaspar und Herzog Karl Eugen sah er ein neuer Übervater im Intendanten Dalberg (Angelika Wendt, Auf der Suche nach dem verlorenen Vater, S. 53 ff.).

Schillers Mannheim war so ein "Ort des Freiheitsgefühls" (S. 105), aber auch ein Ort "unrealistischer Euphorie" (S. 104), "Ort der Emanzipation und des schmerzlichen Erwachsenwerdens" (S. 103). Schillers Zeit in Mannheim ist, abgesehen vom Höhepunkt der Räuber-Aufführung, alles andere als unproblematisch für Schiller. Die Aufsätze des Begleitbuches zur Ausstellung scheinen uns u. a. sagen zu wollen, dass das nicht Mannheim anzulasten ist.

Sieht man von der Uraufführung der Räuber und gelegentlichen kürzeren Aufenthalten Schillers in Mannheim ab, dann ist die Zeit zwischen dem 23. Juli 1783 und dem 9. April 1785 die eigentliche SchillerZeit in Mannheim. Die Aufführung der Räuber war zwar ein triumphaler Erfolg und machte Schiller mit einem Schlage bekannt, die Mannheimer Zeit der Jahre 1783/85 ist aber auch von vielerlei Enttäuschungen gekennzeichnet.

Schiller hält sich vom 27. Juli 1783 bis zum 9. April 1785 durchgehend in Mannheim auf, also etwa 20 Monate. Am 1. September 1783 erhält er einen Vertrag als Theaterdichter am Mannheimer Nationaltheater, der bis zum 31. August 1784 befristet ist und nicht verlängert wird. Schillers Verbindung mit dem Mannheimer Nationaltheater "begann hoffnungsvoll und endete voller Bitternis und Enttäuschung" (S. 21). Ausstellung und Buch beschäftigen sich deshalb intensiv mit der Frage: "Warum reüssierte Schiller

nach einem so vielversprechenden Anfang nicht in Mannheim?"

II. "Glücklich ist Schiller in Mannheim nicht geworden" (H. Mayer)

Da war der "ewig am Fiesko herummäkelnde Intendat" (S. IX) Wolfgang Heribert von Dalberg, es war derselbe Dalberg, der Schiller riet, "das Schreiben aufzugeben und zur Medizin zurückzukehren" (S. 55). Die Malariaerkrankung im Jahre 1783 hinderte Schiller, "seinen Vertragbedingungen als Theaterdichter im vollen Umfange nachzukommen" (IX). Dazu kam, dass sich Schiller "einem Kreis von Intellektuellen gegenübersah, die ihre eigenen Interessen verfolgten" und schließlich wurde Schiller auch noch Opfer "eines unter der Oberfläche brodelnden Ringens zwischen Freimaurern und Illuminaten" (S. IX).

Das alles baute sich zu einer "persönlichen und allgemeinen Konstellation" auf, die für Schiller schließlich so uneinschätzbar wurde, dass seine Mannheimer Jahre bei genauem Hinsehen fast so spektakulär mit einer Flucht - diesmal zu seinen Gönnern in Leipzig (Christian Gottfried Körner, Ludwig Ferdinand Huber und ihre Verlobten Minna und Dora Stock) endeten, wie sie mit einer Flucht begann. Dabei sah Schiller anfangs in "Mannheim nicht nur ein Stück Freiheit", sondern das Nationaltheater in Mannheim "als die notwendige Schule seiner Kunst" (R. Buchwald). "Glücklich ist Schiller in Mannheim trotzdem nicht geworden" (Hans Mayer). "Krankheit, Entbehrungen, Sorgen, Enttäuschungen Erfolge und Hoffnungen" bilden, wie könnte es anders sein, ein vertracktes Ganzes. 1765 wird er schreiben: "Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben". Es ist zum Lobe von Ausstellung und Buch hervorzuheben, dass sich Ausstellungsmacher und Autoren bemüht haben, die SchillerZeit in Mannheim differenziert zu dokumentieren.

III. Die negativen Umstände können nicht die vielen positiven Erfahrungen schmälern

"All diese Umstände können aber nicht die vielen positiven Erfahrungen schmälern, die Schiller auch in Mannheim gemacht hat" (S. X). Die Ausstellung und das Buch "SchillerZeit" gehen den Spuren nach und beleuchten Schillers Mannheimer Jahre von unterschiedlichen Seiten. Als besonderer Beitrag zum Schillerjahr zu werten, ist der Ankauf des Gartenhauses im Quadart B 5,7 der Stiftung für die Reiss-Engelhorn Museen, in dem das "Museum Schiller-Haus" am 16. September 2005 eröffnet wurde. Die Stadt erhält dadurch "erstmals in ihrer Geschichte eine literarische Gedenkstätte". Das Haus soll in Zukunft die "konkrete und dauerhafte Vergegenwärtigung eines entscheidenden Stücks europäischer Theater- und Literaturgeschichte" (S. VIII) ermöglichen.

"Unter den wenigen noch erhaltenen barocken Wohnensembles in Mannheim" nimmt der Komplex eine singuläre Stellung ein. Es lassen sich aber keine Beweise dafür erbringen, dass Schiller in B 5,7 gewohnt hat. Das Gartenhaus kann aber "einen authentischen Eindruck von den Lebenssituationen in Alt-Mannheim vermitteln" (S. 181).



SchillerZeit in Mannheim 17. September 2005 bis 29. Januar 2006 Reiss-Engelhorn-Museum D 5 Museum SchillerHaus B 5.7

Begleitbuch: Schiller-Zeit in Mannheim

Di.-So. 11.00-18.00 Uhr

Herausgegeben von Alfred Wieczorek und Liselotte Homering, Publikation

der Reiss-Engelhorn-Museen Bd. 16, 2005. Verlag Philipp von Zabern, Mainz. Preis: 24,80 Euro.

Heinrich Hauß

Johannes Werner

Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf

I. "Eine Grundschicht, der ich treu bin"

Seit der Ausstellung "Wilhelm Hausenstein. Wege eines Europäers" im Münchner Stadtmuseum 1967 und dem dazugehörenden Katalog des Deutschen Literaturarchivs ist kein Lebensbild des Schriftstellers mehr entwickelt oder präsentiert worden. Johannes Werner, der eine Reihe Aufsätze zum Thema Hausenstein veröffentlicht hat, hat nun, fast fünfzig Jahre nach dem Tode Hausensteins, einen "Lebenslauf" des "homme de lettres", vorgelegt. "Er wurde zum Typ des freien Schriftstellers, des homme des lettres, wie es ihn in dieser vollendeten Form selten in Deutschland gegeben hat", so charakterisierte Robert Minder die besondere Stellung Hausensteins.

Er war ein letzter Vertreter jener Generation, die noch im 19. Jahrhundert geboren, bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts aus einer Substanz heraus lebte und schrieb. Die lebensprägende Substanz verdankte sich im wesentlichen der Verortung in einer Landschaft, dem Schwarzwald, und in zwei Städten, Karlsruhe und München. Sie stärkten in ihm die "Gewissheit, als ein Mensch aus dem deutschen Südwesten durch die Welt zu gehen" (Lux Perpetua). Das klassizistische Karlsruhe seiner Gymnasialzeit (1892 bis 1900) gab seinem "Leben eine Grundschicht, der ich treu bin", schreibt er in "Badische Reise". Was wir verkürzend mit dem Begriff der Substanz bezeichnet haben, ist das, was einem "trägt" "und täglich, stündlich zur Dankbarkeit stimmt" (Abendländische Wanderungen). Diese naturwüchsige, selbstverständliche Verortung, die wir gemeinhin Heimat nennen, bleibt für Hausenstein ein Leben lang maßgebend, er war deshalb "in seiner Substanz auf die liebenswürdigste Weise altmodisch", wie Theodor Heuss in einem anderen Zusammenhang schrieb, und Heuss fügt hinzu: "Denn er war eine noble Natur" (3. Juni 1957). Hausenstein repräsentiert ein "Heimatverständnis", das aus der Verortung eine Lebenssubstanz gewinnt, die sich aber nicht heimattümelnd verengt, sondern offen bleibt für weitere Verortungen. Gegenwart von Orten, Landschaften verwandelt in Substanz,

die einem trägt, ist eigentlich das, was Heimat meint. Und Hausenstein hat davon in seinen Publikationen Zeugnis gegeben. Kein Wunder, dass die Badische Heimat Hausenstein schon immer zu den badischen Penaten gezählt hat.

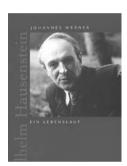
II. Ein Lebenslauf

Johannes Werner hat schon zum hundertsten Geburtstag und fünfundzwanzigsten Todestag Hausensteins im Jahre 1982 einen Anriß seines Lebenslaufes im Ekkhart-Heft 1981 publiziert. Er sah damals den Aufsatz als "eine Vorarbeit zu der fehlenden und längst fälligen Hausenstein-Biographie". Nach fast fünfundzwanzig Jahren hat der Autor nun die "Vorarbeit" einmünden lassen in das Buch "Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf". Warum Lebenslauf und nicht Biographie? Vielleicht hat Franz Bleis Einschätzung Hausensteins als "des schnellsten derzeit lebenden Schnellläufers" ("Großes Bestiarium der Literatur", 1924) eine Rolle gespielt? Wie auch immer, "Lebenslauf" scheint den Blick vornehmlich auf Abläufe und deren schnelle Folge richten zu wollen (Am Ende des Buches auf Seite 226 spricht der Autor von der "vorgelegten Biographie"). Dafür mag sprechen, dass Hausenstein nach der Darstellung des Autors "vieles nacheinander oder sogar nebeneinander her" war: "Historiker, Literaturhistoriker, Kunsthistoriker, Kunstkritiker, Kunstsoziologe, Kunstschriftsteller, Reiseschriftsteller, Journalist, Essayist, Erzähler, Herausgeber, Übersetzer, Diplomat" (Seite 174). Ebenso vielfältig sind seine literarischen und politischen "Erscheinungsformen" als "Außenseiter, Entdecker, Vorgänger, Vorkämpfer, Schrittmacher, Bahnbrecher, Wegbereiter, Brückenbauer, Grenzgänger, Gratwanderer, Wanderer zwischen den Welten" (Seite 174). Das Leben Hausensteins war so "ein bewegtes Leben", und man ist versucht, zu sagen "schnellläufiges" Leben, auch weil es sich über viele, schnell aufeinanderfolgende Epochen erstreckte: Vom Kaiserreich über den Ersten Weltkrieg, die Weimarer Republik, das sogenannte Dritte Reich, den Zweiten Weltkrieg bis in die Bonner Bundesrepublik. Der Vers Saint-John Perse: "Se hâter, se hâter! Parole de vivant!" ("O rasch sein, rasch sein! Wort des Lebendigen") scheint auf Hausensteins Karriere zu passen. "In 15 Jahren rund 40 Bücher, um von den unzähligen Aufsätzen, Artikeln usw. nicht einmal zu reden" (Seite 104).

Die Lebensgeschichte Hausensteins ist im wesentlichen eine Geschichte seiner Buchpublikationen. Und so müssen denn die Stationen des Lebenslaufes weitgehend zu einem curriculum librorum werden. "Er war immer und vor allem einer, der schrieb, der viel schrieb und gut schrieb" (S. 174), aber er lebte auch vom Schreiben. Es ist einigermaßen schwierig, zwischen der möglichst vollständigen Anführung der Publikationen und einer eingehenden Wertung der einzelnen Werke die Balance zu haften. Da es aber galt, die für einen Lebenslauf vorgesehenen "Proportionen" (S. 226) einzuhalten, musste auf Detailstudien zu Themen und Stil der Kunstbücher verzichtet werden. Erschwerend für eine Rezeption Hausensteins ist die Tatsache, dass nach dem VLB (Verzeichnis aller lieferbaren Bücher) kein Buch Hausensteins heute im Buchsortiment erhältlich ist. Werner sah es deshalb als eine "Absicht dieser Darstellung, den Schriftsteller Hausenstein selber zu Wort kommen zu lassen" (S. 174).

Woran liegt es, dass die Bücher Hausensteins auf dem Buchmarkt nicht mehr präsent sind? Mit Hausensteins eigenen Worten gefragt, was ist nach dem "Bruttobilde des Subjektiven" der Bücher im "Nettobilde des Objektiven" der Nachwelt (Europäische Hauptstädte) übriggeblieben? Hängt es damit zusammen, dass Hausenstein vor allem einer war, der etwas bewirkte, bewegte, dabei selbst "fast unsichtbar" blieb (S. 173)? "Von den vielen Namen derer, die mit ihm Umgang hatten, wird sein eigener verdeckt oder doch verdunkelt", schreibt Werner. Wenn diese Beobachtung richtig ist, dann müsste eine Arbeit zum "kulturpolitischen" Einfluss Hausensteins in den zwanziger und dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts geschrieben werden!

Mit dem Autor sind wir der Meinung, dass die "vorgelegte Biographie" nicht so zu verstehen ist, als wolle sie die Forschung zu Wilhelm Hausenstein abschließen, sondern vielmehr als Anstoß, sie auf ver-



schiedenen Ebenen mit verschiedenen Mitteln fortzusetzen. Wer wäre für dieses Vorhaben geeigneter als Johannes Werner?

Johannes Werner, Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf, 227 Seiten, 19 Abb. Iudicium Verlag – 81310 München, Postfach 701067. Preis: Euro 18.00.

Heinrich Hauß

Mannheim hat nach langer Zeit wieder eine "Kleine Stadtgeschichte"

Wenn ich richtig sehe, dann sind die Publikationen von Friedrich Walter "Aufgabe und Verantwortung einer deutschen Stadt" (1952), Gustav Jakob, "Mannheim einst und jetzt" (1959) und Reinhold Rolands "Mannheim" im Verlag Hermann Emig, Amorbach (1966) die letzten kurgefassten Stadtgeschichten Mannheims gewesen. Angesichts des vierhundertsten Jahrestages der Stadtgründung Mannheims am 27. Januar 2007 ist eine kurzgefasste Stadtgeschichte Mannheims überfällig gewesen. Eine kleine Stadtgeschichte hat nach dem Verfasser den Vorteil, dass der "exemplarische Charakter Mannheims wie unter einem Vergrößerungsglas" deutlich hervortritt. Denn "diese Stadt hat wie kaum eine andere eine auffällige Vorreiterrolle in Politik, Wirtschaft und Kultur des deutschen Bürgertums gespielt" (S. 9). Der exemplarische Charakter der Stadt wird deshalb, so kann der Autor mit Recht argumentieren, "nicht nur das Interesse der geschichtsbegeisterten Mannheimer und Kurpfälzer, sondern auch vieler anderer Leser" wecken. Der Autor, Hansjörg Probst, hat eine zweibändige Geschichte Neckaraus (1988) geschrieben und ist als Herausgeber der "Mannheimer Geschichtsblätter.

Neue Folge" der kompetente Autor für das Unternehmen. Die verschiedenen Epochen der Geschichte Mannheims ordnet der Autor in überschaubaren Kapiteln an, die durch Quellen (Aus den Quellen S. 37), historischen Informationen (S. 64) oder Zusatzinformationen (Mannheimer Schloss, S. 75) aufgelockert werden. Die Glanzzeit Mannheims - Mannheim: Pfälzische Residenz und Hauptstadt (1720–1778) nimmt mit ca. zwanzig Seiten einen ihr zustehenden Platz ein. Gehörte doch Mannheim in diesen Jahrzehnten "zu den europäischen Städten, die man besucht haben musste". 1802/03 verliert Mannheim seine Hauptstadtfunktion und rückt an den äußersten Rand des neugebildeten Großherzogtums Baden, so dass bis heute seine Gemarkungsgrenze größtenteils auch die Landesgrenze bildet.

In der "Zeit der Revolution von 1848/49" in Mannheim kann die Bürgerversammlung am 27. Februar 1848 im Aulasaal des alten Jesuitengymnasiums als "erstes Ereignis der deutschen Revolution" (P. Blastenbrei) gewertet werden. Nach der Residenzverlegung Carl Theodors nach München (1778) erlebt Mannheim erst wieder in der Zeit zwischen 1860 bis 1914 ein "zweites goldenes Zeitalter". Die "Kleine Stadtgeschichte" schließt mit der "Entwicklung der Stadt nach 1945" und den Leistungen der Oberbürgermeister Hermann Heimerich (1949–1955), Hans Reschke (1955–1972) und Ludwig Ratzel (1972–1980).

Die neueste Zeit unter den Bürgermeistern Wilhelm Varnholt (1980–1983) und Gerhard Widder (seit 1983) sieht der Autor "von sehr widersprüchlichen Tendenzen geprägt" (S. 144): Rückgang der Einwohnerzahl (325 000), hoher Ausländeranteil (67 000 aus 150 Nationen), Abnehmen der industriellen Produktion, überdurchschnittlich hohe Arbeitslosigkeit (22 000).

Dieser düsteren Bestandsaufnahme steht aber positiv gegenüber der Bahn-Verkehr (Fahrgastaufkommen über 700.000 täglich), der S-Bahn-Verkehr des Rhein-Neckar-Dreiecks, die Entwicklung Mannheims zu einem überregionalen Einkaufszentrum, die "glänzende kulturelle Entwicklung" (S. 147) und die "Errichtung einer Pop-Akademie". So bietet Probst nicht nur einen historischen Überblick über die Vergangenheit Mannheims, sondern bezieht auch die gegenwärtige "Umbruchsituation" in seine Betrachtungen mit ein. Mannheim wurde in seiner relativ kurzen Geschichte viermal zerstört (1644, 1689/94, 1795 und 1943) und wieder aufgebaut. Das gibt Hoffnung für die Zukunft, denn wenn man in die "Ver-



gangenheit blickt", so der Autor, war sie "nie leichter als der Gegenwart" (S. 150).

Für die "Kleine Stadtgeschichte" hat Probst eine Zeittafel erarbeitet. Ortsund Personenregister vervollständigen die Publikation.

Hansjörg Probst Kleine Mannheimer Stadtgeschichte Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2005, Preis: 12,90 Euro. Heinrich Hauß

Kürnbach/Baden – und die "badische Kelter"

Eine beispielhafte denkmalpflegerische Leistung



Die Gemeinde Kürnbach in der Nachbarschaft Brettens wurde um 1287 erstmals urkundlich erwähnt, hatte eigenen Adel (Liebenstein, Sternenfels, Balzhofen) und eine selbständige Pfarrei. Von den Grafen von Katzenellenbogen kam der Ort 1479 teilweise an die Landgrafen von Hessen, teilweise an Württemberg, das aber 1810 seinen Anteil an das Großherzogtum Baden abtrat; es blieb also das Kondominat, die gemeinsame Souveränität über die beiden Staaten, gemeinsam "gehöriges" Gebiet – bis 1904: Per Staatsvertrag wurde die badische Gemeinde Kürnbach konstituiert.

Die letzten Zeugen dieser politischen Ausnahmesituation sind Keltern, große Fruchtpressen, in denen Weintrauben und andere Früchte verarbeitet wurden. Kürnbach hatte früher mindestens 4 Keltern, übrig geblieben sind eine "Hessenkelter" und die "badische Kelter". Die Gemeinde ist heute stolz darauf, dass im Rahmen der Dorfentwicklungsmaßnahmen 1965 die "Modellgemeinde" begonnen hat. Programm zur Entwicklung des ländlichen Raums (ELR) eine Finanzierungsgrundlage zu schaffen für wichtige Aus- und Umbaumaßnahmen. 1999 wurde das alte Anwesen mit der alten Kelter vom Landesdenkmalamt als "bedeutendes Kulturdenkmal" eingestuft; statt der Abbruchgenehmigung verfügte die Behörde ein Erhaltungsgebot.

Erhaltung oder Abbruch?

Lange war überlegt worden, ob Erhaltung oder Abbruch dieses ortsgeschichtlich bedeutsamen Bauwerks zu vertreten sei. Die Entscheidung des Landesdenkmalamtes zeigte der Gemeinde Kürnbach den einzig richtigen Weg. Der Gutachter und Planer, Dipl. Ing. Konieczny, stellte fest: "Die zentrale architektonische Aufgabe besteht darin, dass auf einer sehr beschränkten Nutzfläche, unter Berücksichtigung der bauhistorischen Gegebenheiten, eine gute funktionelle und kostengünstige Lösung erhalten werden soll."

Das "Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz" hat ihre Linie eindeutig fixiert: "Jedes Kulturdenkmal, das heute zu Grunde geht, ist verloren. Was wir jetzt nicht erhalten, kann nie mehr gerettet werden. Was wir jetzt versäumen, kann keine künftige Generation nachholen. Für diese Aufgabe gibt es kein Ausweichen."

Kürnbach erhielt Beihilfen aus dem ELR-Programm, einen Zuschuss aus dem Ausgleichsstock und vom Landesdenkmalamt, insgesamt 363 820 Euro. Im Oktober 2003 begannen die Erd- und Maurerarbeiten, die Erschließung von Wasser/Abwasser, Dachdeckerarbeiten, Innenausbau, Außenanlagen. Im Januar 2005 war die "Badische Kelter" hergestellt bzw. vorbildlich saniert, mit einem Foyer in Metall-Glaskonstruktion und einen ca. 100 m² großen Saal, der gut 100 Personen Platz bietet und eine angenehme Atmosphäre dazu.

Herzlichen Glückwunsch!

Die "Badische Kelter" prägt das Ortsbild, hält den Ortskern, die Ortsgeschichte lebendig, bietet viele kommunale Nutzungsmöglichkeiten. Die Kürnbacher Bürger haben beachtliche Eigenleistungen beim Ausbau dieses Baudenkmals erbracht, ihr bürgerliches Engagement hat dies möglich gemacht, beispielhaft wurde so ein Zentrum des Miteinanders einer aktiven Dorfgemeinschaft geschaffen. Die Kürnbacher haben nun ihr Bürger- und Kulturhaus – dank ihrer Verantwortung gegenüber dem geschichtlichen Erbe ihrer Heimatgemeinde.

"Alemannentag" in Wittnau, ein Nachbarschaftstreffen



Es war nicht historisch zwingend, was der aus dem Sudetenland stammende Bürgermeister Pache als Bürgermeister von Wittnau vor Jahrzehnten inszeniert hat: Ein jährlicher "Alemannentag" in traditioneller Gestaltung, ein besinnlich froher Volkstumstag und mit Vorträgen in alemannischer Mundart – inzwischen durch eine sympathische, stabile Tradition verwurzelt! Dafür sorgten schon der ehemalige Bürgermeister Erich Birkle, in Sachen Folklore und "Muettersproch" und Heimatgefühl sehr aufmerksam und dienstwillig –

und sein heutiger Nachfolger Enrico Penthin. Der Tag in Wittnau begann mit einem gemeinsamen Gottesdienst in der St. Gallus Kirche mit sehr schönen Szenen und Gedanken zum Erntedankfest. Daran schloss sich eine bunte Mundart-Matinee an – mit Gedichten und Geschichten der Gruppe "Schirmberg-Batzeberg-Hexetal" der Muettersproch-Gesellschaft, fröhlich umrahmt von der Wittnauer Trachtenkapelle. Nach einem guten "badischen Mittagessen" wurde den Gästen ein vielseitiges Programm geboten, sehr erfreulich präsentiert von der Trachtengruppe des "Verkehrs- und Trachtenvereins" unter der charmanten Leitung von Silvia Steiert.

Einen besonderen Höhepunkt brachte das programmatische, wohl durchdachte Konzert von Robert-Frank Jakobi, der willkommene Chansonnier aus dem Elsass, der schon vor Jahren von einer fachkundigen Jury zum besten deutsch-französischen Chansonnier gewählt wurde. Zusammen mit Anita Pirman am Akkordeon zeigte er ein weites, sehr ansprechendes Repertoire, dem wir gerne bestätigen: "Seine Lieder und die Art, wie er sie vorträgt, sind voller Wärme, voller Menschlichkeit und voller Hoffnung. Sie regen zum Mitfühlen und zum Mitdenken an; sie zeigen jungen Menschen den Weg, und stärken jeden, der positiv denkt". Die französische Zeitung "France-Soir" brachte es auf den Punkt: "Unser bester Botschafter in Deutschland".

Jakobi hat schon viel Applaus und Anerkennung gefunden, weil er mit seiner Musik, die er liebenswürdig und engagiert vorträgt, Brücken zu bauen versteht – vor allem über den Rhein hinweg, mit eigenen Liedern oder mit Musik von Moustaki, Brassens, Ferrat, mit den schönsten Liedern von Jacques Brel. Er weiß, wie stark Musik verbindet, wie Musik die Wege zur Freundschaft ebnen kann. "Les Dernières Nouvelles d'Alsace" bestätigten ihm: "Es gibt keinen Zweifel, in ihm schlagen zwei Herzen, eines für Frankreich, das andere für Deutschland". Jakobi ist wirklich ein begeisternder Sänger, ein sympathischer Botschafter für den Frieden in Europa – und sein Konzert war ein geistreicher Ohrenschmaus.

Der Freiburger Regierungspräsident Dr. Sven von Ungern-Sternberg hatte die Schirmherrschaft über den "Alemannentag" mit diesem außergewöhnlichen badisch-elsässischen Freundschaftskonzert aus voller Überzeugung übernommen. Seine Anerkennung für solche Begegnungen, die speziell der badisch-elsässischen Nachbarschaft breitere Brücken bauen können, galt den Veranstaltern, natürlich in besonderer Weise den sympathischen Gästen aus dem Elsass.

Adolf Schmid

Biographie von Prof. Albert Finck

9. Juli 1895 – 15. Januar 1958

Albert Finck wurde am 9. Juli 1895 in Bretten geboren. Sein Vater hatte eine Ausbildung an der Landesbauschule abgeschlossen, konnte aber seinen Beruf als Baumeister wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht aufnehmen.

Seine schulische Ausbildung beendete Albert Finck in Bretten und seine seminaristische Ausbildung in



Villingen und Freiburg mit einem staatlichen Zeichenlehrerexamen. Nach einem vierzehntägigen Kriegseinsatz (1914) in Frankreich kehrte er von dort als "Schwerkriegsverletzter" in seine Heimatstadt Bretten zurück.

Es folgte nun eine künstlerische Weiterbildung an der Kunstakademie in Karlsruhe und der Akademischen Hochschule für Bildende Kunst in Berlin.

Hier beteiligte er sich unter anderem an Seminaren von Professor Sörensen (Architektur) und Professor Jünkel (Kirchliche Kunst). Während seiner Berufsausübung als Kunsterzieher an Gymnasien in Pforzheim, Bruchsal, Mannheim und Karlsruhe wurde er wegen "überdurchschnittlicher künstlerischer Leistungen" Meisterschüler bei Professor Bühler an der Kunstakademie in Karlsruhe. Vorlesungen und Seminare von Professor Wulzinger (Psychologie und Geschichte) erweiterten seine künstlerischen Erkenntnisse. In dieser Zeit wurde er Mitglied im Verein für kirchliche Kunst.

Von 1928 bis 1958 war er Professor am Staatstechnikum in Karlsruhe (heute Hochschule für Technik). 1930 unternahm Albert Finck mit Genehmigung und Unterstützung des Ministeriums für Kultus und Unterricht eine Studienreise nach Italien. Hierbei besuchte er vor allem Florenz und Rom.

Das künstlerische Schaffen von Albert Finck war breit gefächert: Landschaftsmalerei, Stilleben und Portraits in Öl und Aquarelltechnik (z.B. auch eine Sammelmappe mit Farbdrucken von Aquarellen herausragender Objekte badischer Städte); Linoldrucke (Serie mit Motiven des Maulbronner Klosters); Stiche und Zeichnungen rundeten das Werk ab. Bildhafte Wandgestaltungen mit Majolikafließen hat er u. a. in Baden-Baden, Bretten und Karlsruhe gestaltet.

Eine wissenschaftliche Arbeit (1936) über "Bodenständiges Bauen im Schwarzwald und in der Baar" wurde in Kurzfassungen in Fachblättern veröffentlicht ("Die Gewerbeschule", "Die badische Schule" 1937), im Verlag Dr. Max Jänecke Leipzig ein Werk "Das Freihandzeichnen an den Bauschulen" herausgebracht (1942). Eine überarbeitete Kurzfassung hiervon erschien in "Baden"-Monographie einer Landschaft Verlag G. Braun Karlsruhe (1953).

Künstlerische Projekte verbanden ihn mit Verlagen wie F. Bruckmann – München, Kunstdruckerei Künstlerbund – Karlsruhe, Ernst Kaufmann – Lahr u. a.

Eine besonders intensive Beschäftigung mit der Glasmalerei und der Kunstverglasungstechnik war der Auslöser dafür, dass Albert Finck von der Glasmalerinnung Baden zum "Künstlerischen Beirat" ernannt wurde.

Viele seiner Werke (Kirchenfenster, Kircheneinrichtungen, Fresken und Tafelbilder) sind besonders in Kirchen der Evangelischen Landeskirche in Baden zu finden. Hier kann man gut seine künstlerische Entwicklung verfolgen.

Seine Verbindung zur Göttlichen Schöpfung, der Natur, findet sich in jedem seiner Werke, meist in Form einer Blume, realistisch oder stilisiert dargestellt. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass Albert Finck in seiner Zeit auch ein gefragter Landschaftsmaler war. Seine Bilder entstanden überwiegend in freier Natur und nicht im Atelier. Er beschickte, außer Galerien (in Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden u. a.) auch Ausstellungen wie im Markgräflichen Palais in Karlsruhe, dem Karlsruher Kunstverein und im Haus der Kunst in München. Er war nach 1945 Mitglied der "Notgemeinschaft der Deutschen Kunst" und seine Bilder wurden in Ausstellungen dieser Einrichtung gezeigt.

Albert Finck starb am 15. Januar 1958 in Karlsruhe-Durlach Klaus Finck

Prof. Dr. Wolfgang E. Stopfel wurde 70



Der ehemalige Amtsleiter des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in der Außenstelle Freiburg, feierte am 23. 9. 2005 seinen Siebzigsten Geburtstag. Nach einem Studium der Kunstgeschichte in Eisenach und Jena war er 34 Jahre in der Freiburger Dienststelle erfolgreich für die Denkmalpflege tätig. Viele Freiburger kennen und schätzen den ehemali-

gen praktischen Denkmalpfleger als engagierten Experten für das Freiburger Münster oder als Gutachter beim Wiederaufbau der ehemaligen Deutschordenskommende in Freiburg. Zu seinen herausragendsten beruflichen Erfolgen gehörte die Ernennung der Klosterinsel Reichenau zum UNESCO-Welterbe. Seine außerordentliche Sachkenntnis kommt heute noch den Studenten der Albert-Ludwigs-Universität zu Gute, wo er in regelmäßiger Lehrtätigkeit am Kunsthistorischen Institut Kunsthistoriker zum Thema Denkmalschutz und -pflege ausbildet. Es bleibt zu wünschen, dass Prof. Stopfel weiterhin in Gesundheit und mit wissenschaftlichem Elan für die Belange der Denkmalpflege wirbt.

Joachim Müller-Bremberger

Das Adelsprädikat für Bad Krozingen: Stadterhebung

Ministerpräsident Günther Oettinger überbrachte am 30. September 2005 persönlich Bad Krozingen die Ernennungsurkunde zur Stadterhebung; der entsprechende Kabinettsbeschluss der Stuttgarter Landesregierung stammte vom 1. September. Bad Krozingen, diese rasch gewachsene Gemeinde (1966: 5100 Einwohner) an der Schnittstelle zwischen Breisgau und Markgräflerland mit ihren jetzt 16 000 Einwohnern, wurde erstmals genannt 807 als "Scrozzinca",

war im 12. Jahrhundert im Besitz des Klosters St. Trudpert und dessen Klostervögte von Staufen, später (1325) kam die Vogtei an die Snewlin von Landeck und die Freiherren von Pfirt. Auch St. Blasien besaß hier einen Propsteihof (1578 erbaut), in dem z. B. der große Historiker Marquard Herrgott als St. Blasianischer Propst 1762 gestorben ist.

Die Gemeinde entwickelte sich langsam, entsprechend ihren ländlichen Strukturen und Möglichkeiten. Die Eisenbahn brachte dem Dorf neue Kontakte, aber der Aufschwung von Gewerbe oder Industrie ließ auf sich warten. Die Geologen der großherzoglichen Verwaltung verbreiteten aber um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. neuen Optimismus, dass man - wie im Nachbarland Elsaß -Bodenschätze gewinnen könne: vielleicht sogar Öl oder Kali wie im benachbarten Buggingen. Am 25. November 1911 geschah es fast als Wunder, in Krozingen roch es auf einmal nach Thermalwasser. Und einige Krozinger Bürger verstanden dieses Naturphänomen sehr rasch als Chance. Die Anfänge waren naturgemäß noch bescheiden, immerhin aber standen 1938 bereits 400 Gästebetten in Krozingen, 60 000 Übernachtungen wurden gezählt, über 100 000 Bäderanwendungen. Der folgende Krieg stoppte die Entwicklung.

Nach Kriegsende entwickelte sich ein neues Gesundheitsbewusstsein, die "Zivilisationskrankheiten", schleichende Folgen ungesunder Lebensweisen verstärkten sich. Die Heilbäder vermittelten die Hoffnung, Kranke wieder in Arbeit und soziales Leben zu vermitteln. Als Thermalwasser gegen Fehlernährung

und Bewegungsmangel und Stress.

1951 wurde in Bad Krozingen das St. Theressenbad als erstes großes Kursanatorium gebaut. Der damalige Bürgermeister Herbert Hellmann freute sich: "Es wuchsen in bewußter Reihenfolge das neue Kurmittelhaus, das Quellsprudelbad, balneologische Forschungsinstitut, der kleine Kursaal, die Trinkhalle und der weit angelegte Kurpark …". Eine völlig neue Epoche begann in Bad Krozingen mit dem Bau eines Rehabilitationszentrums für Herz- und Kreislaufkranke. Alle verfügbaren Dissiplinen von der koronarärztlichen Betreuung bis zum psychologischen und sozialen Dienst sollten am Bett des Patienten koordiniert werden.

Das heutige Herz-Zentrum Bad Krozingen unter der Leitung von Prof. Neumann mit 850 Mitarbeitern wurde zu einem "Modell auf hohem wissenschaftlichen und technischen Niveau, das in ganz Europa Wirkungen zeigte. Es setzte aber vor allem auch für die weitere Entwicklung in Bad Krozingen Maßstäbe". So blieb Bad Krozingen - trotz aller "Kostendämpfungsmaßnahmen" – optimistisch: "Wir sind in Deutschland führend. Und das wollen wir auch bleiben, und zwar im Sinne unserer Patienten". Im Übrigen wuchs auch die Vernetzung zwischen dem Herz-Zentrum und den übrigen Kliniken und Einrichtungen in Bad Krozingen, etliche Personalstellen wurden freilich doch gestrichen. Natürlich beeinflusst dieser medizinische Erfolg die ganze Gemeinde, "Natürlich" hat Bad Krozingen auch ein Gymnasium, der Badepalast "Vita Classica" erhält im Frühjahr ein weiteres Außenbecken. Bürgermeister Dr. Ekkehart Meroth kann sich einen hauptamtlichen Wirtschaftsförderer leisten. Keine andere Gemeinde im Umland weist einen höheren Zuzug in die Kurstadt aus. Diese Attraktivität ergibt sich auch aus dem hohen Freizeitwert, dem erstaunlich guten kulturellen Angebot (wie z. B. den Schlosskonzerten). Das "Festwochenende" 30. September – 2. Oktober 2005 mit Festreden, Ausstellungen, Bürgerempfang, kulinarischem Markt und ökumenischem Gottesdienst war eine Labsal für Körper und Geist. Man spürte auch den Krozinger Alltag, dass "aus dem einstigen reinen Kurort heute ein vielfältiger Erholungsort" geworden ist. "Das Beste aber ist das Wasser", behauptete der griechische Dichter Pindar vor 2½ tausend Jahren. In Bad Krozingen gibt's dazu keinen Widerspruch. Adolf Schmid

Straßburg 1605 Geburtsort des Journalismus in Europa





Rofigunftiger Lefer/te. Denmach burch die genabe bei allerhöchften wie abermaft ein newes Jahr antretten/vnd ich in auffertigung der Ordinary avifa, wie nun eited Jahr befeteben / (So gewiß ich die haben unnd befommen mag) ib Continuiren vermittels Göttlicher gnaden bedacht/ie. Wann

aber bisweiten Errara und ungleichheiten/die so wol wegen der unde kandten. Ort/ als auch der Persohnen Namen/dero authorites Erdampter oder det gleichen Singulariteten und Propriereten stilfallen/so aus unwissenstein die erteit geschrieben/in der Correctur auch angeregete wsachen haben nicht zu anden midzlich/te. Als wolte der großgulninge Lefer solchen haben nicht zu den der eine Stilfallen/solchen der Verlichen/leinem vernäuftigen wissen nach/venbeschwier selbsten Gerrigiene. Einder und vor verbeschweiter selbsten Correigene. Einder und vor verbeschweite und das der der der eine der eine der ein der eine der ein der der ein ferwebenreiches Blückseliges Newes Jahr bestäubig gesundheit von das Wolfalpre-

dienflich dienft: vnd Freundlich wunfchend/

Johann Carolus

Die erste Zeitung, die in der Welt gedruckt wurde, erschien in Straßburg. 1434 war Johann Gensfleisch, gerade 30 Jahre alt geworden, aus seiner Vaterstadt Mainz geflohen vor Bürgerkriegsunruhen – um sich in Straßburg in der Nähe der Kirche St. Arbogast einzurichten. Und um dort – unter dem geheimnisvollen Decknamen "Kunst und Adventur" – eine "künstliche Schrift" zu entwickeln.

Natürlich gingen viele auf Spurensuche nach den Aktivitäten des Zugewanderten. Eine Frau klagte z. B. vor dem Kirchengericht, er habe sein Eheversprechen nicht gehalten. Eine Rechnung belegt, dass er pro Jahr an die 2000 Liter Wein bestellt hat usw. Viel folgenreicher war es, dass in Straßburg die Kunst mit den beweglichen Lettern immer weiter entwickelt wurde. Gewiss, die erste gedruckte Bibel erschien 1454 in Mainz. Aber die ersten großen Bucherfolge wie z. B. "Das Narrenschiff" von Sebastian Brant fanden statt in Straßburg. Straßburg wurde zu einem Zentrum für das Druck- und Verlagswesen und das Interesse an Gedrucktem wuchs.

Die Zeit war reif: 1605 veröffentlichte der Straßburger Drucker Johann Carolus die erste Zeitung mit Berichten aus Europas großen Städten: 4 Seiten, 20 x 15 Zentimeter im Format. (Leider sind uns heute nur



noch als früheste Ausgaben, die von 1609 erhalten). Und dies Woche für Woche.

Jean-Pierre Kintz, emeritierter Straßburger Professor, hat die Geschichte der ersten Wochenzeitung der Welt aufgezeichnet, dabei auch die Entwicklung im übrigen Deutschen Reich geschildert:1609 wurde z. B. in Wolfenbüttel bei Braunschweig eine Zeitung publiziert. Erstaunlich war die Kürze der Postwege – und damit der Zeiten, die für den Transport von Nachricht und Zeitung einzukalkulieren war.

Französischer Originaltitel: Relation – et Strasbourg inventa la presse. Ed.: Ville de Strasbourg. Texte de Jean-Pierre Kintz, Préface de Fabienne Keller et Robert Grossmann. Edition François Miclo: Strasbourg 2005, 62 Seiten.

J.-P. Kintz ist Prof. em., F. Keller ist die Bürgermeisterin von Strasbourg und Robert Grossmann ist der Präsident der Communauté urbaine de Strasbourg. Adolf Schmid

Denkmalschutzpreis 2005

Der Denkmalschutzpreis 2005, den die Badische Heimat, der Schwäbische Heimatbund und die Denkmalstiftung Baden-Württemberg ausgelobt haben, geht an Preisträger in Stuttgart "Gesindehaus", Baujahr 1800; in Schwäbisch Hall "Hohes Haus", Baujahr 1396; "in Kressbronn" Bäuerliches Einhaus, Baujahr 1824.

Im Bereich Baden werden ausgezeichnet: a) das Hermann-Hesse-Haus, Baujahr 1907 in Gaienhofen, b) der Gasthof "Goldene Krone", Baujahr 1757 in Sankt Märgen.

Die Preisverleihung findet am 7. November in Schwäbisch Hall statt.

Kunst der 20er Jahre in Karlsruhe

10. Dezember 2005 – 12. März 2006





Georg Scholz

Wilhelm Schnarrenberger

Karlsruhe avancierte in den 20er Jahren zu einem weithin ausstrahlenden Zentrum des kritischen Realismus und der Neuen Sachlichkeit. Darüber hinaus blieben hier jedoch auch andere, tradierte Strömungen lebendig, insbesondere am Naturalismus und Impressionismus orientierte Richtungen, vereinzelt auch expressive Tendenzen. In der Ausstellung werden zum ersten Mal die unterschiedlichen Facetten der Karlsruher Kunst in diesem spannungsvollen, von Widersprüchen geprägten Jahrzehnt in einem repräsentativen Überblick vorgestellt. Die mehr als 350 Exponate umfassende Schau zeigt herausragende Werke der Malerei, Grafik und Bildhauerei sowie zeitgenössische Fotokunst.

Städtische Galerie Karlsruhe, Lichthof 10 Lorenzstraße 27, 76135 Karlsruhe Tel. 07 21/1 33-44 01, www.staedtische-galerie.de Mi 10–20 Uhr, Do–Fr 10–18 Uhr, Sa–So 11–18 Uhr Eintritt 7 €



Carsten Höller, Y, 2003, Installation View "Delays and Revolutions", 50th Venice Biennale, 2003, Thyssen-Bornemisza Art Contemporary, Vienna, © VG Bild-Kunst, Bonn 2005
Foto: Attilio Maranzano/Thyssen-Bornemisza, Art Contemporary, Vienna

Otto Bernhard Roegele

Univ.-Prof. Dr. med. Dr. phil. Dr. h.c.

Otto Bernhard Roegele, am 6. August 1920 in Heidelberg geboren, ist am 7. September 2005 in Bergisch Gladbach gestorben.

Seit 1950 war Professor Roegele, der überzeugter Badener war und der trotz seiner beruflichen Tätigkeit in anderen deutschen Regionen immer enge Beziehungen zu seiner Heimat unterhielt, auch Mitglied unseres Landesvereins "Badische Heimat". Es waren insbesondere die Nachkriegsjahre, als in den deutschen Besatzungszonen vor allem im Südwesten die föderalistische Neugliederung so heftig umstritten war, wo Otto B. Roegele vehement und mit dem ganzen Einsatz seiner journalistischen Möglichkeiten die Wiederherstellung des alten badischen Staates wieder erreichen wollte.

Wenige Badener haben so wie Roegele gekämpft, um der badischen Tradition auch nach der Zäsur von 1945 wieder eine sichere – badische – Zukunft zu geben. Durch Vermittlung von Professor Paul-Ludwig Weinacht hat Otto B. Roegele das ganze historische Material der Auseinandersetzungen um den "Südweststaat" – es sind acht dicke Ordner! – unserem Archiv in Freiburg anvertraut; dort wartet der Roegele-Nachlass auf kompetente Bearbeitung (dies sei als Angebot verstanden!)

In vielen Nachrufen wurde Roegeles beeindruckende Biographie gewürdigt. Der gebürtige Heidelberger studierte nach dem Abitur Philosophie, Geschichte und Medizin in München, Heidelberg, Erlangen und Straßburg. Nach dem Krieg praktizierte er zunächst als Arzt, aber sein kulturpolitisches Engagement drängte den leidenschaftlichen "Kommunikationswissenschaftler" mit dem ausgeprägten Gespür für die große publizistische Verantwortung rasch zum Journalismus. Er wurde 1949 Chefredakteur, 1963 Herausgeber des "Rheinischen Merkur". Er wurde auch Mitbegründer des Instituts zur Förderung des publizistischen Nachwuchses in München, wurde Berater der Öffentlichkeits-Kommission der deutschen Bischofskonferenz. 1963 übernahm Otto B. Roegele an der Ludwig-Maximilians-Universität München die Professur für Zeitungswissenschaft. Seine Initiative war entscheidend, dass der (katholisch orientierte) "Rheinische Merkur" mit der (protestantisch geprägten) "Deutschen Zeitung – Christ und Welt" kooperierte. Auch nach der Emeritierung (1985) blieb Roegele den Problemen und Möglichkeiten des Journalismus zutiefst verbunden, es ging ihm dabei vor allem um die ethischen Fragen, die mit der bunten Welt der publizistischen Meinungsmacher verbunden sind.

Wir werden unserem Mitglied, unserem Landsmann, der die kulturpolitische Diskussion in Deutschland in beachtlichem Umfang mitbestimmt hat, ein ehrendes Gedenken bewahren.

Adolf Schmid

Ausstellungen in Baden

WüstenDschungel Fotografische Impressionen aus den Tropen

9. Oktober 2005 – 5. Januar 2006



Staatliches Museum für Naturkunde Karlsruhe Museum am Friedrichsplatz Erbprinzenstraße 13 76133 Karlsruhe Tel. 07 21/1 75-21 52 www.naturkundemuseum-karlsruhe.de Di–Sa 10–16 Uhr So 10–18 Uhr Eintritt 2,50 €

Die Mitarbeiter der Naturkundemuseums forschen nicht nur hierzulande, sondern auch in den tropischen Regenwäldern Brasiliens, im Dschungel Neuguineas oder in der lebensfeindlichen Wüste Namibias. Deren Fotomotive zeigen stimmungsvolle Landschaftsbilder, scheinbar leblose Wüsten, immergrüne Regenwälder und skurrile Felsformationen. Auch die Tier- und Pflanzenwelt präsentiert sich mit exotischen Bildern.

HISTORISCHER UND MODERNER WEIHNACHTSSCHMUCK AUS GLAS WEIHNACHTSAUSSTELLUNG UND WEIHNACHTSBASAR

27. November 2005 bis 6. Januar 2006



Glasmuseum Wertheim Mühlenstraße 24 97877 Wertheim Tel. 0 93 42/68 66 www.glasmuseum-wertheim.de Di–Do 10–12 und 14–17 Uhr Fr–Sa 13–19 Uhr So 13–17 Uhr Eintritt 3,50 €

Diese Ausstellung hat in Wertheim eine lange Tradition. Sie erinnert an die Herkunft der Wertheimer Laborglasindustrie aus Thüringen und zeigt eine enorme Vielfalt an gläsernem Christbaumschmuck. Historische

Glasfiguren, hohl geblasene Rehe und Fische, bunt bemalte Engel und ein vier Meter hoher "Thüringer Baum", geschmückt mit Glasschmuck aller Art, erwarten den Besucher. Ebenso werden historische Herstellungsmethoden, Bräuche und Symbolgehalte weihnachtlicher Schleckereien in der Ausstellung vermittelt. Auf Wunsch kann man auch seine eigene Weihnachtskugel blasen.

Picasso – Von Mougins nach Baden-Baden: Der späte Picasso

24. September 2005 – 8. Januar 2006



Jeune fille assise Öl auf Sperrholz 21. 11. 1970 Paris, Musée National Picasso

Pablo Picasso

Museum Frieder Burda Lichtentaler Allee 8b 76530 Baden-Baden Tel. 0 72 21/3 98 98-0 www.museum-frieder-burda.de Di–So 11–18 Uhr Mi 11–20 Uhr Eintritt 8 €

Picasso verbrachte seine letzten zwölf Lebensjahre von 1961 bis 1973 im südfranzösischen Mougins. In der Ausstellung werden über 30 Gemälde und sechs Skulpturen gezeigt. Die Werke haben alle ein gemeinsames Thema: das der Selbstbefragung. Picasso studiert den Greis, das Alter an sich, und gibt es in lächerlichen, verzerrten und melancholischen Posen wider. Subjekte und Gegenstände unterwirft er seinen persönlichen Bedürfnissen. Seine späten Werke kennzeichnen sich durch eine Fülle des Materials, der Ausschweifungen und eine große Freiheit der künstlerischen Darstellungsmittel.

BILDERWECHSEL III – AMERIKANISCHE MALEREI

24. September 2005 - 8. Januar 2006



Museum Frieder Burda Lichtentaler Allee 8 b, 76530 Baden-Baden Tel. 0 72 21/3 98 98-30 www.museum-frieder-burda.de Di–So 11–18 Uhr, Mi 11–20 Uhr Eintritt 8 €

Der Bilderwechsel III widmet sich einer weiteren zentralen Werkgruppe aus der Sammlung Frieder Burda. Mit Arbeiten u. a. von Mark Rothko, Willem de Kooning, Clyfford Still und Alex Katz bietet die Ausstellung einen Einblick in die amerikanische Kunst der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in der sich Amerika von der europäischen Dominanz in der Malerei zu emanzipieren suchte. Trotz aller programmatischer Abgrenzung verraten die malerischen Positionen der amerikanischen Künstler eine fortwährende Auseinandersetzung mit der europäischen Tradition.

Automatische Musikinstrumente Aus Freiburg in die Welt $-\ 100\ J$ ahre Welte-Mignon

17. September 2005 – 8. Januar 2006



Augustinermuseum, Augustinerplatz 79098 Freiburg im Breisgau Tel. 07 61/2 01-25 31 www.augustinermuseum.de Di–So 10–17 Uhr Eintritt 4 €

Die 1832 in Vöhrenbach gegründete und seit 1872 in Freiburg ansässige Firma M. Welte & Söhne war bereits durch ihre Entwicklungen auf dem Gebiet der Musikwiedergabe mit Programmträgern weltberühmt, als sie 1905 das "Welte-Mignon"-Reproduktionsklavier auf den Markt brachte. Mit diesem technischen Wunderwerk war es möglich, das Spiel eines Pianisten weitestgehend originalgetreu wiederzugeben. Später wurde diese Technik

auch auf Orgeln angewendet. In der Ausstellung wird die Firmengeschichte erstmals umfassend dargestellt. Alle Instrumente von der Flötenuhr über das Orchestrion bis hin zu Glockenspielen und Lichttonorgel werden gezeigt.

"WIR KOMPONISTEN SIND DOCH KEINE WARE" MAX REGER IN DER KINDERZEIT DES URHEBERRECHTS AUSSTELLUNG DES MAX-REGER-INSTITUTS

19. Oktober 2005 – 14. Januar 2006



Badische Landesbibliothek Ausstellungsraum Erbprinzenstraße 15 76133 Karlsruhe Tel. 07 21/1 75 22 22 www.blb-karlsruhe.de Mo–Fr 9–18 Uhr Sa 9.30–12.30 Uhr Fintritt frei

In dieser Ausstellung wird das problematische Verhältnis des Komponisten Max Reger (1873–1916) zu seinen Verlegern thematisiert. 1902 trat das erste deutsche Urheberrecht in Kraft und Reger konnte die neuen Möglichkeiten nicht adäquat nutzen. Das Max-Reger-Institut in Karlsruhe sammelt seit 1947 Autographen und persönliche Erinnerungsstücke des Komponisten. So sind hier u. a. die Brautbriefe zwischen Max Reger und Elsa von Bercken, Gemälde und signierte Fotografien berühmter Zeitgenossen, darunter Joseph Joachims und Albert Einsteins, zu sehen.

DER SCHREI DER MEISE FOTOGRAFIEN VON ALFRED DOTT

8. November 2005 – 19. Januar 2006



Volkshochschule Karlsruhe vhs galerie, Studienforum Kaiserallee 12 e 76133 Karlsruhe Tel. 07 21/9 85 75-12 www.vhs.karlsruhe.de Mo–Fr 9–20 Uhr Sa 9–14 Uhr Eintritt frei

Die Impressionen des elsässischen Fotografen Alfred Dott zeigen in einer Serie von Schwarzweiß-Fotografien die Ansichten von "wund gewordenen Bäumen". Die Bilder wurden im Herzen des Elsass aufgenommen und verdeutlichen den Kampf ums Überleben der geschundenen Weidenstümpfe.

FIGUR UND ABSTRAKTION DAS KÜNSTLEREHEPAAR HERMANN UND GISELA BACHMANN

18. Dezember 2005 – 22. Januar 2006 in der Orgelfabrik Durlach

18. Dezember 2005 – 19. Februar 2006 im Pfinzgaumuseum



Hermann Bachmann. Ohn' Unterlass III, 1990, Acrul auf Nessel. 180 x 220, Privatbesitz

Orgelfabrik Amtshausstraße 17 76227 Karlsruhe/Durlach Tel. 07 21/40 14 43 www.orgelfabrik.de Do-Fr 17-20 Uhr. Sa-So 11-16 Uhr Fintritt frei

Zwei zeitlich parallele Ausstellungen, in der Orgelfabrik und im Pfinzgaumuseum, sind dem Werk des Künstlerehepaares Hermann und Gisela Bachmann gewidmet, das sich in verschiedenen künstlerischen Gattungen der Darstellung der Figur verschrieben hat.

Im Mittelpunkt stehen Arbeiten, die im Lauf der letzen 20 Jahre in Karlsruhe-Durlach entstanden. Während in der Orgelfabrik vor allem großformatige Gemälde Hermann Bachmanns zu sehen sind, werden im Pfinzgaumuseum kleinformatige, stark farbige Gouachen präsentiert, die im Dialog mit den Plastiken seiner Frau, der Bildhauerin Gisela Bachmann, stehen.

SCHILLERZEIT IN MANNHEIM – AUSSTELLUNG MIT RAHMENPROGRAMM

17. September 2005 – 29. Januar 2006



Reiss-Engelhorn-Museen Museum für Archäologie, Völkerkunde und Naturkunde D5 Zeughaus · C5, 68159 Mannheim, Tel. 06 21/2 93 31 50 www.rem.mannheim.de Di-So 11-18 Uhr, Eintritt 7€

Mannheim spielt eine bedeutende Rolle in Leben und Werk Friedrich Schillers. Am 13. Januar 1782 fand hier die Uraufführung seines ersten Dramas "Die Räuber" statt. Dies ist der Beginn von Schillers Karriere als Dichter. Er verbrachte zwei Jahre in Mannheim. Obwohl zunächst als Theaterdichter engagiert, war Schillers Leben in Mannheim immer von Geldsorgen bestimmt. Bald nach seiner Ankunft infizierte er sich mit der Malaria, die in Mannheim wütete. Die Ausstellung zeigt auch neue spannende Forschungsergebnisse zu der Frage, ob Schiller in Mannheim zwischen die Fronten der Freimaurer und Illuminaten geriet. Auch auf die Rezeptionsgeschichte von Schillers Werken in Theater und Film wird eingegangen. Die Ausstellung widmet sich der Zeit von 1782 bis 1785 mit 400 Objekten, die Schillers Spuren in Mannheim zeigen.

KÖRNER, KULT & KÜCHE – GETREIDE IN NATUR UND KULTUR

26. Juni 2005 – 29. Januar 2006





Adelhausermuseum Natur- und Völkerkunde Völkerkunde Gerberau 32 79098 Freiburg im Breisgau Tel. 07 61/2 01-25 41 Di-So 10-17 Uhr Eintritt 2 €

"Körner, Kult und Küche" – ein grundlegendes Thema der Menschheit: Getreide. "Körner" berichten über die Biologie der Getreidepflanzen

und ihren Anbau. Gleichzeitig werden die Körnerfrüchte der Welt am Beispiel von Hirse in Afrika, Reis in Asien, Mais in Amerika und Weizen in Europa vorgestellt. "Kult" steht für die religiöse Bedeutung der Getreidepflanzen und ihren Einsatz als altägyptische Grabbeigaben oder die Hostie in der christlichen Kultur. Auch "Küche" darf nicht fehlen, wenn es um Nahrung geht. Beispiele aus der japanischen Esskultur und die Küche der afrikanischen Senufo, in der Hirsebier hergestellt wird, zeigen einige der vielfältigen Möglichkeiten von Getreideprodukten.

50 Jahre Maler der Natur Aquarelle von Friedhelm Weick

8. November 2005 – 30. Januar 2006



Staatliches Museum für Naturkunde Karlsruhe Museum am Friedrichsplatz Erbprinzenstraße 13 76133 Karlsruhe www.naturkundemuseum-karlsruhe.de Tel. 07 21/1 75-21 52 Di–Sa 10–16 Uhr So 10–18 Uhr Eintritt 2,50 €

Vor allem der Tiermalerei ist das umfangreiche Schaffen des Malers Friedhelm Weick gewidmet. Ein Querschnitt jüngerer Bilder in Aquarelltechnik zeigt einheimische Vogelarten wie Laubsänger, Meisen, Würger,

Greifvögel und Eulen. Hinzu kommen Landschaftsaquarelle aus dem Kraichgau. Weitgehend unbekannte Skizzenbücher runden die Ausstellung ab.

Rainer Mürle: Die Kunst der Achtsamkeit. Arbeiten auf Papier

23. Oktober 2005 – 5. Februar 2006



Pforzheim Galerie e. V. Gebäude "Kollmar & Jourdan" Bleichstraße 81 75173 Pforzheim Tel. 0 72 31/39 20 79 Mi–Sa 14–17 Uhr So 11–17 Uhr Eintritt frei

Rainer Mürle studierte von 1949–56 an der Kunst- und Werkschule Pforzheim. Ein entscheidendes und durchgängiges Merkmal seiner Kunst

ist der radikale Verzicht auf Symbolik. Der Betrachter wird dazu herausgefordert, die schlichten Erscheinungen dieser Welt als wohltuend und bemerkenswert zu empfinden. Den jeweiligen Zeitströmungen gegenüber blieb er stets aufgeschlossen, jagte aber nie den modischen Verführungen hinterher.

BAARTRACHT KONFESSION UND MODE

2. Oktober 2005 – 19. Februar 2006



Museum Aldingen Hauptstraße 69 78554 Aldingen Tel. 0 74 24/8 22-0 www.Aldingen.de So 11. 12. 05 / So 18. 12. 05 / So 1. 1. 06 So 15. 1. 06 / So 5. 2. 06 / So 19. 2. 06 Jeweils von 14–17 Uhr Eintritt frei

Die Geschichte der Baartracht wird mit Textilien, Objekten, Schriftquellen und Bildern aus verschiedenen Jahrhunderten in dieser Aus-

stellung thematisiert. Sie spürt konfessionellen und modischen Einflüssen im Wandel der Baartracht nach. Welche Zeitbilder, Vorstellungen und Einflüsse begleiteten oder prägten diesen Weg von der ländlichen Kleidung bis hin zu der heute noch gepflegten Form der Tracht? Die Ausstellung findet anlässlich des 200-jährigen Jubiläums des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar statt.

BRUNO EPPLE - DER POET

22. November 2005 - 19. Februar 2006



Hermann-Hesse-Höri-Museum Kapellenstraße 8 78343 Gaienhofen Tel. 0 77 35/8 18-37 www.hermann-hesse-hoeri-museum.de Fr–Sa 14–17 Uhr So 10–17 Uhr Eintritt 3 €

Bruno Epple gilt weit über den Bodenseeraum hinaus als Beispiel einer kennenswerten Doppelbegabung: seit vielen Jahren ist er ein international bekannter Maler, doch mindestens ebenso lange veröffentlicht er Prosa, Szenen und Hörspiele, vor allem aber Gedichte in der Mundart des Hegau. Die

Ausstellung bietet zum ersten Mal die Gelegenheit, anhand von Entwürfen und Manuskripten, Büchern und Fotos, Rezensionen und Korrespondenzen Epples literarische Entwicklung kennen zu lernen.

DAVID TENIERS ALLTAG UND VERGNÜGEN IN FLANDERN

5. November 2005 – 19. Februar 2006



Staatliche Kunsthalle Karlsruhe Hans-Thoma-Straße 2–6 76133 Karlsruhe Tel. 07 21/9 26-33 59 www.kunsthalle-karlsruhe.de www.teniers.de Di–So 10–18 Uhr Eintritt 4 €

Zusammen mit Peter Paul Rubens, Anthonis van Dyck und Jacob Jordaens gehört David Teniers d. J. zu den bedeutendsten flämischen Meistern des 17. Jahrhunderts. Berühmt und zu einem der meistgefragten Genremaler der südlichen Niederlande wurde er mit seinen rustikalen und humorvollen Schilderungen von Alltag und Vergnügen in Flandern. Die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe zeigt in der Ausstellung einen Überblick über das vielfältige Werk dieses Künstlers. Sie veranschaulicht die Entwicklung des Künstlers und den Facettenreichtum seines Schaffens. Für Kunstfreunde und auch für Kenner verspricht die Ausstellung aufregende Entdeckungen, denn viele der ausgestellten Gemälde wurden bisher noch nie öffentlich gezeigt.

IMPERIUM ROMANUM RÖMER, CHRISTEN, ALAMANNEN - DIE SPÄTANTIKE AM OBERRHEIN

22. Oktober 2005 - 26. Februar 2006



Badisches Landesmuseum, Schloss 76131 Karlsruhe Tel. 07 21/9 26-63 89 www.landesmuseum.de Di-Do 10-17 Uhr, Fr-So 10-18 Uhr Eintritt 4 €

Die Ausstellung widmet sich der Spätzeit der römischen Herrschaft (Mitte des 3. bis zum Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr.) in den nordwestlichen Grenzgebieten des Römischen Reichs. Rund 500 eindrucksvolle Objekte lassen die wechselvolle Epoche lebendig werden, in der die Alamannen über den Limes drängten, die Römer sich schrittweise aus dem Oberrheingebiet zurückzogen und das Christentum aufkam. Die Ausstellung setzt dem weit verbreiteten Bild vom Einzug roher Barbarei in das hoch entwickelte Römische Reich ein komplexes Bild entgegen. Denn diese spannungsreichen Jahrhunderte waren keineswegs nur von kämpferischen Auseinandersetzungen zwischen Römern und Germanen geprägt. Zahlreiche Exponate illustrieren das friedliche kulturelle Miteinander der benachbarten Völker. Kostbare Leihgaben geben in acht Ausstellungsbereichen mit Themen wie Handel und Wirtschaft, Militär, Bestattungskultur und dem frühen Christentum einen repräsentativen Querschnitt durch die vielfältigen Lebensformen der Bewohner Obergermaniens. Der weltberühmte "Silberschatz von Kaiseraugst", der erstmals außerhalb der Schweiz zu sehen ist, bildet einen Höhepunkt der Ausstellung.

STADTGESCHICHTE IN PLAKATEN: NS-ZEIT

26. November 2005 - 26. Februar 2006



Stadtmuseum Karlsruhe, Prinz-Max-Palais Karlstraße 10, 76133 Karlsruhe Tel. 07 21/1 33-42 34 Di, Fr, So 10-18 Uhr, Do 10-19 Uhr, Sa 14-18 Uhr Eintritt 2 €

Plakate sind wie kaum ein anderes Medium geeignet, Geschichte anschaulich zu vermitteln. In zwei Abteilungen behandelt die Ausstellung einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der beiden größten badischen Städte im 20. Jahrhundert, Mannheim und Karlsruhe: im ersten Bereich "Leben unter dem Hakenkreuz" zeigen die Plakate anschaulich die Gleichschaltung, den Hitlerkult und nationalsozialistische Propaganda, die Volks-

gemeinschaft sowie die Judenverfolgung. Die zweite Abteilung "Der Zweite Weltkrieg" behandelt die Themen Kriegsverlauf und Kriegspropaganda, Luftkrieg, Heimatfront und das Kriegsende. Ergänzend zu den Plakaten sind Fotos von Mannheim und Karlsruhe zu sehen.

Buchbesprechungen

ORTE

Mythische Orte am Oberrhein Edith Schweizer-Völker, Martin Schulte-Kellinghaus: Mythische Orte am Oberrhein, Christoph Merian Verlag, 236 Seiten, Basel 2005. Roland Kroell: Magischer Schwarzwald und Vogesen, AT Verlag, 304 Seiten, Baden 2004.





Die Basler Volkskundlerin Edith Schweizer-Völker und der Fotograf Martin Schulte-Kellinghaus aus Grenzach haben einen neuen reich bebilderten Ausflugsführer herausgebracht, der 40 Ausflüge zu mythischen Orten in Südbaden, im Elsass und in der Nordwestschweiz beschreibt.

Was sind mythische Orte? Der Elsässer Adolph Landsburg, war einer der ersten, der sich mit geheimnisumwitterten Plätzen und sagenumwobenen Naturdenkmalen beschäftigte. Vor gut 20 Jahren gab er seinem Buch den Titel "Orte der Kraft".

Diese Orte können Quellen sein, deren symbolische Kraft Klostergründungen und Wallfahrtskapellen mit sich brachten – diese Orte, wie merkwürdige Felsformationen oder Moore können Handlungsort schauerlicher Sagen sein.

Übernatürliche Kräfte treten in Spukgestalt auf, Wiedergänger, die eine böse Tat nicht ruhen lässt und zu Unrecht Geköpfte erschrecken nächtliche Wanderer. Aber sehr oft sind diese Orte auch Quellen des Trostes und der Zuflucht und werden zur Meditation und Fürbitte aufgesucht. Zahlreiche Votivtafeln zeugen von Heilungen und Gehör in großer menschlicher Not. Edith Schweizer-Völker und Martin Schulte-Kellinghaus zeigen aber auch die Ausrichtung z. B. des Basler Münsters nach einem kalendarischen Richttag, hier der Sommersonnenwende am 21. Juni, die eindrucksvoll in der Krypta verfolgt werden kann. Zumal christliche Kirche wurden auf Stellen errichtet, die schon den Kelten und später den Römern als Kultund Opferstätten dienten. Alle 40 Ausflüge sind mit wertvollen praktischen Tipps versehen, die die Anfahrt, Öffnungszeiten und weiter notwendige Hinweise, wie die Internetadressen der Orte enthalten. Feste und Veranstaltungen sind jahreszeitlich gegliedert, ein Literaturverzeichnis erleichtert eigene Recherchen.

Der Schwerpunkt der besuchten und beschriebenen Orte liegt im Dreiländereck um Basel herum. Schönheit und Bedeutung der Orte kann sich der Besucher mit diesem Buch ohne Zweifel erschließen.

Weitaus mehr Orte auf der badischen Seite listet der Sänger und in Waldshut-Tiengen geborene Roland Kroell auf. Sein Buch mit dem Titel "Magischer Schwarzwald und Vogesen" beschreibt thematisch gegliederte, meditative Wanderungen zu den Orten der Kraft. Sein Einstieg ist ein völlig anderer – Kroell ist auf der Suche nach der mythischen Komponente seiner ausgesuchten Orte. Das Forschen in keltischen Wurzeln und "anderen Dimensionen" hat ihn zu diesen Orten gebracht. Anfahrtshinweise und eine Karte mit jeweils einer vorgeschlagenen Wanderung und ihre Dauer ergänzen die historischen und volkskundlichen Ausführungen. Wer Interesse am geheimnis- und wundervollen Hintergrund unserer gesamten Region hat, wird an beiden Büchern als sich ergänzende Werke seine Freude haben. Adolf Schmid

Hofmann, Artur J. / Disson, Peter / Schwabenland, Klaus: Waghäusel. Kirrlach, Waghäusel, Wiesental. Hg. von der Stadt Waghäusel. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher, 2005, 96 S., Format 33,5 x 24 cm, ISBN 3-89735-250-8, € 22,-.



Waghäusel hat sich zur 30-jährigen Gemeindefusion ein Geschenk gemacht, und man darf sich fragen, welche "Danaer" stecken wohl dahinter. Es mag ein Regalbauer darunter gewesen sein, um mit dem überhöhten Format des Bildbandes zu beginnen, das herkömmliche Stellhöhen sprengt und damit eine problemlose Unterbringung in der heimischen Bücher-

wand verhindert. Nun gibt es natürlich immer jenen Regalmeter, der für herausragende Fotokunst reserviert ist und in dem sich manche Perle der Bücherkunst versammeln lässt. Aber dort wird man den angezeigten Bildband kaum unterbringen wollen. Offenbar war die Redaktion mit der Auswahl geeigneter Bilder überfordert, so dass eine solche erst gar nicht ernsthaft erwogen wurde. Vielmehr quellen die Seiten über vor Fotos, die zwar alle hübsch anzusehen sind, aber nur selten einmal Postkartengröße erreichen. Das Ganze gemahnt zudem an die Beliebigkeit mancher privater Fotoalben vom letzten Urlaub: bei den meisten Aufnahmen weiß man nach einigen Jahren auch nicht

mehr, wozu sie eigentlich einmal gemacht wurden. Und wieder stellt sich zwangsläufig die Frage nach dem Sinn des Buchformates, wenn es doch offensichtlich nicht genutzt werden sollte, um die Fotos in ansprechender Größe abzubilden. Stattdessen sehen wir entsetzten Auges, wie einige, viel zu viele der Bilder auch noch im Buchfalz ertrinken, die Seiten immer unterlegt mit blassen Hintergrundfotos, die für zusätzliche Unruhe im Satzaufbau sorgen. Dass einige der Textblöcke dabei in den "Genuss" jener "Hintergrundbelebung" kommen, andere hingegen nicht geschenkt. So bleibt nur Bedauern für den durchaus einnehmenden Text übrig, der auf schier verlorenem Posten gegen die lieblos zusammen "designte", so sagt man wohl, Umgebung ankämpfen muss. Auch das Buchmachen ist eine Kunst: schöne Fotos und ein guter Text allein reichen dazu leider nicht, sie wollen auch ansprechend präsentiert sein. Wie sehr so etwas, auch (und gerade?) auf Hochglanzpapier. scheitern kann, ist hier bedauerlicherweise zu besichtigen.

Karl Heinz Kees

Nocke, Ulrich / Bütow, Kerstin / Rombach, Siegfried: Sankt Märgen. Eine Spurensuche/Zehn Begegnungen. DesignConcepts-Verlag, St. Märgen. 1. Aufl. 2003. 253 S., 94 s/w-Abb. u. 56 Farbabb., ISBN 3-9807059-3-5, 32,00 Euro



St. Märgen im Schwarzwald 1118 errichtete der Straßburger Domprobst Bruno von Hohenberg ein Chorherrenstift, das bis ins 15. Jahrhundert St. Mariazell hieß und in der Abgeschiedenheit des Schwarzwalds sich auseinandersetzen musste (aus Mariazell entwickeln sich die Varianten St. Märijen, St. Mergen, Sankt Märgen). Walter Berschin/Heidelberg hat die fatale Nachbarschaft von St. Märgen zu St. Peter gut dokumentiert ("das agonale

klösterliche Landschaftsbild": she Berschins "mittellateinische Studien" Mattes Verlag Heidelberg 2005). Dieser gut präsentierte Band lässt teilnehmen an zehn Begegnungen in einem "Ort mit Geschichte", folgt den Spuren von Künstlern und Gelehrten, "deren Lebenswege sich hier kreuzten". Und es sind hier große Namen zu nennen: Matthias Faller, der hervorragende Bildhauer, von dessen Kunst St. Märgen und St. Peter profitieren. Ferner Hermann Dischler, der Maler und Dokumentarist, geboren am 25, 9, 1866 in Freiburg. der sich ab 1908 in sein legendäres Künstlerhaus in Hinterzarten zurückzog. Auch Karl Biese, Karl Hauptmann, Gustav Traub und Ruth Schaubmann, "die malende Dichterin" 24. 8. 1899–13. 3. 1975). Und natürlich Edmund Husserl, der epochale Genius, der von 1916 bis 1937 in Freiburg lehnte und seine Ferien immer wieder in St. Märgen verbrachte. Peter Dreher fand in St. Märgen den "Ort, den ich ein Leben lang gesucht habe".

Adolf Schmid

HEITERE LANDESKUNDE

Hug, Wolfgang: Von Badischen und Unsymbadischen. Eine heitere Landeskunde. Theiss-Verlag, 1. Aufl. 2005. 144 Seiten, ISBN 3-8062-1986-9, 12,90 Euro.



"Sage mir, worüber du lachen kannst, und ich sage dir. wer du bist". Nach diesem bewährten Motto hat Wolfgang Hug seine Geschichten über die badische "Volksseele" ausgesucht und niedergeschrieben, witzig und immer unterhaltsam und mit sicherem Gespür für die kulturelle und soziale Vielfalt zwischen Weinheim und Konstanz, wo ja nicht nur der Schwarzwälder Weltbürger Wilhelm Hausenstein eine "zähe, vertrau-

liche und etwas verzwickte Familie" ausgemacht hat. Wolfgang Hug hat mit einer Fülle von Anekdoten, mit geistreich-deftigen Witzen, mit liebenswürdigem Humor sehr gut "badische Lebensart" ausgemalt und dabei "die Schwaben" mit ihrem bürgerlichen Kontrastprogramm recht schonend behandelt. Obwohl die "schaffige Schwaben" sich u. a. immer wieder anhören müssen: "Schwobe schaffe, mir denke".

Natürlich gilt auch für den Badener Wolfgang Hug vorneweg: "Das schönste Land in Deutschlands Gau'n das ist das Badner Land" - schön und eine natürliche "Wohlfühlregion"; dazu gibt es keinen Widerspruch. Auch was so unter dem Stichwort "Landeskunde" vorgetragen wird, ist überwiegend heiter, leicht, einladend zu freundlichem Schmunzeln und herzhaftem Lachen, auch zum "Dampfablassen". Sicher, "darf's auch was Religiöses sein"; denn "im katholisch dominiertem Baden gehe es auf einer Beerdigung noch immer lustiger zu als im protestantisch geprägten Alt-Württemberg an Fasnacht". Sicher der eine oder andere Witz ist etwas verdächtig als "Wanderwitz", nicht alle diese Texte und Geschichten sind "Volkseigentum der Badener"; Quellenkritik ist wohl noch angebracht. Es sind hier aber tatsächlich charakteristische Streiflichter zusammengetragen, die "einiges Typische" badischer Lebensart und Gemütlichkeit deutlich machen. "Überflüssig auch zu sagen, dass in Baden nicht nur die Sonne scheint mit purer Heiterkeit. Es gibt wohl ebenso viele Schatten, Finsternis und Bosheit in dem Land. Dem sollte freilich der Humor ein Stückchen weit Paroli bieten". Diese Mischung hat W. Hug sehr überzeugend dargeboten. Adolf Schmid

KATHOLIZISMUS

Heitz, Claudius: Volksmission und Badischer Katholizismus im 19. Jahrhundert. Band 1: Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte. Alber-Verlag Freiburg/München, 1. Auflage 2005. 456 Seiten, ISBN 3-495-49950-4, 38,00 €.

"Das 19. Jahrhundert war eine Epoche des Übergangs: Aufklärung, Säkularisation und wirtschaftliche



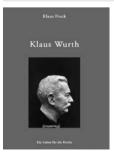
Modernisierung erschütterten ganz Mitteleuropa und stellten die Menschen vor immense intellektuelle, lebenspraktische und soziale Herausforderungen". Reaktionen auf diese Entwicklungen waren gerade in der katholischen Kirche vielfältig, sehr unterschiedlich. Claudius Heitz untersuchte in seiner Dissertation Phänomene wie die "Organisierung der Massenreligiosität" und die "Verkirchli-chung der Volksreligion". Im Mittelpunkt seiner Stu-

dien stehen die "Volksmissionen" vor allem der katholischen Orden, die "auf das Innere, das Gemüth, das Herz" der Kirchenmitglieder einzuwirken versuchten - vor allem durch Jesuiten und Redemptoristen, die als besonders "antimodern" und "romtreu" galten. Die wissenschaftliche Untersuchung von Heitz widmet sich hier einem bisher noch unbearbeiteten Thema. Er schöpft dabei aus reichen Quellen, profitiert von den Berichten von Ordenshistorikern wie Bernhard Duhr/SJ, der feststellte, dass "das ganze katholische Deutschland durchmissioniert wurde und wohl kaum ein bedeutender Ort eine Mission entbehren musste", systematisch im 18. Jahrhundert beginnend. Dass diese Form von Seelsorge nicht allgemein geschätzt und gefördert wurde, zeigt das päpstliche Jesuitenverbot von 1773 oder die Feststellung Wessenbergs, des Verwesers des Bistums Konstanz, von 1808, dass "im Bistum Konstanz kein Bedürfnis für Missionen" bestehe. Mit der Gründung des Großherzogtums Baden kam die Säkularisierung der Klöster, die Aufhebung der Orden im Zusammenhang mit dem Reichsdeputationshauptschluss; es überlebten nur wenige Frauenklöster, die der Staat im Unterrichtswesen durchaus brauchen konnte. Faktum: "Bis 1918 war es keinem einzigen männlichen Orden möglich, sich im Großherzogtum Baden niederzulassen". Heitz schildert sehr eindrucksvoll, wie in der Folgezeit die Idee der "Volksmission" wieder belebt werden konnte, wie die "Organisierung der Massenreligiosität" möglich wurde.

Eine eindrucksvolle Schilderung, mit vielen Belegen des Wandels im "Katholischen Milieu".

Adolf Schmid

Finck, Klaus: Klaus Wurth (1861–1948). Ein Leben für die Kirche. Verlag Books on Demand, Norderstedt, 1. Auflage 2004. 376 Seiten, ISBN 3-8334-1145-7, 33,90 Euro.



Diesem kirchengeschichtlichen Werk geht es darum, Klaus Wurth, den letzten Kirchenpräsidenten der Evangelischen Landeskirche in Baden, ins angemessene Licht zu setzen. Gestützt auf umfangreiches Quellenmaterial stellt der Autor das Wirken dieses Theologen dar. Das flüssig zu lesende Buch weckt für die Schilderungen aus den Jahren 1919–1933 besonderes Interesse. Von 1924 bis 1933 hatte Wurth das damals höchste Amt der Landeskirche inne. Dabei geht der Autor der Frage nach, wie sich die Kirchenleitung in der Zeit zwischen landesherrlichem Kirchenregiment und Beginn des "Dritten Reiches" verhalten hat.

Auch Nichthistoriker können dem Inhalt des Buches folgen, zumal der Autor immer wieder Abschnitte einfügt, die den größeren geschichtlichen und kirchengeschichtlichen Gesamtzusammenhang verständlich machen.

Das Buch ist mit einer umfangreichen Anlage großteils mit unveröffentlichten Dokumenten – sowie zahlreichen Fotos ausgestattet. Es ist all denen zu empfehlen, die sich für die Geschichte der Badischen Landeskirche interessieren und sich kritisch damit auseinandersetzen können. Wolfgang Meuret

JÜDISCHE OPFER DES **NATIONALSOZIALISMUS**

Hans-Joachim Hirsch: "Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen". Die Gedenkskulptur für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus in Mannheim. Mit Beiträgen von Peter Kurz, Jochen Kitzbihler und Helmut Striffler. 120 Seiten, Verlagsbüro v. Brandt, Mannheim, 2005, 15 €, ISBN 3-926260-65-3.



Im November 2003 wurde in Mannheim das Mahnmal zur Erinnerung an die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus Öffentlichkeit übergeben. Die Gedenkskulptur in Form eines gläsernen Kubus trägt mehr als 2000 Namen der jüdischen, aus Mannheim stammenden

Menschen, die 1933-45 in den Tod getrieben oder deportiert und in den Lagern ermordet wurden.

Anderthalb Jahre nach der Enthüllung der Gedenkskulptur auf den Planken fand das Projekt "Mahnmal" mit dieser Dokumentation seinen krönenden Abschluss. Das Buch schildert den schmerzhaft langen und mühseligen Gedanken- und Entscheidungsprozess für diese Gedenkskulptur, die historischen Grundlagen seiner Notwendigkeit sowie die Gestaltungskriterien und Überlegungen des Künstlers Jochen Kitzbihler.

Die vollständige Liste (einschließlich der bisherigen Nachträge) der auf dem Mahnmal benannten jüdischen Opfer des Nationalsozialismus in Mannheim begleitet den Haupttext als eindrucksvolles Namensband. Dieses Band macht das Buch in einer weiteren Dimension zu einer wertvollen Dokumentation, die jedem Interessierten das Suchen "seiner" Namen erleichtert.

Die reichhaltige Bebilderung illustriert nicht nur die kurzgefasste Geschichte der Juden in Mannheim, sondern auch den Umgang der heutigen Menschen mit der Gedenkskulptur. Sie dokumentiert zugleich einzelne Aspekte der Ästhetik dieses Kunstwerks.

60 Jahre nach Kriegsende wurde in Mannheim ein weiterer Mosaikstein gesetzt, ein würdiges Zeugnis der historischen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Volker Keller

GESCHICHTE

Das Rätsel der Kelten vom Glauberg. Glaube, Mythos, Wirklichkeit. Ausstellungskatalog. Herausgeber: Hessische Kultur GmbH, Wiesbaden. 344 S., Stuttgart 2002. ISBN 3-8062-1592-8 (Buchhandelsausgabe), € 39,90, ISBN 3-8062-1832-3 (Museumsausgabe), € 19,90.



Es ist wohl wahr, Südwestdeutschland hat den Römern vieles zu verdanken, in Baden mag da mancher nicht zuletzt an den Weinanbau und die Thermalbäder denken. Die aktuelle Landesausstellung "Imperium Romanum", im Karlsruher Schloss und in Stuttgart zweigeteilt untergebracht, zeigt eine Vielzahl an Exponaten; römische Hinterlassenschaften, die von regem Kulturaustausch und zivilisatorischer Ent-

wicklung zeugen. Auf die befruchtende Wirkung solcher Völkerbegegnungen und -bewegungen hinzuweisen, ist sicher eine der vornehmsten Aufgaben historischer Ausstellungen. Es sollte darüber aber nicht vergessen werden, dass überall dort, wo Neues entsteht, auch ein bereits währendes Altes beiseite geschoben wird. Man muss dabei ja nicht sofort in Begriffe wie "Zerstörung" und "Auslöschung" verfallen, um kenntlich zu machen, dass die Römer, als sie ihren Machtbereich in Europa weiter und weiter dehnten, nicht in menschenleeren und kulturell verödeten Raum vordrangen. Freilich, glaubt man den römischen Geschichtsschreibern, hausten an den Rändern des "Imperium Romanum" vornehmlich die "Barbaren", mehr oder weniger "kulturlose Gesellen" allesamt; so wie eben seit jeher Eroberer ihre Feldzüge zu rechtfertigen pflegen: als Verbreitung "höherer Kultur" oder als präventive Abwehr einsickernder "Verfallserscheinungen".

Bei einer Bilanz dessen, was "wir" den Römern an Errungenschaften historisch zu verdanken haben, sollte daher nicht vergessen werden, was dies "uns" auf der anderen Seite gekostet hat. Um sich darüber ein Bild zu verschaffen, bietet sich nach einem Gang durch Karlsruhe und/oder Stuttgart, der ergänzende Besuch einer Ausstellung an, die seit dem 6. Okt. wieder in Darmstadt zu sehen ist. Bereits 2002 vermittelte "der Keltenfürst vom Glauberg" in der Frankfurter Schirn dem interessierten Besucher einen gelungenen Einblick in Lebenswelt und Kultur jener Menschen, die vor den Eroberungszügen der Römer weite Teile Europas bevölkert hatten und deren Rudimente sich noch heute in Sprachinseln (Irland, Schottland, Wales und Bretagne) bewahrt haben. Der informative Katalog zur Ausstellung, auf den ausdrücklich hingewiesen sei, räumt bereits in seiner von Karl Weber verfassten Einleitung mit dem Vorurteil auf, die Schriftlosigkeit der keltischen Kultur belege eine gewisse Inferiorität gegenüber der römischen. Angesichts einer heute um sich greifenden Illiterarität in Zeiten digitaler Medien, in denen uns das schleichende Ende der eigenen Buchkultur zu blühen scheint, ist es ja nur folgerichtig, die Schrift nicht mehr als Alleinstellungsmerkmal höherer

Kultur zu werten. Vor diesem Hintergrund erschließt sich auch Kunst, Alltag und Mythologie der Kelten als eine reiche, hoch entwickelte Zivilisation, (Abzulesen ist dies an einem anwachsenden Fundus materieller Zeugnisse, die wir vor allem den verbesserten Methoden der Archäologie zu verdanken haben.) Und demjenigen, der eben noch in Baden die römische Kultur bewundern durfte, und dies mit vollem Recht, das sei überhaupt nicht geleugnet, enthüllt sich hier im benachbarten Hessen, welche Fülle an keltischer "Lebensart" dafür eben auch sich hatte anpassen bzw. ganz hatte weichen müssen. Und welch ein Glück wiederum, sich als Mitteleuropäer mit seinen Wurzeln in diesen beiden großen Geschichts- und Kulturträgern verankert zu wissen. Karl Heinz Kees

BIOGRAPHIE

Hans-Josef Wollasch, Gertrud Luckner. Botschafterin der Menschlichkeit. Verlag Herder, Freiburg 2005, 144 S., 28 Abb., ISBN 3-451-26085-9, 14,90 €.



Die meisten Deutschen haben die nationalsozialistischen Verbrechen an unseren jüdischen Mitbürgern widerstandslos hingenommen. Ursache war Angst, wurden doch allein schon regimekritische Worte hart geahndet. Gleichwohl gab es Menschen, die furchtlos versuchten, den Bedrängten beizustehen. Zu ihnen gehörte die Caritashelferin Gertrud Luckner. Schon bald nach der braunen Machtergreifung unterstützte sie bedrängte Juden und beriet sie in Auswan-

derungsfragen. Nach Kriegsausbruch bemühte sie sich, die verfolgten Menschen vor Deportation zu bewahren, zu verbergen oder heimlich über die Grenze zu lotsen. Als 1941 die Juden zum Tragen eines aufgenähten gelben Davidsterns gezwungen wurden, begleitete sie ihre Schützlinge demonstrativ auf Gängen durch das Stadtgebiet, ... damit sie nicht das Gefühl hatten, allein zu sein. Im März 1943 wurde Frau Luckner von der Gestapo verhaftet, über Monate verhört und sodann ins Konzentrationslager Ravensbrück verschleppt. Nach unsäglichen Leiden erlebte sie im Mai 1945 ihre Befreiung.

Gertrud Luckner war im Jahre 1900 in Liverpool geboren worden, mit sechs Jahren kam sie nach Deutschland, legte in Königsberg das Abitur ab, studierte Volkswirtschaft in Frankfurt und in Freiburg. 1933 war sie zum katholischen Glauben übergetreten. 1936 ging sie als Angestellte zum Caritasverband in Freiburg, damit konnte sie aus einer geschützteren Position heraus helfen. Nach Kriegsende stellte sich Dr. Luckner ganz in den Dienst der Fürsorge für Verfolgte jeder Art. Um Aussöhnung bemüht gab sie mit einigen Gleichgesinnten fortlaufend den Freiburger Rundbrief heraus, der Beiträge zur christlichjüdischen Begegnung brachte. Wiederholt ist sie nach Israel eingeladen worden. Hoch geehrt verstarb Dr. Gertrud Luckner im August 1995 in Freiburg.

Die schon länger erwartete umfassende Biographie liegt jetzt vor. Sie enthält zugleich eine Sammlung von Lebenszeichen aus den Jahren im KZ und ein erstmals im vollen Wortlaut veröffentlichtes Notizen- und Tagebuch für die Zeit von April bis Juli 1945. Ausgestattet ist die Schrift mit reichhaltigem Bildmaterial, das ebenso wie die gezeigten Dokumente dem Autor, ehemals Leiter des Caritasarchivs, auf kurzem Wege zugänglich war. Es ist die ergreifende Geschichte einer mutigen Frau, die aus christlicher Nächstenliebe immer wieder ihr Leben für andere eingesetzt hat.

Reiner Haehling von Lanzenauer

ARCHIVWESEN

Rödel, Volker (Hrsg.): Umbruch und Aufbruch. Das Archivwesen nach 1800 in Süddeutschland und im Rheinland. Werkhefte der staatl. Archivverwaltung Ba-Wü, Serie A, Heft 20. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart. ISBN 3-17-018762-7, 39,00 Euro.

Umbruch und Aufbruch Das Archivwesen nach 1800 in Süddeutschland und im Rheinland

Herausgegeben von Volker Rödel

Kohlhammer

Die Turbulenzen und politischen Umwälzungen in Europa der Napoleon-Zeit betrafen u. a. auch die Archive Mitteleuropas, die durch die Säkularisation und die Vielfalt der territorialen Neuordnung "archivorganisatorische Probleme ersten Ranges" bekamen. Selten war die Aufgabe der Neuordnung so groß wie im so überraschend vergrößerten Baden. Im 200. Jahr, nachdem das Generallandesarchiv Badens per

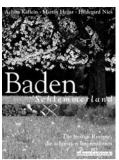
Organisationsedikt entstand, war es angebracht, die seit der napoleonischen "Flurbereinigung" vorgenommene Expansion des Landes Baden, vor allem auch die verwaltungsmäßige Vereinheitlichung des alten "Flickenteppichs" in neue Organisationsschemata begreißbar, erfassbar zu machen. Damals ein mutiges Vorhaben von Johann Nikolaus Friedrich Brauer, mit Registraturen und Archiven das Verwaltungsgeschehen kontrollierbar, auffindbar zu machen. Natürlich haben wir heute so beste Quellen der Forschung und Geschichtsschreibung.

Adolf Schmid

KOCHBUCH

Käflein, Achim / Hegar, Martin / Nies, Hildegard: Baden Schlemmerland. Die besten Rezepte. Die schönsten Impressionen. Verlag edition-kaeflein.de, Freiburg, 1. Auflage 2005. 216 Seiten, 575 farbige Photos, 100 Rezepte, ISBN 3-9810093-1-2, 24,80 €

Der Verlag preist dieses neue Buch mit Überzeugungskraft an: "Ein Buch für alle, die in Baden leben, die Baden mögen oder die Baden kennen lernen wollen". Hier wird ein neuer Baden-Wegweiser präsentiert, der Badens schönste Landschaften zeigt, lebendige



Städte portraitiert, vielfältige Sehenswürdigkeiten rühmt, Schlösser und Burgen, Kapellen und Kathedralen würdigt. Er dokumentiert Bräuche und Traditionen, vermittelt sympathisch badisches Lebensgefühl. Baden ist in der Tat viel mehr als ein geographischer Begriff: Baden hat so viele Gesichter wie es Landschaften hat, feiert von Januar bis Dezember die

verschiedenartigsten Feste mit den unterschiedlichsten Ansprüchen an kulturellem Niveau, ist sicher "das gesegnetste Land der Welt". Ganz einverstanden!

Baden ist vor allem geliebt für seine Lebenskultur - und für sein kulinarisches Paradies. Die schmucken badischen Städte - alle haben ihre traditionellen Gerichte, aber auch interessante leichte und vegetarische Alternativen: Wir wär's z. B. mit Bärlauchsuppe und Bärlauchpesto, Spargel mit Sauce Hollandaise und Krazete, Kutteln mit Sauerampfer und Weißwein, Kohlrabischeiben und Brägele, Waldmeister-Weincreme mit frischen Erdbeeren, Tomaten-Bohnensalat mit roten Zwiebeln. Ochsenbrust mit Bouillonkartoffeln. Natürlich ist die Schwarzwälder Kirschtorte nicht zu vergessen, Schäufele im Brotteig, gefüllte Kalbsröllchen mit Quark-Spätzle. Zur badischen Küche gehört aber natürlich auch der badische Wein -"von der Sonne verwöhnt", mit einer wirklich beneidenswerten vielfältigen Palette der Rebsorten. Dass auch "süße Verführungen" überall in badischen Gasthäusern und Cafés serviert werden, gehört zur selbstverständlichen badischen Gastlichkeit, wie sie überall zwischen Weinheim und dem Bodensee praktiziert wird - z. B. in Staufen mit der Schladerer-Williams-Torte oder mit Kuchen und Pralinen aus dem Café Decker.

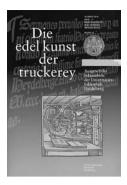
Dieses gelungene Baden-Buch breitet eine Fülle zuverlässiger landeskundlicher Informationen, z. B. in der Präsentation einiger badischer Städte und unverwechselbarer Regionen, kenntnisreich und liebevoll beschrieben von Hildegard Nies. Höchst anregend und aufschlussreich sind die 575 bestens gelungenen Photos von Achim Käflein; sehr hilfreich 250 ausgesuchte Adressen von Restaurants, Winzern, Erzeugern – und die vielen Schwarzwald-Rezepte von Martin Heger. Sie belegen, dass sich das gastronomische Niveau gut etabliert hat im "schönsten Land in Deutschlands Gau'n". Prosit und guten Appetit!

Adolf Schmid

DIVERSES

Schlechter, Armin (Bearb.): Die Edelkunst der Truckerei. Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Band 6. Universitätsverlag Winter/Heidelberg. Ausstellungskatalog. ISBN 3-8253-5059-2, 16,00 €.

Die Heidelberger Universitätsbibliothek hat einmalige historische Sammlungen – und sie ist vorbildlich in der Art, wie sie erschlossen und zugänglich gemacht werden. Zuletzt waren es die mittelalterlichen Codices der ehemaligen Bibliotheca Palatina und die Salem-Sammlung. Zur Zeit stehen 65 Codices über das



Internet zur Verfügung. Zusätzlich bietet die UB im Jahresrhythmus Ausstellungen, bereichert um gut illustrierte Kataloge. Die Ausstellung 2005 umfasst nun 1800 Inkunabeln, erinnert eindrucksvoll an Johannes Gutenberg. Sebastian Münster (1488–1552) rühmte 1544 in seiner Kosmographie: "Von dem jar Christi 1440 biß zuo dem jar 1450 ward zuo Metz die edel Kunst der truckerev erfunden ...". In diesem Band

wird die Entstehungsgeschichte der Heidelberger Inkunabelsammlung klar und sympathisch beschrieben, eine schöne Einladung zur Ausstellung. Adolf Schmid

Anita Büscher: Phantastisches Jahrbuch 2006 – Künstler-Jahrbuch mit Kalendarium. B & B Verlag Königsbach NW 2005, 176 Seiten, 28,50 €



Anita Büscher's phantastische Illustrationen mit Motiven aus Mannheim und der Pfalz erzählen vom Gleichlauf des Jahres mit der Natur, den Gestirnen, den Traditionen unserer Kultur. In zwölf Geschichten und meist surreal gemalten Bildern gibt sie den Monaten "ihre Seele zurück" haucht ihnen Leben ein. 54 heiter-besinnliche Vignetten verzaubern den Alltag, Woche für Woche.

Die Darstellungen erinnern mit ihrer märchenhaften Prachtentfaltung an die Miniaturmalerei des Mittelalters.

Die träumerische Bilderwelt Anita Büschers ist eingebettet in eine klare Kalenderstruktur. Die Architektin Tanja Büscher gestaltete das Layout geschmackvoll und einfühlsam.

Das "Phantastische Jahrbuch 2006" ist eine liebenswerte künstlerische Rarität unter den Kalendern des neuen Jahres mit kurpfälzisch-nordbadischem Ambiente. Volker Keller

Berschin, Walter: Mittellateinische Studien. Mattes-Verlag, Heidelberg, 1. Aufl. 2005, 456 Seiten, 31 schwarz-weiß Abbildungen, ISBN 3-930978-75-X, 75,00 Euro.

Dieser 456 Seiten umfassende Band enthält 38 Studien des Heidelberger Mediävisten Walter Berschin, dabei 33 Aufsätze, die sachlich oder methodisch neue Ergebnisse vermitteln. Berschin hat dieses Buch "allen Freunden der "Vatersprache" Latein und un-



mittelbar erfahrbarer europäischer Geschichte" gewidmet.

Berschin erinnert an Ernst Robert Curtius und sein Werk "Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter", 1948 in Bern erschienen. Curtius stellte die lateinische Literatur des Mittelalters in den Zusammenhang der europäischen Literatur und erreichte so ein großes Publikum für sein Anliegen, sein Buch wurde zur "Bibel der

Mittellateiner". Berschin setzte dagegen seine eigene persönliche Erfahrung – 1948: "Das Familienproblem waren nicht Buchneuerscheinungen des Jahres 1948, sondern die Frage der Mutter, ob man die Kinder im Sommer 1948 nochmals barfuß ins Gymnasium schicken könnte, oder ob man von den 40 DM "Kopfgeld", die man am 20. VI. 1948 in einem von Amerikanern schwer bewachten Gasthaus (in Augsburg) abholen durfte, Schuhe kaufen müsse …".

Walter Berschin hat nun mit diesen Studien, 2005 vorgelegt, die Beziehung, den Zusammenhang wieder klargestellt. Die "Bibliographie W. Berschin" (S. 433–456) belegt eindrucksvoll, wie groß seine Verdienste um die Rückgewinnung mittellateinischer Literatur sind. Jedes der 38 Kapitel enthält Glanzpunkte, zeigt souveräne Meisterschaft. Sie berechtigt Berschin auch zu saftiger Kritik an manchen Kollegen; denn "weniger selbstverständlich sind in der Mediävistik Kenntnisse der (alten) Sprachen und Wille oder Fähigkeit, sich in den Stil eines Autors einzuarbeiten. Das verführt manche Editoren dazu, handschriftlich breit dokumentierten Nonsens zu drucken, ohne sich zu fragen, ob solcherlei möglich und dem Autor zuzutrauen wäre …"

Viele Themen dieses Buches sind auch regionalgeschichtlich besonders wichtig: Gallus, St. Gallen, Reichenau, auch die "topoi paralleloi" am Beispiel von St. Peter und St. Märgen. Walter Berschin ist hier ein großer Wurf gelungen, ein wissenschaftliches Meisterstück.

Adolf Schmid

Schäffner, Werner: Flurnamen, Straßennamen, Sagen und Erzählungen von Staufen, Grunern und Wettelbrunn. Selbstverlag, 2. Aufl. 2005, 128 Seiten, 3 Karten. 9.50 Euro.

1988 war das Staufener Flurnamenbuch erstmals erschienen, im Frühsommer 2005 kam nun die 2. Auflage: "Flurnamen, Straßennamen und Sagen von Staufen, Grunern und Wettelbrunn". Schäffner gibt dabei plausible Erklärungen für die alte Namensgebung. Es weckt Interesse, wie der Autor auch historische Persönlichkeiten in ihrer Bedeutung für die kommunale Geschichte verständlich macht – ein gutes Beispiel für zuverlässige heimatgeschichtliche Informationen. Ganz spannend natürlich, was Werner Schäffner zu Dr. Faust in Staufen erzählt.

Adolf Schmid

Der Enzkreis. Jahrbuch 10. Hrsg. vom Landratsamt Enzkreis. Pforzheim und Ubstadt-Weiher 2003, 352 Seiten, mit 170 Abb.; ISBN 3-9806682-5-8, € 12,80.

Mit dem vorliegenden Band erschien 2003 das 10. Jahrbuch "Der Enzkreis", das in zweijährigem Turnus herausgegeben wird und sich wiederum durch eine freundliche Aufmachung mit durchweg farbigen Abbildungen empfiehlt.

Hervorzuheben ist, dass auch in diesem Band die Themen weit über die klassischen Felder der Landesgeschichte hinausgehen. Der Bogen wird gespannt von historischen Themen bis hin zur Landschaftsgeschichte und Naturschutz, setzt aber auch einen besonderen Schwerpunkt auf das Thema soziale Fürsorge.

Dieser Band erfüllt seinen Anspruch als Chronist der Gegenwart weit über die turnusmäßig erscheinende Chronik der vergangenen beiden Jahre (2001–2003) hinaus. Hierzu zählt der Rückblick auf 30 Jahre Enzkreis durch den ehemaligen Landrat Werner Burckhart, eine Darstellung des Umbaus eines Weinbrennerhauses zum Archivgebäude der Stadt Neuenbürg (Lolita und Bernd Säubert), er enthält aber auch eine Rückschau auf die Partnerschaft zwischen dem Enzkreis und der Provinz Reggio Emilia in Norditalien oder einen Rückblick auf die Kulturtage des Landkreises 2002.

Die Redaktion hat das "Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen" 2003 dazu genutzt, dieses Thema zu einem besonderen Schwerpunkt ihres Jahrbuchs zu machen. Hierfür konnten Autoren gewonnen werden, die mit der Behindertenarbeit beruflich zu tun haben. Nach einem allgemeinen Artikel zur Integration von Menschen mit besonderen Bedürfnissen und Begabungen von Hans-Peter Böhringer folgt ein Überblick über das Sonderschulwesen in Pforzheim und dem Enzkreis (Petra Gassauer). Beginnend mit den 1960er Jahren, legt der Artikel den Schwerpunkt auf die aktuelle Situation der Gustav-Heinemann-Schule in Pforzheim und der Schule am Winterrain in Ispringen. Es folgen dann die Darstellungen zweier Träger der freien Wohlfahrtspflege im Enzkreis, nämlich der "Lebenshilfe" und der Caritas, die ihre Arbeit in den letzten Jahrzehnten vorstellen. Eine bemerkenswerte Ergänzung bildet der Beitrag von Olaf Schulze über Joseph Dannhauser (1731–1803) aus Neubärental, Gemeinde Wurmberg, der ohne Vorderarme und Füße zur Welt kam, aber trotzdem schreiben und allerlei akrobatische Kunststücke vollbringen konnte. Er lebte als "der Wurmberger Bettelbube" in einer selbst gebauten Hütte mitten im Wald zwischen Wurmberg und Pforzheim. Der Autor weitet jedoch seinen Blick auf das Schicksal einiger berühmter Behinderter der Frühen Neuzeit, wie z. B. Sabina Amelthau aus Schlesien oder dem armlosen Ratsschreiber Thomas Schweicker aus Schwäbisch Hall. Sein Resümee bleibt allerdings, dass das Thema Behinderung von der Geschichtsschreibung noch weitgehend vernachlässigt wurde.

Einen besonderen Aspekt der Medizin- bzw. Sozialgeschichte behandelt Konstantin Huber in seinem sehr materialreichen Aufsatz über die "Pest und andere Seuchen im Pforzheimer Umland", und zwar in der Zeit von 1560 bis 1645. Quellengrundlage sind die Totenregister von 14 Pfarreien, die 25 Dörfer (!) umfassen, teilweise aber auch über das Kreisgebiet hinausgehen (Weissach und Flacht). Er konnte feststellen, dass in den Jahren 1560 bis 1600 etwa im 10-Jahres-Abstand immer wieder Wellen von Epidemien

die Dörfer erfassten. Häufig waren jedoch nur einzelne Dörfer von Seuchen betroffen, während benachbarte Siedlungen unberührt blieben. Einen gewissen Rückgang gab es in den Jahrzehnten vor dem dreißigjährigen Krieg, um dann in den Jahren 1634–36 zu einer ungeheuren Katastrophe zu kommen. Die durch Plünderungen und Hunger geschwächte Bevölkerung wurde zu einem Viertel bis zur Hälfte Opfer der Pest. Huber sieht damit – ähnlich wie von Stefan Benning für das Gebiet Metter und Zaber festgestellt – auch das Umland von Pforzheim als einen besonderen Schwerpunkt innerhalb des Herzogtums Württemberg.

Martin Geier nimmt die Sage über eine Gräfin, die auf der Schlosssteige von Neuenbürg spukt, zum Ausgangspunkt für verschiedene Studien über den Neuenbürger Obervogt Christoph v. Haugwitz (und dessen Herkunft südlich von Bautzen). Der Sage nach soll seine Ehefrau Marie umgehen, da ihr Ehemann das Versprechen gebrochen hatte, sie in ihrer Heimat zu bestatten – tatsächlich wurde sie in Neuenbürg und nicht in ihrer Heimat Degenfeld zu Grabe getragen. Von besonderem aktuellen Interesse ist, dass im Jahr 2000 im Zuge der Inventarisierung von Kleindenkmalen tatsächlich ein Gedenkstein aufgefunden wurde, der identisch mit dem in der Sage erwähnten Stein sein könnte.

Eine bemerkenswerte Verbindung von Natur- und Kulturgeschichte liefern einige weitere Beiträge. Ilse und Johannes Häge stellen die Geschichte des "Maulbronner Closterweinbergs" dar. Das Thema erhielt vor allem dadurch Aktualität, dass seit Ende der 1990er Jahre wieder Weinbau betrieben wurde, nachdem die Weinberge in den 1920er Jahren aufgegeben worden waren. Ebenfalls um das Thema Kulturlandschaft und ihre Geschichte geht es in einem Aufsatz von Fritz-Gerhard Link, der die historischen Ortsränder im Enzkreis untersucht. Aus den früher meist von Obstbaumgürteln geprägten Ortsrändern wurden "Einfamilienhaus-Steppen" mit Hausgärten. Thematisch direkt daran anschließend weist Gerhard Vögele auf die ökologische Bedeutung der Streuobstwiesen als gefährdete Refugien der Tier- und Pflanzenwelt hin. Obwohl aus dem Enzkreis noch keine großflächigen Untersuchungen vorliegen, lassen sich auch hier die Streuobstwiesen als vielfältige Rückzugsgebiete von bedrohten Tieren und Pflanzen nachweisen. Von Interesse ist auch der Beitrag von Heinz Haug über die Direktvermarktung landwirtschaftlicher Erzeugnisse im Enzkreis, ein Versuch der Landwirte, sich in Zeiten des fortdauernden Preisverfalls für Agrargüter zu behaupten.

Abgerundet wird der Band durch weitere Beiträge über einzelne Kreisorte wie die Reformgemeinde Engelsbrand (Carlo Burkhardt) oder Wimsheim aus Anlass der Verzeichnung des Gemeinderarchivs (Heike Sartorius), aber auch eine Hausgeschichte über das heutige Archivgebäude von Neuenbürg (Karl Mayer) sowie zwei kleinere Biografien über Jakobina Friederika Lutz (Fritz Barth), eine Wirtin, die 1796 ihre Gemeinde Calmbach vor einer Zerstörung durch französische Truppen rettete, indem sie die geforderte Brandschatzungssumme von 20 000 fl. in ihrer Schürze brachte, und über Hermann Heinrich Frey (Günther Mahal), einen in Dürrmenz 1549 geborenen Pfarrer, der als Verfasser so genannter "Teufelbücher" in Erscheinung trat, in der streng protestantisch-orthodox die "Welt voll Teufel" differenziert und nach bestimmten Lastern dargestellt wurde. Kurzum, der Band liefert wieder ein breites und ideenreiches Spektrum von Themen aus Geschichte und Vergangenheit des Enzkreises. Nikolaus Back